

FRANZ NIKOLASCH
(Hrsg.)

SYMPOSIUM
ZUR
GESCHICHTE VON MILLSTATT
UND KÄRNTEN

2011

Kaiser Friedrich III. und der St. Georgs-Ritterorden – Fakten und Fiktionen <i>Johann Tomaschek</i>	1
Der Millstätter Bezirk in der Steiermark <i>Alois Ruhri</i>	26
Vom Ende des Millstätter Distrikts zur Eingliederung der Pfarren in die Diözesen Leoben, Seckau und Gurk <i>Rudolf K. Höfer</i>	42
Die Klausur der Benediktinerabtei in Millstatt – Anlage und Bauschema <i>Gerold Esser / Gerald Eichinger</i>	62
Erhellendes zu Leben und Werk von Felix v. Luschan und Gabriel v. Max <i>Hubert D. Szemethy</i>	95
Die Skizzenbücher der Christine v. Luschan (1833 – 1879) Lokalgeschicht- liche Erkenntnisse zu Millstatt und Oberkärnten <i>Axel Huber</i>	133

Kaiser Friedrich III. und der Sankt-Georgs-Ritterorden.

Fakten und Fiktionen

Johann Tomaschek

Vorbemerkung

Zu den Anfängen des Sankt-Georgs-Ritterordens, der ab 1469 in der ehemaligen Benediktiner-Abtei Millstatt seinen Hauptsitz hatte, scheint es nach Auskunft der einschlägigen Literatur keine offenen Fragen zu geben – über die Gründung und ursprüngliche Zweckbestimmung dieses Ordens wird dort weitgehend der Eindruck gesicherten Wissens und unzweifelhafter Fakten vermittelt. Schaut man sich diese unter historisch-kritischer Perspektive aber genauer an, so erweisen sich einige vermeintliche Fakten als Fiktionen. Diese sollen im vorliegenden Beitrag als solche aufgezeigt und mit den Aussagen der Schriftquellen konfrontiert werden. Die hieraus gewonnenen Fakten werden auch deutlich machen, wie es überhaupt zu den Fiktionen in der Geschichtsschreibung kommen konnte.

1. Die Gründung des Sankt-Georgs-Ritterordens

1.1 „Kaiser Friedrich III. hat den Sankt-Georgs-Ritterorden gegründet“

An den Beginn stelle ich eine Fiktion, die allenthalben in der Literatur (und auch im Internet¹) bis herauf in die neueste Zeit zu finden ist, sich aber von allen unzutreffenden Auffassungen am einfachsten und raschesten richtig stellen lässt – nämlich die Behauptung, dass der Sankt-Georgs-Ritterorden von Kaiser Friedrich III. gegründet worden sei. So ist es jedenfalls (mit wenigen Ausnahmen, auf die ich gleich noch hinweisen werde) sowohl in den auf Millstatt und den Georgs-Ritterorden Bezug nehmenden Publikationen wie auch in den landesgeschichtlichen Standardwerken zu lesen.

Ich kann es mir hier ersparen, die entsprechenden – meist ziemlich ähnlich oder völlig gleich lautenden – Formulierungen von Heinrich HERMANN² und Robert EISLER³ über

¹ Als Beispiel sei hier genannt www.stiftsmuseum.at/stift-millstatt/geschichte/st-georgs-ritterorden (Zugriff am 29. 11. 2011), wo es heißt: „Kaiser Friedrich III. ... gründete mit Bestätigung von Papst Paul II. in Rom am 1. Jänner 1469 den St. Georgs- Ritterorden.“

² Handbuch der Geschichte des Herzogthumes Kärnten in Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern. I. Band: Geschichte Kärntens vom Jahre 1335-1518, Klagenfurt 1860, S. 413; HERMANN bezeichnet die am 1. Jänner 1469 ausgestellte päpstliche Urkunde als „Confirmationsbulle“.

³ Geschichte von Millstatt unter Mitarbeit von Franz HALMSCHLÄGER, 1914. Hrsg. von Axel HUBER anlässlich des Festaktes „75 Jahre Österreichische Bundesforste 1925-2000“, Millstatt 2000, S. 144. EISLER bezeichnet die päpstliche Urkunde vom 1. Jänner 1469 ebenfalls als „Konfirmationsbulle“.

Walter WINKELBAUER⁴ und Erika WEINZIERL-FISCHER⁵ bis Claudia FRÄSS-EHRFELD⁶ und Peter TROPPE⁷ im jeweiligen Wortlaut vollständig zu zitieren. Der Grundtenor ist durchwegs derselbe: Der Kaiser hat den Orden gegründet, wobei in sämtlichen Publikationen abschwächend hinzugefügt wird, dass der Papst diese Gründung bestätigt oder „konfirmiert“ habe.

Nun gibt es aber keine kaiserliche Gründungsurkunde (und auch keinen Hinweis darauf, dass ein solches Dokument jemals existiert hätte), sondern lediglich die bekannte Papst-Urkunde Pauls II. vom 1. Jänner 1469, die uns in der Folge auch sonst noch einige Male begegnen wird. Handelt es sich bei diesem Dokument⁸ nur um die in der Literatur mehrmals angesprochene „Bestätigung“ beziehungsweise „Konfirmierung“ der Ordensgründung – oder haben wir es hier doch mit der Gründungsurkunde des Ordens im eigentlichen Sinne zu tun ?

Die Antwort auf diese Frage ist so nahe liegend und so eindeutig zu geben, dass es geradezu verwunderlich erscheint, dass man sie nicht immer schon ganz selbstverständlich zu geben vermochte – wobei zur Ehre der Historikerzunft gesagt werden muss: Es gibt doch auch einige Autoren, die sich in dieser Sache bereits den nötigen Durchblick verschafft haben. Nachdem schon Hermann WIESSNER 1972 im Regest zu der von ihm besorgten Edition⁹ den Inhalt der Urkunde zutreffend wiedergeben hatte, hat Heinrich KOLLER¹⁰ sechs Jahre später in seinem Referat auf

⁴ Der St. Georgs-Ritterorden Kaiser Friedrichs III. Phil. Diss., Wien 1949, S. 2f. WINKELBAUER bezeichnet die Papst-Urkunde vom 1. Jänner 1469 zwar als „Stiftungsbulle“ und sieht darin „die eigentliche Stiftung oder genauer gesagt rechtskräftige Bestätigung“; er nimmt aber ohne Angabe von Belegen an, dass „von Seiten des Kaisers ... die Errichtung des Ordens spätestens 1468 stattgefunden“ habe.

⁵ Geschichte des Benediktinerklosters Millstatt in Kärnten, Klagenfurt 1951, S. 39. Die Autorin spricht von dem „von ihm (dem Kaiser) gegründeten Georgsritterorden“ und bezeichnet die Urkunde vom 1. Jänner 1469 in Anm. 55 als „päpstl(iche) Konfirmation“.

⁶ Geschichte Kärntens, Band 1: Das Mittelalter, Klagenfurt 1984 (2., unveränderter Nachdruck 2005), S. 641. Der Georgsritterorden war nach Ansicht der Autorin „im Winter 1468/69 ... sicher bereits ins Leben gerufen“; als geistlicher Orden bedurfte er aber noch „der Bestätigung des Papstes“, die am 1. Jänner 1469 erfolgt sei.

⁷ Vom Missionsgebiet zum Landesbistum. Organisation und Administration der katholischen Kirche in Kärnten von Chorbischof Modestus bis zu Bischof Köstner, Klagenfurt 1996, S. 110. TROPPE bezeichnet den Georgs-Ritterorden als „Innovation“ Kaiser Friedrichs III. und spricht von einer „Bestätigung“ der Stiftung durch den Papst.

⁸ Hermann WIESSNER (Hg.), Monumenta Ducatus Carinthiae, 11. Band: Die Kärntner Geschichtsquellen 1414-1500, Klagenfurt 1972, S. 160-164 (Nr. 406). Im kurz gefassten Regest wird der Inhalt erstmals in der einschlägigen Literatur zutreffend ausgedrückt: „Errichtung des St. Georgs-Ritterordens durch Papst Paul II.“ – Das Original befindet sich im Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien.

⁹ WIESSNERs Edition und Regest (siehe dazu die vorige Anm.) sind aber in der Literatur bis in die jüngste Zeit merkwürdigerweise nicht rezipiert worden – statt des Wortlauts der Urkunde werden jeweils nur die älteren Publikationen zitiert.

¹⁰ Der St. Georgs-Ritterorden Kaiser Friedrichs III. In: Josef FLECKENSTEIN und Manfred HELLMANN (Hg.), Die geistlichen Ritterorden Europas, Sigmaringen 1980, S. 417-429; zur „Errichtung des Georgsordens mit dem Sitz in Millstatt“ durch Papst Paul II. „mit 1. Jänner 1469“ S. 423.

einer Tagung des Konstanzer Arbeitskreises die Formulierung gebraucht, dass Kaiser Friedrich die Errichtung des Georgs-Ritterordens vom Papst „erwirkt“ habe (diese Formulierung hat übrigens auch in den neuen Dehio-Kärnten¹¹ Eingang gefunden), und neuerdings hat Wilhelm DEUER¹² die Papsturkunde vom 1. Jänner 1469 in seinem Beitrag über Millstatt in der „Germania Benedictina“ ohne Umschweife als die „Stiftungsbulle“ des neuen Ritterordens bezeichnet.

Ein Blick in das Dokument selbst lässt auch gar keinen Zweifel an der Sachlage aufkommen: In jenem Teil der Urkunde, der als Dispositio¹³ den rechtlichen Kern des Dokuments bildet und die Willenserklärung des Ausstellers zum Ausdruck bringt, sagt Papst Paul II. klar und unmissverständlich: „*Nos igitur ... militarem ordinem Sancti Georgii ... exigimus, instituimus, facimus et creamus*“ – also: „Wir (der Papst, im Pluralis) vollbringen, errichten, machen und schaffen somit diesen Ritterorden des heiligen Georg“¹⁴. Nicht weniger als vier Verben mit der gemeinsamen Bedeutung des Gründens und Hervorbringens werden hier verwendet; stärker lässt sich die Rolle, die der Papst hier als tatsächlicher und einziger Ordensgründer spielt, sicher nicht mehr in Worte fassen.

Wenn nun die Aussage der Urkunde ohnedies so klar ist – wie konnte es dann zu der Fiktion kommen, der Kaiser habe den Georgs-Ritterorden errichtet, gegründet oder gestiftet ? Auch diese Frage lässt sich zu einem guten Teil mit Hilfe desselben Dokuments beantworten. Aus dessen erstem Hauptteil, der so genannten Narratio¹⁵, in der über die Vorgeschichte der päpstlichen Verfügung berichtet wird, geht ganz deutlich hervor, dass Kaiser Friedrich die treibende Kraft hinter der Gründung des neuen Ordens

¹¹ Gabriele RUSSWURM-BIRÓ (Bearb.), Die Kunstdenkmäler Österreichs, Kärnten. Dritte, erweiterte und verbesserte Auflage, Wien 2001, S. 537.

¹² Millstatt (Männerkloster). In: Ulrich FAUST und Waltraud KRASSNIG (Bearb.), Die benediktinischen Mönchs- und Nonnenklöster in Österreich und Südtirol, Band 2 (Germania Benedictina III/2), St. Ottilien 2001, S. 758-822; zur Papst-Urkunde als „Stiftungsbulle für den St. Georgs-Ritterorden“ S. 772.

¹³ Zu diesem in der urkundenwissenschaftlichen Terminologie bedeutsamen Begriff siehe: B(ernd) SCHNEIDMÜLLER, Artikel „Dispositio“. In: Lexikon des Mittelalters, Band III, München-Zürich 1986, S. 1114: „Die D(ispositio) nimmt inhalt(ich) wie formal die zentrale Stellung im Urkundenformular ein; sie findet daher „das bes(ondere) Interesse der rechts-, verfassungs-, sozial- und besitzgeschichtlichen Forschung“. – Ausführlicher und differenzierter äußert sich dazu: Heinrich FICHTENAU, Forschungen über Urkundenformeln. In: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 94 (1986), S. 285-339, speziell zur Dispositio S. 315-321.

¹⁴ Hermann WIESSNER (wie Anm. 8), S. 162, zweiter Absatz von oben, Z. 7f. – Beim Verbum „*exigimus*“ dürfte es sich um einen Transkriptionsfehler handeln, da es wohl „*erigimus*“ heißen soll. Das würde aber an der Intention der päpstlichen Formulierung nichts ändern.

¹⁵ Siehe dazu den Artikel „Narratio“ von A(lfred) GAWLIK in: Lexikon des Mittelalters, Band VI, München-Zürich 1993, Sp. 1026, wo es einleitend heißt: „(Die) Narratio schildert in erzählenden Tonfall ... die einzelnen, tatsächl(ichen) oder vorgebl(ichen) Umstände, die der Ausstellung einer Urk(unde) vorangegangen sind.“ – Weiters sei auch hier auf die differenzierteren Ausführungen von Heinrich FICHTENAU, Forschungen (wie Anm. 13), S. 312-315, hingewiesen.

war: Papst Paul hat diesen nämlich nicht etwa „motu proprio“ (also aus eigenem Antrieb), sondern auf „demütiges“ Ersuchen des Kaisers gegründet: Friedrich III. habe in aller Demut dargelegt („*humiliter explicavit*“), dass er die Errichtung eines solchen Ordens durch den Papst („*per nos erigi et institui*“) von ganzem Herzen ersehnte („*tota mente desiderat*“¹⁶).

Da nun also die Gründung des Georgs-Ritterordens auf einen entsprechenden Wunsch des Kaisers zurückging und dieser durch eine Vereinbarung mit den Millstätter Benediktinern (darüber durfte ich im Vorjahr hier berichten¹⁷) die erforderliche Dotierung als materielle Basis für den neuen Orden bereit gestellt hat, konnte Friedrich III. natürlich im landläufigen Sinne als der Stifter angesehen werden. So hat das jedenfalls schon der zeitgenössische Kärntner Chronist Jakob Unrest verstanden¹⁸, auch wenn die von ihm gewählte Formulierung „*Und daselbs (nämlich in Rom) stiftt und macht der Kaiser einen neuen orden*“ zumindest missverständlich und damit irreführend ist. Als kirchliche Einrichtung konnte der Orden aber selbstverständlich nicht von weltlicher (auch nicht von kaiserlicher) Seite, sondern nur durch die höchste kirchliche Instanz ins Leben gerufen werden. Der Gründer des Sankt-Georgs-Ritter-Ordens ist und bleibt somit Papst Paul II.

1.2 „Der Georgs-Ritterordens wurde infolge eines Gelübdes gegründet“

Die erste jener Fiktionen, von denen in meinem Beitrag die Rede ist, war ohne Schwierigkeit als solche zu „enttarnen“ und durch das entsprechende Faktum zu ersetzen. Wie verhält es sich jedoch mit jener anderen, in den vorhin erwähnten Publikationen seit dem grundlegenden landesgeschichtlichen Werk von HERMANN¹⁹ ebenfalls fast durchwegs anzutreffenden Behauptung, wonach ein Gelübde des Kaisers das auslösende Moment für die Stiftung des neuen Ritterordens gewesen sei? Friedrich III. habe während der Belagerung in der Wiener Burg im Herbst 1462 für die

¹⁶ Hermann WIESSNER (wie Anm. 8), S. 160, letzter Absatz, Z. 4 und 8.

¹⁷ Johann TOMASCHEK, Die „Aufhebung“ des Benediktinerklosters Millstatt und seine Übergabe an den Sankt-Georgs-Ritterorden im Jahre 1469. In: Franz NIKOLASCH (Hg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2010, Millstatt 2010, S. 37-55.

¹⁸ Karl GROSSMANN (Hg.), Jakob Unrest, Österreichische Chronik (Monumenta Germaniae Historica; Scriptorum Rerum Germanicarum / Nova Series XI), S. 23.

¹⁹ Wie oben Anm. 2, S. 413. HERMANN hat offenbar als erster ein solches kaiserliches Gelübde während der Belagerung von 1462 ins Spiel gebracht: „Fromme Wünsche waren es, welche ihm allein blieben, die dann umso lebhafter hervortraten, wenn die Stunde der Gefahr ihn drängte, und er in einem dem Himmel gefälligen Versprechen den einzigen Ausweg sah, sich den Feinden, welche schon seine Person bedrohten, zu entziehen.“ Er kommt dann auf „die Schreckenstage in der Burg in Wien im Nov(ember) 1462“ zu sprechen, nennt allerdings nur „das doppelte Gelübde, in Wien ein Bistum zu gründen und einen Ritterorden unter dem Schutz des Heiligen Georg zu errichten“.

Abwendung der Gefahr eine Wallfahrt nach Rom sowie die Errichtung eines Bistums in Wien und die Gründung eines Ritterordens zu Ehren des heiligen Georg zur Bekämpfung der Türken gelobt. Auf dieses weitere fiktionale Motiv der Zweckbestimmung des Georgs-Ordens zum Kampf gegen die Türken werde ich später noch näher eingehen, aber hier darf es schon einmal anklingen.

Friedrich III. ist mit seiner Familie tatsächlich im Spätherbst 1462, genauer gesagt: vom 17. Oktober bis zum 2. Dezember dieses Jahres, in seiner Burg in Wien belagert worden – freilich nicht von den Türken (diese standen ja erst 67 Jahre später vor den Mauern der Stadt), sondern von den Wiener Bürgern, den Anhängern seines Bruders Herzog Albrechts VI. Es war also ein früher „Bruderzwist im Hause Habsburg“, auf dessen Hintergründe und Verlauf ich hier aber nicht näher einzugehen brauche.²⁰

Über die rund sechswöchige Einschließung des Kaisers und seiner Familie in der Hofburg sind wir aus zeitgenössischen Berichten recht gut informiert: Der Theologie-Professor und Historiker Thomas Ebendorfer²¹, der selbst als Vermittler zwischen den verfeindeten Brüdern tätig war, hat dieser Begebenheit im vierten Buch seiner „Chronica Austriae“ eine ausführliche Darstellung gewidmet²², und der Poet Michel Beheim²³ weiß in seinem als Reimchronik abgefassten „Buch von den Wienern“ ebenfalls darüber eine Menge zu erzählen. Überdies hat auch der Kaiser selbst einen Bericht über seine Belagerung und anschließende Befreiung hinterlassen. Aus diesen Schriftquellen erfahren wir nicht nur alles Wesentliche über die Vorgeschichte, den Verlauf und das Ende der Belagerung (die Befreiung erfolgte durch ein Ritter- und Söldnerheer, das König Georg Podiebrad von Böhmen geschickt hatte), sondern auch manches ganz persönliche Detail. Ich will hierfür nur drei Beispiele anführen.

Der Kaiser soll bei den Befestigungsarbeiten höchstpersönlich Hand angelegt und zu seinen Getreuen gesagt haben, er werde seine Burg verteidigen, und wenn er unter ihren

²⁰ Eine kurz gefasste, aber instruktive Übersicht über die Vorgeschichte, den Verlauf und die Folgen dieser Belagerung bietet: Hermann WIESFLECKER, Kaiser Maximilian I. Das Reich, Österreich und Europa an der Wende zur Neuzeit. Band I: Jugend, burgundisches Erbe und Römisches Königtum bis zur Alleinherrschaft (1459-1493), Wien 1971, S. 68-70. In der dazu gehörigen Anm. 27 (S. 432f) sind sämtliche Quellen und die wichtigste ältere Literatur angegeben.

²¹ Zu dessen Leben (1388-1464) und Schriften siehe den Artikel „Ebendorfer, Thomas“ von Paul UIBLEIN in: Die Deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, Band 2, Berlin – New York 1980, Sp. 253-266, speziell zur „Chronica Austriae“ Sp. 262.

²² Alphons LHOTSKY (Hg.), Thomas Ebendorfer, Chronica Austriae, Berlin-Zürich 1967 (Monumenta Germaniae Historica, Scriptorum Rerum Germanicarum / Nova Series XIII, Unveränderter Nachdruck München 1993) S. 549-562.

²³ Zu seinem Leben (1416/21-1474/78) und literarischen Werk siehe den Artikel „Beheim, Michel“ von Ulrich MÜLLER in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, Band 1, Berlin – New York 1978, Sp. 672-680; zu den Reimchroniken und speziell zum „Buch von den Wienern“ (mit Angabe der auf die Belagerung von 1462 bezüglichen Stellen) Sp. 677.

Trümmern begraben würde. Über die Kaiserin Eleonore, bekanntlich eine Königstochter aus Portugal, erzählte man, dass sie durch Friedrichs unrühmliches Vorgehen, das zu der Belagerung geführt hatte, in ihrer Ehre gekränkt gewesen sei und zum kleinen Maximilian gesagt habe: „Wüsste ich, mein Sohn, dass du einst würdest wie dein Vater, dann müsste ich es bedauern, dich für den Thron geboren zu haben.“²⁴ Über den damals dreijährigen Prinzen werden ebenfalls einige Anekdoten überliefert. So soll er, als die Lebensmittel in der Burg allmählich knapp wurden und ihm ein hungriger Diener ein Stück Brot wegnahm, hinter diesem mit dem gellenden Schrei „Ei, Brat nehmen, Brat nehmen“ hergelaufen sein.²⁵

Das alles und noch so manches andere erfahren wir aus den erwähnten zeitgenössischen Schriftquellen – aber nirgendwo ist auch nur eine Andeutung darauf zu finden, dass der Kaiser während dieser sechs demütigenden Wochen in der Wiener Burg ein Gelübde mit Bezug auf die Gründung eines Bistums und eines Ritterordens abgelegt hätte. Dieser Umstand ist umso auffälliger, als speziell der Theologe Ebendorfer, der in seinem Denken noch der spätmittelalterlichen Frömmigkeit zutiefst verbunden war, ein solches Gelöbnis zweifellos nicht verschwiegen, sondern vielmehr zum Anlass genommen hätte, um zu zeigen, dass der Kaiser, als starkes Vorbild im Glauben, in der Bedrängnis seine Zuflucht zu übernatürlichen Mitteln genommen hat.

Da wir also aus den genannten Berichten (und auch aus der Chronik des gut informierten Kärntner Zeitgenossen Jakob Unrest²⁶) nichts über ein Gelübde erfahren, das zumindest mittelbar als Anlass zur Gründung des Georgs-Ritterordens anzusehen wäre, stellt sich auch hier die Frage, wie es zu einer solchen Fiktion kommen konnte. Die Antwort finden wir wiederum in der Urkunde vom 1. Jänner 1469, die ja während Friedrichs zweitem Aufenthalt in Rom ausgefertigt wurde: Der Kaiser hatte sich im Dezember 1468 – also sechzehn Jahre nach seiner Krönung – tatsächlich ein weiteres Mal (diesmal zu winterlicher Zeit) für einige Wochen auf den weiten Weg in die ewige Stadt gemacht.

²⁴ Zitiert nach Franz KRONES, Leonor (Eleonore) von Portugal, Gemahlin Kaiser Friedrichs III., des steirischen Habsburgers (1436-1467). In: Mitteilungen des Historischen Vereines für Steiermark 49 (1902), S. 53-120, die zitierte Stelle auf S. 82f.

²⁵ Hermann WIESFLECKER (wie Anm. 20), S. 69. „Damals habe, wie Michel Behaim erzählt, der Prinz (Maximilian) die schmale Kost, die Erbsen und Gerstengraupen, den aufsässigen Wienern in den Hals gewünscht.“ Der Hunger war schon so groß geworden, dass man begann, Hunde, Katzen und Vögel zu verzehren.

²⁶ Siehe oben Anm. 16. Über das Motiv des Kaisers für die Reise zum Papst heißt es dort nur: „*In dem (14)68. jar zoch kayser Fridreich gein Rom durch Gots willen*“; der Herausgeber hat dazu ohne Angabe eines Beleges in Anm. 2 angemerkt: „Eigentlich eine vom Kaiser 1462 gelobte Pilgerfahrt, wenn auch nicht ohne politischen Zweck.“

In der bereits zitierten Narratio, also im „erzählenden“ Teil dieser Urkunde²⁷, weist der Papst gleich anfangs darauf hin, dass Kaiser Friedrich, „unser teuerster Sohn in Christus“ („*sane carissimus in Christo filius noster*“ steht im klangvolleren lateinischen Original), „vom Eifer frommer Andacht entzündet“ („*fervore devotionis accensus*“) sich persönlich nach Rom („*ad almam urbem*“, „zu der erhabenen Stadt“) begeben habe, „um die hochheiligen Gräber der Apostel Petrus und Paulus und andere gottgeweihte Örtlichkeiten auf Grund eines Gelübdes zu besuchen“ („*ad visitandum sacratissima beatorum Petri et Pauli apostolorum limina et alia deodicata loca ... ex voto se personaliter contulit*“).

Hier wird der Kaiser also, ohne dass der Begriff als solcher ausdrücklich verwendet würde, als Pilger apostrophiert; er war in die „erhabene“ oder „ehrwürdige“²⁸ Stadt gekommen, um ein Gelöbnis zu erfüllen, und von diesem haben dann die Historiker (angefangen mit Heinrich HERRMANN, dem Altmeister der Kärntner Landesgeschichtsschreibung) durchwegs ohne Angabe von Belegen (später aber stets mit Hinweis auf die jeweils älteren Publikationen) angenommen, dass es sechs Jahre zuvor während der Belagerung in Wien abgelegt worden sei.

In der historisch-kritischen Geschichtsforschung hat man sich, beginnend mit Ludwig PASTORS groß angelegter „Geschichte der Päpste“ immer wieder die Frage gestellt, was denn der tatsächliche Zweck von Friedrichs zweiter Romreise 1468/69 gewesen sein mochte (soweit ich sehe, ist diese Frage bis heute nicht ausreichend beantwortet²⁹). Den Anschein, dass es sich ausschließlich um eine Pilgerfahrt auf Grund eines Gelübdes handle, hat der Kaiser nämlich selbst in bemerkenswerter Weise, sogar dem Papst gegenüber, relativiert: In einem öffentlichen Konsistorium, das Paul II. für den 29. Dezember (also auf den ersten „Arbeitstag“ nach den Weihnachtsfeiertagen) einberufen hatte und an dem auch Friedrich III. mit seinen engsten Beratern teilnahm, ließ der Kaiser unmissverständlich durchblicken, er sei nicht allein wegen eines Gelübdes,

²⁷ Hermann WIESSNER (wie Anm. 8), S. 160, letzter Absatz, Z. 1-4.

²⁸ Das lateinische Adjektiv „*almus*“ kann im Deutschen mit einer Vielzahl von Ausdrücken wiedergegeben werden, die von „belebend“ und „himmlisch“ über „ehrwürdig“ und „erhaben“ bis „erleuchtet“ und „edel“ reicht; als Substantiv kann es auch „Heilige(r)“ bedeuten. Siehe dazu: Otto PRINZ und Johannes SCHNEIDER (Red.), *Mittellateinisches Wörterbuch bis zum ausgehenden 13. Jahrhundert*, Band I, München 1967, Sp. 490f.

²⁹ In der neueren Literatur wird vor allem darauf hingewiesen, dass Friedrich III. den Papst zur Einberufung eines neuen Konzils nach Konstanz bewegen wollte (sich aber mit der Vertröstung auf einen Gesandtenkongress in Rom begnügen musste). Siehe dazu: Karl August FINK, *Päpste der Frührenaissance*. In: Hubert JEDIN (Hg.), *Handbuch der Kirchengeschichte III/2*, Freiburg / Breisgau 1973, S. 634-651, zum Romzug Friedrichs S. 651; vgl. auch: Heribert MÜLLER, Paul II. In: Bruno STEINER (Red.), *Lexikon der Päpste und des Papsttums*, Freiburg / Breisgau 2001, Sp. 273-275, zum Romzug und dem genannten Wunsch des Kaisers (der als „Zeichen des Fortlebens der ... Konzils-idee“ verstanden wird) Sp. 275.

sondern auch „des allgemeinen Besten“ wegen zum „Vater der Christenheit“ gekommen, vor allem um sich hier Rat zu holen.

Aus den Besprechungsakten und aus anderen zeitgenössischen Schriftquellen lässt sich direkt oder doch in Andeutungen entnehmen, dass Friedrich III. mit einigen handfesten politischen Anliegen zum Papst gekommen war: Einer der wesentlichsten Punkte war die künftige Regelung der Erbfolge in den Ländern der böhmischen und der ungarischen Krone, die der Kaiser schon damals in einer erstaunlich weit blickenden Perspektive für sein Haus sichern wollte. Hierfür hat er aber an der Kurie ebenso wenig offene Ohren gefunden wie für die anschließend vorgetragene kleinere Variante seiner dynastischen Pläne, nämlich die Übertragung der Kurfürstenstimme von Böhmen auf Österreich. Ein weiteres Thema der Verhandlungen zwischen den beiden „Häuptern der Christenheit“ war dann offensichtlich auch der künftige Status der Schweiz, die ja auf dem Wege war, sich aus dem Verband des „Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation“ zu lösen.³⁰

Das also waren zumindest einige der Gründe, die den Kaiser bewogen hatten, sich zur Winterszeit in Begleitung von 14 Reichsfürsten und Grafen und insgesamt 700 Reitern nach Rom zu begeben.³¹ Wegen der Gründung des Georgs-Ritterordens und des Bistums Wien (wie auch eines weiteren Bischofssitzes in Wiener Neustadt) wäre eine solche beschwerliche, zeitraubende und kostspielige Reise zweifellos nicht unternommen worden; das alles hätte sich, wie einige Jahre zuvor die ebenfalls von Friedrich III. in die Wege geleitete Gründung des Bistums Laibach³² gezeigt hatte, problemlos auf dem diplomatischen Weg erledigen lassen. Mit dem Hinweis in der Urkunde vom 1. Jänner 1469 auf den religiösen Charakter der Reise (eine weitgehend gleich lautende Formulierung ist übrigens auch in den beiden am 18. Jänner ausgefertigten

³⁰ Ludwig von PASTOR, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Zweiter Band: Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance von der Thronbesteigung Pius' II. bis zum Tode Sixtus' IV. Dritte und vierte Auflage, Freiburg / Breisgau 1904, S. 420-426. Abschließend resümiert der Autor (S. 426): „Mit welchen Forderungen Friedrich III. noch sonst an den Papst herantrat, ist ebenso wenig sicher bekannt wie der eigentliche Zweck der kaiserlichen Romfahrt.“ – PASTOR weist auch (S. 420f, Anm. 5) ausdrücklich darauf hin, daß die frühesten schriftlichen Belege für eine geplante zweite Romreise des Kaisers erst aus dem Jahre 1467 stammen.

³¹ Eine zwar schon ziemlich alte, aber wegen ihres Reichtums an Details immer noch lesenswerte Schilderung der näheren Umstände von Friedrichs Romfahrt bietet: E(duard) M(aria) LICHTENOWSKY, Geschichte des Hauses Habsburg, Siebenter Theil / Zweites Buch (1463-1473), Wien 1843, S. 112-115.

³² Zum Procedere in dieser Angelegenheit siehe die Hinweise von Johann TOMASCHEK (wie oben Anm. 17), S. 44. Eine ausführlichere Darstellung bietet: Ignaz OROZEN, Das Benediktiner-Stift Oberburg, Marburg 1876, S. 197-208 („Einverleibung der Abtei Oberburg zum Bisthum Laibach“).

Gründungsurkunden für die Bistümer Wien³³ und Wiener Neustadt³⁴ zu finden, doch fehlt dort der Ausdruck „ex voto“) wird somit der politische Hintergrund dieser „Wallfahrt“ in eleganter Weise ausgeblendet. Friedrich III. erscheint hier als typischer und vorbildlicher Repräsentant spätmittelalterlicher Pilger-Frömmigkeit, wobei noch anzumerken ist, dass die Bezugnahme auf das „votum“ in der Papst-Urkunde vom 1. Jänner gar nicht in Verbindung mit der Gründung des neuen Ritterordens und des Bistums Wien steht, sondern sich ausdrücklich nur auf den Besuch der heiligen Stätten in Rom bezieht.³⁵

Als erstes „Zwischenergebnis“ der hier vorgetragenen Überlegungen können wir somit festhalten, dass es sich sowohl bei der Auffassung, der Georgs-Ritterorden sei durch Friedrich III. gegründet worden, wie auch bei der Annahme, diese Ordensgründung sei durch ein Gelübde des Kaisers während der Belagerung 1462 initiiert worden, um Fiktionen handelt; beide sind letzten Endes durch unzutreffende Interpretationen der Urkunde vom 1. Jänner 1469 zustande gekommen, und in beiden Fällen lässt sich der tatsächliche Sachverhalt mit einem historisch-kritischen Blick auf eben diese Urkunde und auf die Hintergründe der jeweiligen Formulierungen in Erfahrung bringen.

2. Die Zweckbestimmung des Sankt-Georgs-Ritterordens

2.1 „Der neue Ritterorden war zum Kampf gegen die Türken bestimmt“

Nun wollen wir uns jener allenthalben anzutreffenden Behauptung zuwenden, die das Bild des Georgs-Ritterordens in der Geschichtsschreibung wohl am stärksten geprägt hat: Die Zweckbestimmung des neuen Ritterordens sei der Kampf gegen die Türken gewesen. Diese Auffassung wird in der gesamten einschlägigen Literatur besonders häufig und konsequent vertreten, wobei die Autoren aber, quasi im selben Atemzug,

³³ J(ohann) A(dolf) TOMASCHEK, Die Rechte und Freiheiten der Stadt Wien, II. Band, Wien 1879, S. 108-119 (Nr. CLXVIII); auf S. 108 (Z. 10 des Urkundentextes) heißt es nur: „... *nuper ad visitandum apostolorum limina ad hanc almam urbem peregre se contulit ...*“, also „... er (der Kaiser) hat sich neulich zum Besuch der Apostelgräber als Pilger in diese ehrwürdige Stadt begeben.“ – Die Urkunde ist offenbar nicht im Original erhalten; eine Abschrift aus dem 16. Jahrhundert befindet sich im Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien.

³⁴ Diese Urkunde liegt bisher noch in keiner Druckausgabe vor; der Text ist nunmehr aber im Internet an einer Digitalaufnahme recherchierbar: [www.monasterium.net / pages / de / laenderportale / niederosterreich / St. Pölten, Diözesanarchiv / 1453-1469 / 1469 I 18](http://www.monasterium.net/pages/de/laenderportale/niederosterreich/St.Polten/Dioezesanarchiv/1453-1469/1469_I_18) (Zugriff am 5. 12. 2011). Das Original, ehemals im Wiener Neustädter Bistumsarchiv, befindet sich im Diözesanarchiv St. Pölten. Ein Regest bietet: Gerhard WINNER, Das Diözesanarchiv St. Pölten. Behörden und Institutionen: Geschichte und Bestände, St. Pölten 1962, S. 237.

³⁵ Nach der Ansicht von LICHNOWSKY (wie Anm. 31), S. 112, hatte Friedrich III. „das Gelübde abgelegt, ohne Pomp und nicht als Kaiser, nur als gläubiger Christ eine Wallfahrt nach Rom zu machen.“

einheitlich darauf hinweisen, dass der Orden im ganzen Verlauf seiner Geschichte die genannte Aufgabe und damit den ihm zugedachten Zweck nicht erfüllt habe, beziehungsweise aus Mangel an Menschen und an Mitteln gar nicht erfüllen konnte.³⁶ Auch hier ist es offenbar Heinrich HERMANN gewesen, der als erster eine entsprechende Annahme (ohne jeglichen Quellenbeleg) geäußert hat³⁷ und dem späterhin sämtliche Autorinnen und Autoren unbesehen gefolgt sind. In fast allen auf den Georgs-Ritterorden Bezug nehmenden Publikationen beschränken sich die Verfasserinnen und Verfasser nämlich (wie schon bei den oben genannten Fiktionen bezüglich der Gründung) auf die jeweils ältere Literatur; Belege aus noch weiter zurück liegenden Quellen oder gar aus der Gründungsurkunde vom 1. Jänner 1469 sind (abgesehen von einer einzigen Ausnahme) nirgendwo zu finden.

Angesichts dieses negativen Befundes stellt sich die Frage, ob es denn überhaupt so etwas wie zeitgenössische Hinweise auf die Zweckbestimmung des Sankt-Georgs-Ritterordens gibt – und diese Frage führt uns zunächst wiederum zu der schon mehrmals zitierten Urkunde von 1469.

Um es gleich vorwegzunehmen: Nach einem Begriff wie „Kampf“, „Krieg“ oder „Abwehr“, oder gar nach einer Nennung der Türken wird man in diesem Dokument vergeblich suchen. Zumindest eine Andeutung, die in eine solche Richtung zu weisen scheint, wollte Walter WINKELBAUER (er stellt die oben erwähnte Ausnahme unter den Autoren dar) in der Narratio der Urkunde gefunden haben: In der Formulierung, dass der neue Ritterorden auf Wunsch des Kaisers nicht nur „zum Lob und zur Verherrlichung des allmächtigen Gottes und der glorreichen Jungfrau Maria“, sondern auch „für die Erhöhung des katholischen Glaubens“ („*pro exaltacione quoque catholicae fidei*“ steht im lateinischen Original³⁸) gegründet werden solle, glaubte er zumindest einen indirekten Hinweis auf die künftige Aufgabe des Ordens gefunden zu haben³⁹; von dessen vermeintlicher Bestimmung zum Kampf gegen die Türken war er allerdings schon zuvor, mit ausdrücklicher Bezugnahme auf eine mehrteilige Publikation von Franz

³⁶ Als Beispiel sei hier nur die hierauf Bezug nehmende Äußerung von Robert EISLER (wie Anm. 3, S. 146f.) angeführt, der auf das „vollkommene Versagen des Millstätter Georgsordens seiner nächsten Aufgabe gegenüber“ hinweist und feststellt: „Nie hat in offener Feldschlacht ein Georgsritter das Schwert gegen die Türken gezogen.“

³⁷ Heinrich HERRMANN (wie Anm. 2), S. 413: Der Kaiser wollte einen Ritterorden gründen, welcher „das um sich fressende Ungethüm der Ungläubigen, wenn schon nicht töteten, doch von seinen Erbländern abhalten sollte.“

³⁸ Hermann WIESSNER (wie Anm. 8), S. 160, Z. 4 von unten.

³⁹ Walter WINKELBAUER (wie Anm. 4), S. 4: Die ausdrückliche „Bestimmung zum Türkenkampfe“ sei aber aus der Bulle Pauls II. „nicht zu ersehen“, weil dort nur eher allgemein von „*exaltatio catholicae fidei*“ die Rede sei.

ILWOF⁴⁰ über die Bedrängnisse durch die ständig in den innerösterreichischen Raum vordringenden Osmanen, überzeugt.⁴¹

Schaut man sich die zitierte Textstelle und vor allem ihr zeitgenössisches „Umfeld“ aber genauer an, so verliert sie rasch die ihr von Winkelbauer beigelegte Bedeutung: Genau dieselbe Formulierung – „*ad exaltacionem catholicae fidei*“ – wird nämlich mit einer geringfügigen Variierung auch in den beiden, vom selben Papst Paul II. am 18. Jänner 1469 ausgestellten Gründungsurkunden für die Bistümer Wien⁴² und Wiener Neustadt⁴³ verwendet, und es wird wohl niemand behaupten wollen, dass die (ebenfalls auf Initiative Friedrichs III. zustande gekommene) Errichtung dieser Bischofssitze etwas mit dem Kampf gegen die Türken zu tun gehabt hätte.

Die Gründungsurkunde des Georgs-Ritterordens sagt also in Wirklichkeit nichts über eine spezielle Zweckbestimmung dieses Ordens zum Kampf gegen die Türken aus – und dieser Umstand ist für unsere Fragestellung deswegen von besonderem Interesse, weil in dem genannten Dokument ansonsten erstaunlich viel an Einzelbestimmungen über den neuen Orden zu finden ist. In dem schon mehrmals zitierten ersten Hauptteil, der Narratio, tritt uns nämlich jene „Wunschliste“ entgegen, die der Kaiser offenbar an der Kurie vorgelegt hatte und die seine, bis in die Einzelheiten reichenden Vorstellungen über die Struktur und die Gestalt des künftigen Ritterordens enthält.

In dieser Liste scheint beispielsweise eine Bestimmung über die Unterbringung der Konventmitglieder in den Räumlichkeiten des Ordenshauses auf, wonach jeweils ein Ritterbruder seine Wohnung zwischen zwei Priesterbrüdern haben und vice versa jeder Ritter zwischen zwei Priestern wohnen solle. Weiters hatte sich Friedrich III. überaus konkrete Gedanken über das Aussehen der Ordenskleidung gemacht: Sie könne eine beliebige Farbe haben, dürfe aber nicht rot, grün oder gelb sein. Und nicht zuletzt hatte der Kaiser auch das Gebetsquantum für Priester- und Ritterbrüder ganz genau festgelegt: Die ersteren sollten zu den kanonischen Gebetszeiten eine bestimmte Anzahl von Psalmen beten, die zweiteren hingegen eine ebenfalls genau festgelegte Zahl von

⁴⁰ Die Einfälle der Osmanen in die Steiermark. In Mittheilungen des Historischen Vereines für Steiermark 9 (1859), S. 179-205; 10 (1861), S. 207-264 ; 11 (1862), S. 203-248.

⁴¹ Bereits im vorangehenden Absatz schreibt WINKELBAUER auf S. 4: „Der Orden ist ein geistlicher Ritterorden ... Sein Zweck ist die Bekämpfung der Türken, die seit der Eroberung Bosniens Nachbarn der innerösterreichischen Länder geworden waren und nun Jahr für Jahr diese aufs schwerste heimsuchten und grauenvoll verwüsteten.“

⁴² J(ohann) A(dolf) TOMASCHEK (wie Anm. 33), S. 108, Z. 4 und 3 von unten; das Wort „*catholice*“ scheint dort in der Schreibweise „*catolice*“ auf

⁴³ Dort heißt es (siehe Anm. 34) in Z. 12 nicht „*catholice*“, sondern „*orthodoxe fidei*“.

Pater noster und Ave Maria.⁴⁴ Angesichts dieser detaillierten Regelungen bezüglich Wohnung, Kleidung und Gebetsverpflichtung verwundert es nun umso mehr, dass die in der Literatur so hartnäckig behauptete Zweckbestimmung des Ordens zum Kampf gegen die Türken in der Gründungsurkunde nirgendwo auch nur mit einem Wort angedeutet wird.

Dieser für sich allein schon aussagekräftige negative Befund lässt sich durch zwei weitere Aspekte noch zusätzlich akzentuieren.

In dem oben bereits in anderem Zusammenhang zitierten zweiten Hauptteil der Urkunde, der Dispositio, spricht der Papst ausdrücklich davon, dass der neue Georgs-Ritterorden von ihm „nach dem Vorbild“ (oder „gemäß“, lateinisch „*ad instar*“) des Deutschen Ritterordens („*beatae Marie Theothonicorum ordinis militarium*“) errichtet werde⁴⁵ – das heißt aber: Als Vorbild für den neuen Ritterorden werden nicht etwa die Johanniter genannt, deren Wirkenszentrum im Mittelmeer-Raum und damit in Tuchfühlung mit den Türken lag⁴⁶, sondern die Ritter des Deutschen Ordens.⁴⁷ Nun haben sich diese Ordensritter tatsächlich im 15. Jahrhundert als unermüdliche Kämpfer betätigt – aber nicht etwa gegen einen Feind des christlichen Glaubens (im Sinne von „*catholice*“ oder „*orthodoxe fidei*“), sondern gegen einen durchaus katholischen Glaubensbruder, den König von Polen. Dass sie sich in diesen Kämpfen nicht mit Ruhm bedeckt haben⁴⁸, sei hier ebenfalls angemerkt, und das alles war am Kaiserhof und an der Kurie zweifellos nicht unbekannt. Es würde demnach schon mehr als paradox anmuten, wenn für einen im Zusammenwirken von Kaiser und Papst im Jahre 1469 gegründeten neuen Ritterorden, dessen wichtigste und spezielle Aufgabe es sein sollte, gegen die Türken zu kämpfen, ausgerechnet der „*ordo Theothonicorum militarium*“ als Vorbild dienen sollte.

⁴⁴ Hermann WIESSNER (wie Anm. 8), S. 161: Die Bestimmungen über die Anordnung der Wohnräume („... *quod inter duos milites sit unus sacerdos et inter duos sacerdotes unus miles*“) sind am Ende des ersten Absatzes zu finden; die Anordnungen bezüglich der Farben des Ordenskleides (*ne habeat colorem* ...) stehen am Ende des zweiten Absatzes und das Gebetsquantum ist im dritten und vierten Absatz festgelegt.

⁴⁵ Hermann WIESSNER (wie Anm. 8), S. 162, zweiter Absatz, Z. 5f; an anderer Stelle (vierter Absatz, Z. 5) wird zusätzlich festgelegt, dass sich der neue Ritterorden künftig der selben Privilegien, Freiheiten und Gnaden wie die „*milites dicti ordinis beate Marie Theotonicorum*“ erfreuen solle.

⁴⁶ Aus der Fülle der hierüber informierenden Literatur sei hier nur genannt: Alain DEMURGER, Die Ritter des Herrn. Geschichte der geistlichen Ritterorden, München 2003, S. 254-278 („Die Johanniter auf Rhodos“).

⁴⁷ Einen instruktiven Überblick über die reich bewegte Geschichte dieses Ritterordens bietet insbesondere: Hartmut BOOCKMANN, Der Deutsche Orden. Zwölf Kapitel aus seiner Geschichte, München 1981. Von seinem wenig erfolgreichen Wirken im 15. Jahrhundert handelt das 10. Kapitel (S. 197-220).

⁴⁸ Die Deutschordensritter wurden 1462 bei Puck und im Jahr darauf in der Seeschlacht vor Ebling von den Polen geschlagen; 1466 wurde in Thorn ein Friedensvertrag unterzeichnet, der den Orden einen großen Teil seines Territoriums kostete und den Hochmeister zum Vasallen des polnischen Königs machte. Siehe dazu: Alain DEMURGER (wie Anm. 46), S. 295.

Schließlich sei auch noch auf einen wesentlichen personellen Aspekt aufmerksam gemacht: Zum ersten Hochmeister („*magister generalis*“) des neuen Ordens⁴⁹ hat der Kaiser (dieses Recht wurde ihm in der Gründungsurkunde ausdrücklich zugesprochen) bekanntlich seinen früheren Küchenmeister Hanns Siebenhirter⁵⁰ bestellt. Nun hat Siebenhirter als langjähriger Inhaber des genannten Hofamtes unbestreitbar über organisatorische Fähigkeiten und Führungsqualitäten verfügt; als langjähriger Burghauptmann von Eisenstadt und zeitweiliger Pfandinhaber von Forchtenstein konnte er sich dann auch noch Kenntnisse in der grundherrschaftlichen Verwaltung und in der Instandhaltung großer Bauten aneignen, was ihm späterhin in Millstatt ganz gewiss zugute gekommen ist. Irgendwelche militärische Erfahrung, und speziell jene, wie sie für die Bekämpfung der Türken nun einmal erforderlich gewesen wäre, hatte er jedoch nicht vorzuweisen – und doch hat er zeitlebens als Hochmeister des Sankt-Georgs-Ritterordens unangefochten seines Amtes gewaltet. Hätte Friedrich III. die vordringliche Aufgabe dieses auf seinen ausdrücklichen Wunsch gegründeten Ordens tatsächlich im Kampf gegen die Türken gesehen, so wäre es völlig unverständlich, dass er den in militärischen Dingen so offensichtlich unerfahrenen und damit als Strategen zwangsläufig „erfolglosen“ Hochmeister nicht durch einen hierfür besser geeigneten Mann ersetzt hätte.

So ziemlich alles, was wir über Siebenhirter wissen, weist ihn nämlich keinesfalls als einen streitbaren Menschen und schon gar nicht als Mann des Kriegshandwerkes aus, sondern vielmehr (seinem kaiserlichen Gönner nicht unähnlich) als eine eher bedächtig agierende und kompromissbereite und nicht zuletzt auch schönggeistige Persönlichkeit aus, wie die von ihm in Auftrag gegebenen Kunstwerke⁵¹ zeigen. Er hat zwar das Kloster

⁴⁹ In der „Stiftungsbulle“ vom 1. Jänner 1469 kommt diese Bezeichnung im vollen Wortlaut nur einmal vor: Hermann WIESSNER (wie Anm. 8), S. 161, erster Absatz, Z. 5f; ansonsten ist dort durchwegs vom „*magister*“ die Rede.

⁵⁰ Zur Biographie: Franz STUBENVOLL, Aus dem Leben des Hanns Siebenhirter. Erster Hochmeister des St. Georgs-Ritterordens (1420-1508). In: Franz NIKOLASCH (Hg.), Symposium zur Geschichte und Millstatt 1985, vierter Beitrag, S. 1-23 (eigene Seitenzählung). Zur Schreibweise von Siebenhirsers Vornamen (S. 1): „Er selbst nannte sich und wurde auch Hanns Siebenhirter genannt. Erst gegen Ende seines Lebens taucht gelegentlich sein vollständiger Vorname Johann auf. Die Literatur nennt ihn fast nur Johann.“

⁵¹ Siehe dazu: Robert WLATTNIG, Die sogenannte Siebenhirter-Tafel – eine kunsthistorische Analyse. In Franz NIKOLASCH (Hg.), Symposium 1985 (wie vorige Anm.), fünfter Beitrag, S. 1-85 (eigene Seitenzählung). Auf die Bedeutung des St. Georgs-Ritterordens und speziell des Hochmeisters Siebenhirter als Kunstmäzen kommt der Autor auf S. 4f. zu sprechen: „Die wahren Leistungen des Ordens liegen nicht in der Vollbringung historischer Heldentaten, sondern auf dem Gebiet der Kunst. Vom St. Georgsritterorden gingen kunstanregende Impulse aus wie sonst von keiner Institution des Landes ... Die bedeutendste Persönlichkeit des Ordens und einer der größten Kunstmäzene der Zeit war sein erster Hochmeister Johannes Siebenhirter (1420-1508).“ – Vgl dazu auch: Richard MILESI, Der Millstätter Georgsritterorden und die Kunst. In: Geschichte und Kunst in Millstatt (Festschrift zur 900-Jahr-Feier des Stiftes), Klagenfurt 1970, S. 55-66.

Millstatt in einen gut befestigten Zustand versetzt⁵², aber nicht um von hier aus gegen die Türken zu kämpfen, sondern um sich und seine Ordensbrüder vor ihnen zu schützen. Das Gleiche hat man damals auch in Viktring⁵³ und St. Paul⁵⁴, ja sogar im doch viel weiter von der Türkengefahr entfernten St. Lambrecht⁵⁵ getan.

Als Friedrich III. dem Hochmeister 1478 für kurze Zeit das Kommando über die in der Wiener Neustädter Burg stationierten Soldaten übertrug, hatte dieser offenbar von Anfang an die größten Probleme mit der Disziplin der Truppe, sodass ihm der Kaiser den Grafen Haug von Werdenberg zu Hilfe schicken musste.⁵⁶ Eisenstadt und Forchtenstein hat Siebenhirter schon bald darauf ohne Schwertstreich auf dem Verhandlungsweg an den Ungarn-König Mathias Corvinus übergeben⁵⁷, was der Chronist Jakob Unrest mit einer Mischung aus Schadenfreude und Mitleid vermerkt hat;⁵⁸ und als die Ungarn ab 1480 große Teile Kärntens besetzt hielten, hat sich der Hochmeister von Millstatt den neuen Machthabern nicht etwa entgegengestellt, sondern ihnen sogar als erster unter den geistlichen und weltlichen Landständen mit beträchtlichen Geldzahlungen „gehuldigt“, um seine Untertanen vor Plünderung und Brandschatzung zu schützen; Jakob Unrest hat das in seiner Chronik ebenfalls ausdrücklich hervorgehoben.⁵⁹

2.2 Die Zweckbestimmung des Ordens nach der Papst-Urkunde

⁵² Gabriele RUSSWURM-BIRÓ (wie Anm. 11), S. 545f. und 548: Das mit Siebenhirters Wappen versehene und der Jahreszahl 1499 bezeichnete Hochmeisterschloß wird mit „im Kern spätes 15. Jahrhundert“ datiert.

⁵³ Gabriele RUSSWURM-BIRÓ (wie Anm. 11), S. 1002: „Vermutlich nach den Türkeneinfällen 1473-1483 Err(ichtung) einer umfangreichen Befestigungsanlage.“

⁵⁴ Siehe dazu: Ulrich FAUST, St. Paul im Lavanttal. In: Ulrich FAUST und Waltraud KRASSNIG (Bearb.), Die benediktinischen Mönchs- und Nonnenklöster in Österreich und Südtirol (Germania Benedictina III/3), St. Ottilien 2002, S. 74-141, insbesondere S. 117: „Der Abt (Johann II. Eßlinger) ließ 1466 auch die Mauern und Tore des Stiftes befestigen, so dass es 1476 von den Türken nicht eingenommen werden konnte.“

⁵⁵ Benedikt PLANK, Geschichte der Abtei St. Lambrecht. Festschrift zur 900. Wiederkehr des Todestages des Gründers Markwart von Eppenstein 1076-1976, St. Lambrecht 1976, S. 46.

⁵⁶ Walter WINKELBAUER (wie Anm. 4), S. 22: Wahrscheinlich haben ihm die Söldner wegen ausständiger Soldzahlungen die Gefolgschaft verweigert.

⁵⁷ Siebenhirter war ab 1459/69 Burghauptmann von Eisenstadt und ab 1464 Pfandinhaber der Herrschaft Forchtenstein; die Abtretung an Matthias Corvinus erfolgte 1488; Näheres bei Franz STUBENVOLL (wie Anm. 48), Abschnitt 5 („Im Burgenland“), S. 7-9.

⁵⁸ Karl GROSSMANN (wie Anm. 18), S. 175, Z. 26-29: „... es ward auch die Eysenstat und Vorchtenstein verlorn, auf die bayde der Hochmaister von Mulstat dem kayser gelihen het, und wart an guet ein geschlechter (armer) furst und muest sich an Trautmannsdorff in Osterreich benuegen lassen und an Mulstat in Kernndten.“

⁵⁹ Wie vorige Anm., S. 123, Z. 24-26: „ Am ersten der Hochmaister seine leudt zu Mulstatt, der bischolff von Gurckh, der von Liechtenstain von Murau ... und ander Prelaten und landtleudt viel.“

Halten wir in unseren Überlegungen nun wieder für einen kurzen Rückblick inne: Nachdem in der Gründungsurkunde kein Hinweis auf eine Zweckbestimmung des Georgs-Ritterordens zum Kampf gegen die Türken zu finden ist und weil auch der darin genannte Deutsche Orden als Vorbild so wenig wie die Persönlichkeitsstruktur des ersten Hochmeisters in diese Richtung weist, stellt sich die Frage, ob dem neuen Orden in der Tat eine bestimmte Aufgabe zugeordnet war und worin diese bestanden haben könnte. Um diese Frage zu beantworten, ist nochmals – wie nicht anders zu erwarten – ein aufmerksamer Blick in die Urkunde vom 1. Jänner 1469 erforderlich.

Dort werden in der schon mehrmals zitierten Narratio, wie ebenfalls bereits in anderem Zusammenhang angedeutet, in einer mehrteiligen Formulierung die Veranlassungen genannt, die den Kaiser bewogen hatten, den Papst um die Errichtung des Georgs-Ritterordens zu ersuchen. An erster Stelle stehen das Lob und die Verherrlichung des allmächtigen Gottes und der glorreichen Jungfrau Maria, hierauf folgt die *„exaltacio catholicae fidei“*. Bis dahin ist die Textstelle teils wortgetreu identisch, teils inhaltlich übereinstimmend mit der entsprechenden, gleichfalls schon oben erwähnten Formulierung in den Gründungsurkunden für die Bistümer Wien und Wiener Neustadt.⁶⁰ Dann aber schließt sich in der Bulle vom 1. Jänner ein bemerkenswerter Passus an, der in den beiden anderen Dokumenten eben nicht (auch nicht in einer sinngemäß vergleichbaren Weise) zu finden ist. Er hat den folgenden, auf Friedrich III. als Antragsteller bezogenen Wortlaut: *„... pro anime sue salute ac domus Austrie, a qua originem traxit, commemoratione et decore“*⁶¹, also „für das Heil seiner Seele und zum Gedenken und zur Zier des Hauses Österreich, von dem er (der Kaiser) seinen Ursprung genommen hat“.

Man kann hier wieder nur erstaunt sein, dass diese so wichtige und zentrale Aussage bisher in der Literatur so gut wie gar nicht beachtet worden ist, denn sie bietet immerhin den Schlüssel zum Verständnis des tatsächlichen Zweckes der Ordensgründung: Um das Seelenheil des Habsburgers und um das Gedenken und die Zier seines Hauses geht es hier; wir haben es also mit einem Beispiel für jene Art von Stiftung zu tun, die man mit einem Fachbegriff als „Seelgerät“⁶² bezeichnet – und nicht

⁶⁰ Siehe dazu oben S. 10 mit Anm. 33 und 34.

⁶¹ Hermann WIESSNER (wie Anm. 8), S. 160, letzter Absatz, Z. 3f von unten.

⁶² Hierbei ist freilich der Umstand zu berücksichtigen, dass Friedrich III. den neuen Orden nicht wie bei einer *„donatio pro remedio animae“* („Stiftung als Heilmittel für die Seele“) im Sinne der rechtsgeschichtlichen Terminologie aus seinem eigenem Vermögen oder dem seiner Familie dotiert hat, sondern diese Dotierung erst durch den Verzicht der Millstätter Benediktiner beschaffen musste; die juristische Gleichsetzung „Seelgerät“ = „Freiteil“ (des Familienvermögens) ist hier also nicht anzuwenden;

mit einem Instrument zum Kampf gegen die Türken. Nun wird auch klar, warum sich Friedrich III. so angelegentlich um das schon oben angesprochene Gebetsquantum der Priester- und Ritterbrüder gekümmert hat: Eben diese regelmäßig zu den kanonischen Stunden zu betenden (von den Priestern natürlich zu singenden) Psalmen, Pater noster und Ave Maria⁶³ sollten dem Kaiser, als Initiator und Donator des Ordens, hinsichtlich der erhofften (und im Begriff „*salus anime*“ inkludierten) ewigen Glückseligkeit zugute kommen: Im Unterschied zu den Gründungsurkunden für die beiden Bistümer, wo vom Seelenheil der Gläubigen die Rede ist, geht es hier ausschließlich um das ganz persönliche Heil der kaiserlichen Seele.⁶⁴ Die spezifische Gestalt des neuen Ordens als eines „*ordo militaris*“ bringt überdies (was bei einem monastischen Orden oder einem Bettelorden nicht im gleichen Maß der Fall wäre) für die „*domus Austriae*“ nicht nur das Element des Gedenkens, sondern auch eines gewissen „ritterlichen“ Glanzes mit sich. Wie eng der Kaiser sich mit dem Georgs-Orden verbunden wusste, zeigt nicht zuletzt die bevorzugte Anordnung des Ordenswappens auf dem Deckel der Tumba seines Grabes im Wiener Stephansdom: Rechts neben Friedrichs Haupt findet sich das Kreuz der Georgsritter; es ist gekrönt wie ansonsten nur das Reichswappen und das lombardische Wappen.⁶⁵

Geht man nun von diesem gleichermaßen spirituellen wie auf dynastische Repräsentation bedachten Zweck des Georgs-Ritterordens aus, dann lösen sich die vorhin genannten Paradoxien und Aporien wie von selbst auf: Ein Orden, dessen Zweckbestimmung eben nicht im Kampf gegen die Türken bestand, hat natürlich auch nie gegen die Türken gekämpft. Für einen Orden, dessen Wirken nicht gegen Feinde des christlichen Glaubens gerichtet sein sollte, konnte man den Deutschen Ritter-Orden unbedenklich als Vorbild nehmen. Ein Orden, dessen spezifische Aufgabe mit den drei Begriffen „Seelenheil“, „Gedenken“ und „Zier“ umschrieben wird, konnte

siehe dazu den Artikel „Freiteil“ von Werner OGRIS in: Handwörterbuch der deutschen Rechtsgeschichte, 2. Auflage, Band I, Berlin 2008, Sp. 17821784.

⁶³ Siehe dazu oben S. 10 mit Anm. 44.

⁶⁴ Auf das demütig-fürbittende Gebet für sein und seiner Vorfahren Seelenheil hatte Friedrich (damals noch als König) bereits in der Stiftungsurkunde für das Zisterzienserkloster in Wiener Neustadt vom 5. April 1444 ausdrücklich Bedacht genommen: Er erwartete sich von den Mönchen „... *pro nostrae et parentum nostrorum animarum salute erga deum devotiores preces effundere* ...“. Diese Urkunde ist noch unedierte, doch kann sie im Internet in der in Anm. 34 genannten Website unter den Links „Wiener Neustadt, Neukloster / 1435-1444 / 1444 April“ (Zugriff am 5. 12. 2011) eingesehen werden. Ein ausführliches Regest bietet: Heinrich MAYER (Bearb.), Die Urkunden des Neuklosters zu Wiener Neustadt (Fontes Rerum Austriacarum II/86), Wien 1986, S. 40f. (Nr. 11/12). Bezüglich des Gebets der Mönche trifft die Formulierung „Er (der König) erwartet, dass die Klosterleute für ihn (!) und seiner Vorfahren Seelenheil beten werden“ allerdings nicht ganz exakt den Inhalt.

⁶⁵ Friedrich WIMMER und Ernst KLEBEL, Das Grabmal Friedrichs III. im Wiener Stephansdom, Wien 1924, S. 31; vgl. auch Claudia FRÄSS-EHRFELD (wie Anm. 6), S. 643.

selbstverständlich von einer so ausgesprochen „unkriegerischen“, aber kultivierten Persönlichkeit wie Hans Siebenhirter geleitet werden, und für die Gründung eines solchen Ordens, der ja das Ansehen des Kaisers und seines Hauses gleichsam für Zeit und Ewigkeit erhöhen sollte, bedurfte es als „Initialzündung“ auch keines Gelübdes in politischer Bedrängnis.

Es ist nicht meine Absicht, den Sankt-Georgs-Ritterorden nun im Lichte dieser, aus seiner Gründungsurkunde so eindeutig ersichtlichen Zweckbestimmung einer ausführlicheren Analyse zu unterziehen, die bedeutungsschweren Begriffe „salus animae“, „domus Austriae“, „commemoratio“ und „decor“ zu erörtern, und schon gar nicht, mich den hiermit verbundenen Themen wie etwa „Friedrich III. und das Ideal des Rittertums“, „Seelenheil und fürstliche Repräsentation im Spätmittelalter“ oder „die Georgs-Verehrung der Habsburger“ zuzuwenden. Wohl aber ist noch erforderlich, um dem Untertitel meines Beitrags („Fiktionen und Fakten“) treu zu bleiben, auf eine Frage einzugehen, die jetzt fast greifbar im Raum zu stehen scheint: Wenn der vom Kaiser „aus ganzem Herzen ersehnte“ und auf seinen Wunsch vom Papst gegründete Sankt-Georgs-Ritterorden in Wirklichkeit also gar nicht für den Kampf gegen die Türken bestimmt war – wie konnte dann eine solche, in der Literatur durchwegs anzutreffende und das Bild dieses Ordens bis heute ganz entscheidend prägende Vorstellung überhaupt entstehen ?

Die Zeitgenossen haben von einer Verbindung des Georgs-Ritterordens mit der Bekämpfung der Türken offenbar noch nichts gewusst; Jakob Unrest, der in seiner Chronik erstaunlich ausführlich, aber auch unverkennbar reserviert auf die Ordensgründung eingeht⁶⁶, kommt jedenfalls mit keinem Wort darauf zu sprechen. Auch in der frühneuzeitlichen Kärntner Landesgeschichtsschreibung hat man einen derartigen Zusammenhang noch nicht hergestellt: In den „Annales Carinthiae“ des Hieronymus MEGISER, der sich als erster neuzeitlicher Kärntner Landeshistoriker über Millstatt und die Georgsritter geäußert hat⁶⁷, ist noch kein diesbezüglicher Hinweis zu finden.

⁶⁶ Karl GROSSMANN (wie Anm. 18), S. 23. Unrest wusste über die Herkunft des ersten Hochmeisters ebenso genau Bescheid wie über den Gründungsakt in Rom und die Einzelheiten der Ordenstracht; die Umwidmung der Benediktinerabtei zum Ritterordenshaus hat er offensichtlich nicht gutgeheißen: „... und das allt loblich kloster ward zerrutt und die krewtzer herschen da.“ Wäre es tatsächlich die spezifische Aufgabe der Georgs-Ritter gewesen, gegen die Türken zu kämpfen, so hätte es sich der dem neuen Orden gegenüber kritische eingestellte Chronist zweifellos nicht versagt, eine Bemerkung über dessen Untätigkeit und Erfolglosigkeit anzubringen.

⁶⁷ Annales Carinthiae, Leipzig 1612, S. 23: „So hat auch Kayser Fridericus III. in diesem Land S(ankt) Georgen Orden mit dem rothen Creutz von newem gestiftt und auffgericht: dessen Hochmaister sein residentz allweg gehabt zu Mülstadt ... In diesen neuen S. Georgen Orden ist Anno Christi 1468. Johannes Sibenhirter (welcher Kayser Friderici III. Kuechenmaister gewesen) von bemeldten Kay(ser) zu dem

Erst Heinrich HERMANN, der (wie oben schon erwähnt) in Verbindung mit der Gründung des St. Georgs-Ritterordens auch von einem Gelübde in der Hofburg spricht, hat (worauf ebenfalls bereits in anderem Zusammenhang hingewiesen wurde⁶⁸) in seinem Handbuch der Geschichte des Herzogtums Kärnten die Behauptung aufgestellt, Friedrich III. wollte einen Ritterorden gründen, der „das um sich fressende Umgethüm der Ungläubigen, wenn nicht töten, doch von seinen Erbländern abhalten sollte“. Wie HERMANN weiter ausführt (allerdings ohne einen Beleg anzuführen), sollte dieser Orden „ähnlich den Johannitern und Templern“ eingerichtet sein. Von diesen beiden Ritterorden ist allerdings in der päpstlichen Gründungsurkunde eben nicht die Rede – ganz abgesehen davon, dass es ja in den 1460er-Jahren schon längst keinen Templerorden⁶⁹ mehr gab. HERMANN ist dann späterhin zum direkten und indirekten Gewährsmann aller jener Historiker geworden, die den Georgs-Ritterorden mit dem Kampf gegen die Türken in Zusammenhang gebracht haben – doch wie konnte er selbst zu einer solchen Auffassung gekommen sein ?

2.3 Die Sankt-Georgs-Bruderschaft und der Sankt-Georgs-Orden

Der Schlüssel zur Beantwortung dieser Frage liegt offensichtlich in jener Sankt-Georgs-Bruderschaft⁷⁰, die König Maximilian am 17. September 1493, also erst (ziemlich genau einen Monat) nach dem Tod Friedrichs III.⁷¹, gegründet hat. In der Narratio der Urkunde⁷², die an dem genannten Tag hierüber in Innsbruck ausgestellt wurde, wird die

ersten Hochmeister gemacht ... Dieser erste Hochmeister ist hernach gestorben im Jar 1508 am 8. Tag Septembris.“

⁶⁸ Siehe oben Anm. 37.

⁶⁹ Dieser war bekanntlich schon 1312 auf dem Konzil von Vienne von Papst Clemens V. aufgehoben worden. Siehe dazu (außer den einschlägigen Artikeln in den Fachlexika): Maria-Luise BULST-THIELE, Der Prozeß gegen den Templerorden. In: Josef FLECKENSTEIN und Manfred HELLMANN, (Hg.), Ritterorden (wie Anm. 10), S. 375-402, zur Aufhebung am 22. März 1312 und Verfügung bezüglich des Ordensbesitzes S. 394f.

⁷⁰ Als erster hat sich damit Walter WINKELBAUER (wie Anm. 4), S. 48-66, beschäftigt; seine Ausführungen sind nach wie vor die umfang- und detailreichsten. Siehe dazu neuerdings auch: Inge WIESFLECKER-FRIEDHUBER, Maximilian I. und der St. Georgs-Ritterorden. Zur Frage seiner Ordenszugehörigkeit. In: Franz NIKOLASCH (Hg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 1989. Tagungsband (Millstatt 1989), S. 87-106, speziell zur Bruderschaft S. 88-93.

⁷¹ Der (am 21. September 1415 in Innsbruck geborene) Kaiser war am 19. August 1493 im Alter von fast 78 Jahren in Linz gestorben; die Beisetzungsfeier im Stephansdom in Wien fand erst am 5. und 6. Dezember statt. Siehe dazu den Artikel „Friedrich III., Kaiser“ von Alphons LHOTSKY in: Neue Deutsche Biographie, 5. Band, Berlin 1961, S. 484-487, zu Friedrichs Geburt und Tod S. 484.

⁷² Diese ist im Original nicht mehr vorhanden, doch gibt es davon sowohl im Haus-, Hof- und Staatsarchiv als auch in der Österreichischen Nationalbibliothek eine nahezeitige Abschrift. Für den vorliegenden Beitrag wurde die zweite Überlieferung herangezogen, die in Cod. Vindob. 347/I, Bl. 1r-4v vorliegt. Ich darf an dieser Stelle dem Leiter der Handschriftensammlung der ÖNB, Herrn Dr. Andreas Fingernagel, meinen aufrichtigen Dank für die Bereitstellung einer Digitalkopie des Textes aussprechen. – Ein

Vorgeschichte mit der Behauptung eingeleitet, Maximilians Vater habe bereits „um die tagtäglichen Einfälle der Türken abzuwehren“⁷³, einen Ritterorden des Heiligen Georg „errichtet“. Das mag zwar auf den ersten Blick authentisch erscheinen, ist aber – wie sich noch zeigen wird – sicher nicht für bare Münze zu nehmen: Während ja seinerzeit der Papst keinen Grund gehabt hätte, eine vom Kaiser intendierte, gegen die Türken gerichtete Zielsetzung des neuen Ritter-Ordens zu verschweigen, war Maximilian ganz offenkundig daran interessiert, seinen Vater als geistigen Ahnen der von ihm ins Leben gerufenen Ritter-Bruderschaft auftreten zu lassen. Im Text steht außerdem tatsächlich „*instituerit*“, was natürlich sachlich unzutreffend ist, weil ja Papst Paul II. in der Stiftungsbulle vom 1. Jänner 1469 die Errichtung des Ordens mit demselben Verbum ausdrücklich in seinem eigenen Namen – „*instituiimus*“ – ausspricht.⁷⁴

Des weiteren geht aus der Narratio der Urkunde von 1493 hervor, dass dem König schon bald nach dem Ableben des alten Kaisers eine „*petitio*“ (wohl nur ein mündlicher Bericht; von einer schriftlichen Fassung ist nichts bekannt) des gegenwärtig amtierenden Hochmeisters und Fürsten („*moderni ipsius ordinis generalis magistri principis*“) vorgelegt wurde, wobei hier Siebenhirter gewissermaßen als Sprecher der adeligen und geistlichen Grundherren in Kärnten, Steiermark und Krain auftrat. Darin wird über die großen Schäden geklagt, die in den vergangenen Jahren durch die Streifzüge der Türken – aber auch durch die Ungarn unter König Mathias Corvinus – entstanden waren, und Maximilian wird um Abhilfe ersucht. Vom neuen Reichsoberhaupt erwartete man sich wohl in dieser Sache ein tatkräftigeres Vorgehen als von seinem Vorgänger.

Die in der Literatur geäußerte Behauptung, der Hochmeister habe dem König von sich aus die Idee vorgelegt, den Orden durch die Erweiterung um eine Bruderschaft auf eine neue Basis zu stellen⁷⁵, wird durch den Wortlaut der Urkunde nicht gestützt: Dort ist ja in der Narratio ausdrücklich davon die Rede, dass die erwähnte „*petitio*“ auch unter Mitwirkung „anderer Christgläubiger“ („*aliorum Christi fidelium*“) zustande gekommen war, während von einer Initiative des Hochmeisters bezüglich der Errichtung einer Georgs-Bruderschaft in dem ganzen umfangreichen Dokument nirgendwo die Rede ist.

ausführliches Regest bietet: Hermann WIESFLECKER (Bearb.), *Regesta Imperii XIV/2/1 (1493-1519)*, Wien 1990, S. 6 S. (Nr. 42).

⁷³ „... *ad reprimendas Turcorum quattidianas (!) incursiones*“ heißt es auf Bl. 1r, Z. 15f. der in der vorigen Anm. genannten Abschrift in Cod. Vindob. 347/I.

⁷⁴ Siehe dazu oben S. 3 mit Anm. 14.

⁷⁵ So etwa WINKELBAUER (wie Anm. 4), S. 48f: „...er (Hanns Siebenhirter) scheint ... schon längere Zeit einen Plan im Sinne gehabt zu haben, der ihm ... mit einem Schlage alle Schwierigkeiten für den Orden zu beseitigen ... versprach: Die Erweiterung des Ordens zu einer Bruderschaft ...“.

Maximilian hat dann jedenfalls die erwähnte Bruderschaft ins Leben gerufen, bei der es sich ja um eine „weltliche“ Vereinigung handelte, sodass sie keiner päpstlichen Gründungsurkunde bedurfte (in den folgenden Jahren gab es dann freilich auch von Seite der Päpste so manche Unterstützung). Die „*Fraternitas Sancti Georgii*“ sollte mit den Spendengeldern ihrer geistlichen und weltlichen, männlichen und weiblichen Mitglieder nun auch tatsächlich etwas gegen die Türken unternehmen: In Krain, an der „türkischen Grenze“, war die Einrichtung eines befestigten Platz vorgesehen, wo sich etwa 2.000 bis 3.000 Bewaffnete dem weiteren Vordringen der Osmanen in die habsburgischen Kronländer entgegenstellen sollten.

Diese Bruderschaft hat Maximilian mit dem Georgs-Ritter-Orden in Millstatt so verbunden, dass deren Hochmeister als einer von zwei Generalvikaren (der andere war der Bischof von Gurk) ausschließlich für die geistlichen Belange⁷⁶ zuständig sein sollte: Er hatte dafür zu sorgen, dass die Namen der Mitglieder in Matrikelbücher eingetragen und in Millstatt in der Kirche vom Ambo verlesen wurden, damit für sie gebetet würde. Außerdem hatte er dafür Sorge zu tragen, dass speziell für die im Kampf gefallenen Mitglieder ein jährliches Gedenken im Gottesdienst begangen würde. Die militärische Leitung sollte hingegen in den Händen von zwei „General-Kapitänen“ liegen⁷⁷, die zunächst vom König (später von seinen Nachfolgern) eingesetzt werden und ihm persönlich unterstehen sollten. Auf die weitere Geschichte der Bruderschaft und der geplanten „Militärgrenze“ brauche ich hier nicht einzugehen; dass dieses gut gemeinte und vom „Letzten Ritter“ ein Zeitlang auch mit einiger Vehemenz betriebene Projekt dann aber doch gescheitert ist, sei auch nur am Rande angemerkt.

In aller Deutlichkeit soll jedoch darauf hingewiesen werden, dass die herkömmliche Sichtweise, wonach die Georgs-Bruderschaft dem Georgs-Ritterorden bei der Erfüllung seines vermeintlichen Auftrags zu Hilfe kommen sollte, unrichtig ist: Nach dem unmissverständlichen Wortlaut der Maximilian-Urkunde von 1493 sollte nämlich nicht die Bruderschaft den Orden unterstützen – davon ist in diesem Dokument nirgendwo die Rede. In Wirklichkeit verhält es sich genau umgekehrt: Der Ritterorden sollte die militärisch agierende „*fraternitas*“ mit jenen Mitteln unterstützen, die ihm der König offenbar als einzige zuerkannte und zubilligte – und das waren keine kriegerischen,

⁷⁶ Cod. Vindob. 347/I, Bl. 2v, Z. 7-11: „*Debent in super huic sanctae confraternitati prefici duo vicarii generales ... qui rebus spiritualibus et ad spiritualitatem pertinentibus presint et illa ordinare ac circa ea statuere*“.

⁷⁷ Cod. Vindob. 347/I, Bl. 2v, Z. 13-17: „*Pro militum autem gubernatione ...duo vel plures preficiantur principales capitanei, qui gentibus armorum presint ...*“.

sondern ausschließlich spirituelle beziehungsweise kirchliche Hilfestellungen: Es gibt in der Urkunde nicht den geringsten Hinweis darauf, dass der Begründer der Georgs-Bruderschaft von den Georgs-Ordensrittern irgendwelche militärische Aktivitäten im Kampf gegen die Türken gefordert oder auch nur erwartet hat.

Solche Aktivitäten hat Maximilian dem Ritterorden offensichtlich auch in der Vergangenheit nicht zuerkannt, denn jene „treuen Dienste“, die der Orden und dessen Hochmeister nach der Aussage einer Urkunde vom 17. März 1496⁷⁸ seinem Vater, ihm selbst und dem Hause Österreich „geleistet hat und künftig leisten soll“, sind jedenfalls nicht im Sinne von Meriten im militärischen Bereich zu verstehen.

Maximilian hat die von den vordringenden Osmanen ausgehende Gefahr zweifellos in ihrer vollen Tragweite für seine südöstlichen Erbländer, aber auch in ihrer Bedeutung für seine reichspolitischen Ambitionen erkannt⁷⁹ und war bestrebt, möglichst öffentlichkeitswirksame Maßnahmen zu treffen. Indem er als Reaktion auf Siebenhirters in höchstem Maße Besorgnis erregende (oder auch aus propagandistischen Gründen etwas überspitzte) „*petitio*“ die Sankt-Georgs-Bruderschaft errichtete und in der oben genannten Weise mit dem Sankt-Georgs-Ritterorden in Verbindung brachte, hat er dessen spirituelles und dynastisches Anliegen für seine Zwecke dienstbar gemacht. Auf jeden Fall hat er damit den Anschein zu erwecken vermocht, dass der von seinem Vater als Seelgerät initiierte Orden bereits zum Kampf gegen die Türken bestimmt war – die Begriffe „*exaltatio catholice fidei*“ und „*decor domus Austriae*“ ließen sich ja problemlos in der gewünschten Weise umdeuten.

Über die Georgs-Bruderschaft und ihren Konnex mit dem Georgs-Ritterorden hat Heinrich HERMANN jedenfalls recht gut Bescheid gewusst – in seinem Werk widmet er ihr fast eine ganze Seite⁸⁰. Er gibt zwar die Quelle für seine Kenntnis der von Maximilian gegründeten „Verbrüderung“ nicht an (und er nennt auch nicht das Gründungsjahr), doch war ihm eine ganze Reihe von Details geläufig. Aus diesen hat er offenbar den

⁷⁸ Hermann WIESFLECKER (Bearb.), *Regesta Imperii* (wie Anm. 72), Nr. 3843 (S. 28). Bei diesem in Donauwörth ausgestellten Dokument handelt es sich um die Bestätigung älterer Privilegien und Schenkungen.

⁷⁹ Siehe dazu den kurz gefaßten, aber instruktiven Abschnitt „Die Osmanen“ in: Alois NIEDERSTÄTTER, *Das Jahrhundert der Mitte. Österreichische Geschichte 1400-1522*, Wien 1996, S. 360-364, insbesondere 363f. Der Autor weist ausdrücklich darauf hin, dass Maximilian gegenüber dem Osmanischen Reich eine „nicht völlig durchschaubare Politik“ betrieben hat: Ernsthaftige Sorge um den Schutz der habsburgischen Erbländer könne man ihm nicht absprechen, doch habe er „die Türkenangst nur allzu gerne als propagandistisches Vehikel seiner Reichspolitik“ genützt.

⁸⁰ Wie Anm. 2, S. 416f.: „Ein Mittel sollte helfen, und was dem Orden an innerer Macht gebrach, durch die Vermehrung seiner Streitkräfte von Außen, durch eine Verbrüderung ersetzen, welche ohne bindende Gelübde ... den Theilnehmern den Glanz des Ordens und den prunkenden Titel ‚der gekrönte Ritter‘ verlieh.“

Schluss gezogen, dass nicht erst der Georgs-Bruderschaft von 1493, sondern bereits dem Georgs-Ritterorden von 1469 die spezifische Aufgabe zugeordnet war, „das um sich fressende Ungeheuer der Ungläubigen“ von den habsburgischen Erbländern abzuhalten.

Letzten Endes ist aber nicht allein der verdienstvolle Kärntner Landeshistoriker, sondern mindestens ebenso der König (und spätere „erwählte Kaiser“) Maximilian I. daran „schuld“, dass mehreren Generationen von Historikern der Blick auf die so eindeutige Aussage der Gründungsurkunde vom 1. Jänner 1469 getrübt wurde, und dass sie jenen Ritterorden, der in einer ganz besonderen Weise „*pro salute anime ... commemoratione ... et decore*“ errichtet worden war, als militärisches Instrument zur Bekämpfung der Türken missverstanden haben.

Der Millstätter Distrikt in der Steiermark

Alois Ruhri

Millstatt war der namengebende Verwaltungssitz des so genannten Millstätter Distriktes, dessen Besitzungen zum Großteil in Kärnten lagen. Vielfach wird dabei aber übersehen, dass auch die Steiermark einen wesentlichen Anteil am Geschick dieser Einrichtung hatte.¹

Mit den folgenden Ausführungen soll aufgezeigt werden, dass der Millstätter Distrikt und speziell dessen steirischer Anteil für den Ausgang der Auseinandersetzung zwischen Katholizismus und Protestantismus im 16. und teilweise auch noch im 17. Jahrhundert eine ganz wichtige Rolle gespielt hat. Waren doch die Besitzungen des Distriktes eine wesentliche Einkommensquelle für die schulischen und universitären Einrichtungen der Grazer Jesuiten vom späten 16. Jahrhundert bis 1773, dem Jahr der Aufhebung des Jesuitenordens.² Die Gesellschaft Jesu hatte ohne Zweifel wesentlichen Anteil an der Durchsetzung des Katholizismus gegen den Protestantismus in der Steiermark und darüber hinaus.³

Der Besitz des St. Georgs-Ritterordens in der Steiermark

1469 stiftete bzw. gründete Kaiser Friedrich III. den St. Georgs-Ritterorden, eine aus Ritterbrüdern und Priesterbrüdern bestehende Ordensgemeinschaft mit einem Hochmeister an der Spitze. Die wesentliche Aufgabe dieses Ritterordens sollte der Kampf gegen das Osmanische Reich sein. Dieses Ordensziel wurde aber zu keiner Zeit nicht einmal ansatzweise umgesetzt. Kaiser Friedrich III. dotierte den Orden mit solchem Kirchengut, über das der Kaiser das Patronatsrecht hatte. Im Gegensatz zum Hochmittelalter, als die Landesfürsten und andere Mächtige noch aus dem Vollen schöpfen konnten und Klöster und Stifte mit riesigen, zusammenhängenden Besitzungen ausgestattet haben, ohne dabei jemand anderem etwas wegnehmen zu müssen, gab es im 15. Jahrhundert solche Stiftungsmöglichkeiten nicht mehr. So war auch das wichtigste Ausstattungsgut des St. Georgs-Ritterordens das aufgehobene Benediktinerstift Millstatt, das auch zum Ordenssitz bestimmt wurde. Dieser Ordenssitz wurde 1479 vorübergehend nach Wiener Neustadt übertragen.⁴

Der Millstätter Stiftsbesitz war nicht das einzige Ausstattungsgut, dazu kamen noch andere kirchliche Besitzungen und Pfründe in Kärnten, Niederösterreich, Wien und schließlich auch in der Steiermark. Neben der Kapelle Maria Neustift bei Obergurk in der Untersteiermark wurde zunächst der Besitz und das Vermögen der Pfarrkirche der oststeirischen Pfarre Straden dem Ritterorden einverleibt.⁵ Doch war der Pfarrbesitz der sehr großen, 1188 erstmals urkundlich genannten Mutterpfarre Straden bereits im 14. Jahrhundert dem Seckauer Bischof

als Mensalgut übergeben worden. Die Pfarrkirche hatte keinen großen Besitz, daher konnte der Zugewinn für den Ritterorden nicht sonderlich groß gewesen sein. Überdies gelang es dem Orden scheinbar nicht, die vom Kaiser zugesicherten Ansprüche auch tatsächlich durchzusetzen. 1472 ließ sich der Seckauer Bischof jedenfalls seine Besitz- und Patronatsrechte für Straden ausdrücklich noch einmal bestätigen.⁶ Dies offensichtlich durchaus mit Erfolg, denn Straden spielte in der weiteren Geschichte des Millstätter Distriktes keine Rolle mehr.

Ganz anders ist dies im Falle der obersteirischen Pfarre Pürgg. Die in beherrschender Lage über dem Ennstal und gegenüber dem Grimming gelegene Pfarrkirche bzw. Pfarre wurde 1491 dem St.-Georgs-Ritterorden inkorporiert⁷. Diese Inkorporation hatte bereits eine lange Vorgeschichte. Die landesfürstliche Pfarre Pürgg – seinerzeit auch Grauscharn oder Gruscharn genannt - dürfte sich aus einer vom Markgrafengeschlecht der Traungauer eingerichteten Pfalz entwickelt haben. Die Traungauer, die ihren Stammsitz in der Burg Steyr hatten, waren die Markgrafen der Mark an der Mur. Urkundlich ist die Burg Grauscharn erstmals 1160 nachweisbar, doch sie dürfte bereits an der Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert entstanden sein. Aus der Markgrafenpfalz dürfte schon vor dem Aussterben der Traungauer 1192 der Pfarrhof von Pürgg entstanden sein. 1187 wird nämlich in einer Urkunde bereits erstmals ein Pfarrer Heinrich von Grauscharn erwähnt⁸. Analog dazu dürfte sich die heutige Pfarrkirche, die dem heiligen Georg geweiht ist, aus der Burgkapelle entwickelt haben. Der im ausgehenden 12. Jahrhundert entstandene Pfarrsprengel umfasste nicht nur das Gebiet der heutigen Pfarre Pürgg, sondern auch die Sprengel der Pfarren (Bad) Mitterndorf, 1334/35 als Tochterpfarre von Pürgg gegründet, Wörschach, Tauplitz und Kunitz, im 18. Jahrhundert als josefinische Pfarren ausgegliedert, und schließlich Stainach, erst 1949 errichtet⁹.

Die zur Burg gehörige Grundherrschaft blieb unabhängig von der Pfarrentwicklung weiterhin Eigengut der steirischen Landesfürsten, als Nachfolger der Traungauer zunächst Eigengut der Babenberger und schließlich der Habsburger.¹⁰ Herzog Ernst der Eiserne übertrug seine Pürgger Besitzrechte 1420 an das Augustiner Chorherrenstift in Wiener Neustadt. Diese Schenkung ist jedoch de facto nie umgesetzt worden. Erst als 1479 der St. Georgs-Ritterorden mit dem 1468 gegründeten Bistum Wiener Neustadt vereinigt wurde, lebte die Schenkung wieder auf. 1491 belehnte Kaiser Friedrich III. den Ritterorden nochmals mit der Herrschaft Pürgg.¹¹ Damit war an sich auch eine Inkorporation der Pfarre verbunden, doch war diese nicht unumstritten. 1522 wurde sie dem Bischof von Wiener Neustadt überlassen, im

landesfürstlichen Visitationsprotokoll des Jahres 1545 aber wiederum als dem St. Georgs-Ritterorden inkorporiert beschrieben.¹²

Trotz allen Wohlwollens von Seiten Kaiser Friedrichs III. und auch seiner Nachfolger Maximilian I. und Ferdinand I. erreichte der Orden sein Stiftungsziel nicht, weil er personell unterbesetzt war. 1521 bestand der Orden aus etwa 40 Mitgliedern, Rittern, Priestern, Brüdern und Leviten. Damit ließ sich ganz gewiss keine Türkenabwehr organisieren.

Zunächst versuchte man es mit weiteren Zuwendungen. Eine dieser Zuwendungen war die von Erzherzog Ferdinand I. 1526 veranlasste Inkorporation der bis dahin erzbischöflich-salzburgischen Lehenspfarre St. Lorenzen im Mürztal.¹³

Diese Pfarre gilt als eine der „Urpfarren“ der Steiermark. Am 20. November 860 erhielt die Salzburger Kirche, vertreten durch den damaligen Salzburger Erzbischof Adalwin, von König Ludwig dem Deutschen eine reiche Schenkung. Von den in der Urkunde genannten Höfen wird an 39. Stelle der Hof „ad moricam“ – an der Mürz – aufgezählt. Die Geschichtsforschung hat diesen Hof „ad moricam“ eindeutig St. Lorenzen im Mürztal zugeordnet, konkret sogar dem heutigen Pfarrhof. Eine weitere Urkunde aus 925 nennt auch bereits explizit eine Kirche „ad moricam“.¹⁴ Von dieser Kirche aus – so wird angenommen – erfolgte die Missionierung des ganzen Mürztales und des Mariazeller Landes. Das Gebiet dürfte identisch sein mit dem späteren Landgerichtssprengel Kapfenberg. Dieser erstreckte sich über das ganze Mürztal von Kapfenberg bis zum Ganzbach östlich von Mürzzuschlag sowie über das Gebiet von Aflenz und Mariazell. Das Aflenz- und das Veitschtal sowie das Mariazeller Gebiet wurden als Gründungsausstattung des Benediktinerstiftes St. Lambrecht zu Beginn des 12. Jahrhunderts aus diesem Komplex ausgeschieden. Auch durch das von Markgraf Otakar III. 1160 gegründeten Spital am Semmering wurde die Vormachtstellung der Pfarre St. Lorenzen eingeschränkt. 1232 beurkundete der Erzbischof von Salzburg einen Schiedsspruch, wonach die Kirche zu Langenwang samt dem dazugehörigen Kirchengut von St. Lorenzen abgetrennt und Spital zugeordnet wurde.¹⁵

Diese Urkunde aus 1232 bietet einen guten Einblick in den Besitz- und Rechtsstand des Pfarrers von St. Lorenzen. Er war Grund- und Lehensherr in den Mürztaler Pfarren von Krieglach bis Kapfenberg, ausgenommen lediglich die Pfarre St. Marein im Mürztal, die dem Stifte St. Lambrecht inkorporiert war. Insgesamt war die Pfarre St. Lorenzen eine der vermögendsten Pfarren der Steiermark.¹⁶ Diese wurde mit ihren Tochterpfarren, Vikariaten und Filialkirchen mit erzherzoglicher Urkunde vom 9. März 1526 im Tausche gegen

Zehentrechte in Feistritz und Gail sowie die Lehenschaft an den Pfarren Spittal und Molzbichl in Kärnten dem St. Georgs-Ritterorden inkorporiert.¹⁷

Für St. Lorenzen brachte diese neue geistliche und weltliche Herrschaft wesentliche Änderungen: Der Pfarrer wurde nun vom Hochmeister eingesetzt, die Pfarre mit ihren Tochterpfarren Kapfenberg, Stanz, Krieglach und Kindberg sowie den Lokalkaplaneien Allerheiligen und Mürzhofen unterstand nicht mehr unmittelbar dem Erzbischof von Salzburg, sondern gehörte ebenso wie die Pfarre Pürgg samt deren Tochterpfarre Mitterndorf zum „Millstätter Distrikt“.¹⁸ Nun regelte der Hochmeister des Ritterordens unter Aufsicht des Landesfürsten die kirchlichen Angelegenheiten. Die weltliche Verwaltung des Pfarrbesitzes besorgte ein eigener, vom Ritterorden eingesetzter Verwalter, der Millstatt strenge Rechnungen legen musste. Der erste bekannte Verwalter war von 1530 bis 1533 der Ordensritter Wolfgang Durrenpacher, sein Nachfolger hieß Pankraz Sackl¹⁹. Aus seiner Amtszeit sind Amtsrechnungen aus den Jahren 1533/34 erhalten geblieben. Die in Geld geleisteten Urbarialeinkünfte der Pfarre betragen damals insgesamt 68 Pfund 4 Schilling, an Kaufrechtsgebühren wurden knapp 90 Gulden und für verpachtete Zehentrechte 83 ½ Gulden eingenommen.

An Naturalabgaben sind für 1533 verzeichnet:²⁰

Getreide	Viertel	Maßl	Lagerorte/Anmerkungen
Weizen	522	--	Eingelagert in St. Lorenzen, Bruck und Stanz
Zehentweizen	287	11	
Dienstweizen	45	2	
Korn (Roggen)	474	2	Eingelagert in St. Lorenzen, Bruck und Stanz
Baukorn	353	2	
Zehentkorn	3		
Hafer	574	4	Eingelagert in St. Lorenzen und Stanz
Zehenthafer	661	2	Großteils aus Zehntablieferungen
Gerste	20		

Das Getreide wurde vor allem an Händler in Bruck, Mürzzuschlag, Krieglach und Wiener Neustadt verkauft. In den Amtsrechnungen sind auch die Ausgaben für Baulichkeiten, die Personalkosten und die Verpflegskosten detailliert aufgelistet. Der genannte Verwalter

Pankraz Sackl hatte in späteren Jahren bis zu seinem Tode 1559 die Verwaltung der Pfarrbesitzungen für jährlich 200 Pfund Pfennige gepachtet.

Für den Orden hätte die Bewirtschaftung und Verwaltung der beiden vermögenden steirischen Pfarren St. Lorenzen und Pürgg recht profitabel sein können. Doch wegen der immer augenscheinlicher werdenden Unzulänglichkeiten der St. Georgs-Ritterschaft zeigte sich König Ferdinand I. dem Orden immer weniger gewogen. Nach dem Tod des 3. Hochmeisters Wolfgang Prantner 1541 besetzte er dessen Posten nicht mehr nach. Von da an hatten verschiedene, vom König eingesetzte externe Verwalter die Aufsicht über das Ordensvermögen, u.a. Bernhard Kevenhüller und Abt Bernhard von Viktring.²¹ Nach der habsburgischen Erbteilung 1564 übernahmen die innerösterreichischen Regenten und Herzöge Karl II. und Ferdinand II. die Patronanz über den Orden.

Die Jesuiten beerben den St. Georgs-Ritterorden

Mit Dekret vom 26. Juli 1598 hob Erzherzog Ferdinand II. den St.-Georgs-Ritterorden offiziell auf. Die noch verbliebenen Ordensbesitzungen wurden gleichzeitig den Grazer Jesuiten zur Dotation ihres Kollegs und ihrer Universität übertragen.²² Die kirchenrechtliche Aufhebung des St. Georgs-Ritterordens und die Übergabe ihrer Besitzungen und Dotationen - darunter auch die steirischen Pfarren Pürgg und St. Lorenzen mit ihren Tochterpfarren – erfolgte durch Papst Clemens VIII. am 28. Jänner 1600.²³

1534 war die Ordensgemeinschaft der Gesellschaft Jesu gegründet worden: 1550 schufen die Jesuiten ihre erste Niederlassung in Wien und bereits 1551 wurde eine eigene österreichische Ordensprovinz gegründet. Als nach zweijährigen Verhandlungen, an denen Erzherzog Karl von Innerösterreich federführend beteiligt war, die Jesuiten 1572 nach Graz, damals Haupt- und Residenzstadt Innerösterreichs, berufen wurden, waren sie sofort in der Lage, 12 Patres abzukommandieren. Am 12. November 1573 stellte Erzherzog Karl den Stiftbrief für ein eigenes Jesuitenkolleg in Graz aus.²⁴ In diesem Stiftbrief setzte der Erzherzog u.a. eine Jahresrente von 2000 Gulden für den Unterhalt und 200 Gulden für den Holzbedarf des Kollegiums an. Diese Jahresdotation sollte aus den Erträgen des landesfürstlichen Stiftsgutes Millstatt geleistet werden, das damals zumindest am Papier noch im Besitz des St. Georgs-Ritterordens war. 250 Gulden hatte davon alljährlich die Pfarre St. Lorenzen im Mürztal beizusteuern. Für die anderen, fast zeitgleich gegründeten jesuitischen Bildungsanstalten wie z.B. die Lateinschule, das Gymnasium und das Konvikt wurden die Einkünfte des aufgelassenen Frauenklosters Studenitz, die Kartausen Seitz und Geirach sowie das Prämonstratenserstift Griffen zweckbestimmt.²⁵

Die Stiftung des Jesuitenkollegs wurde 1585 erweitert durch die mit 1. Jänner 1585 datierte Stiftung einer „Universität des allgemeinen Studiums“ im Collegium der Grazer Jesuiten. Als Dotierung weist der Erzherzog unter anderem außer den für das Kollegium bereits bewilligten 2200 Gulden noch weitere 2000 Gulden für den Unterhalt der Universität aus den Gütern von Millstatt zu. Dieser Betrag musste alljährlich zu vier fixen Terminen bezahlt werden.²⁶ Nach weiteren landesfürstlichen Unterhaltszuweisungen für die Grazer Jesuiten aus den Erträgen von Millstatt, die insgesamt schon 8000 Gulden überstiegen, war es letztlich sehr konsequent, den ganzen Millstätter Distrikt den Jesuiten zu übertragen. Am 26. Juli 1598 gab Erzherzog Ferdinand II. den Untertanen des Stiftes Millstatt bekannt, dass er das ganze Stift dem Jesuitenkolleg in Graz zur Foundation des Kollegs und der Universität schenke und den Rektor bis zur päpstlichen Bestätigung provisorisch die Verwaltung der noch vorhandenen Besitzungen des Ordens übergebe. Am 28. Jänner 1600 hob Papst Clemens VIII. den St.-Georgs-Ritterorden auf und bestätigte mit der Bulle „Romani Pontificis“ die Schenkung Erzherzog Ferdinands an das Jesuitenkolleg in Graz.²⁷

Die Zustimmung des Papstes veranlasste Erzherzog Ferdinand II. zu einem zweiten Stiftungsbrief, ausgestellt am 1. Jänner 1602. Darin sicherte er die materielle Basis von Kolleg und Universität nochmals ab. Millstatt steht dabei wieder im Mittelpunkt. Denn der Erzherzog habe sich, so der Stiftsbrief, entschlossen, *„die geistliche Herrschaft Mühlstatt in Kärnten mit allen ihren Rechten und Einkünften, wie sie einst der Benediktiner-, der Cistercienser-Orden und die St. Georgs-Ritterschaft besaßen, und mit allen darauf haftenden Freiheiten und Ausnahmerechten, welche ihr die Gnadenbriefe seiner Ahnherrn, der Kaiser Friedrich und Maximilian verbürgten, dem Grazer Jesuiten-Collegium und der mit demselben verbundenen Universität für ewige Zeiten als rechtes Eigentum zu übertragen, so zwar, dass fürderhin kein Provinzial, Rektor, Vizerektor oder Prokurator, oder wer immer als Ordens-Verwalter dieser Herrschaft verpflichtet sei, dem Landesfürsten oder dessen Nachfolger nach der Art von Lehensträgern irgend eine Huldigung, einen Schwur oder irgend welche Erkenntlichkeit zu leisten, während er und seine Nachkommen das Collegium und die Hochschule in ihren beständigen Schutz und Schirm erhalten wollen. Deshalb erkläre er, dass die neuen Besitzer der genannten Herrschaft in allen Rechtsstreitigkeiten bürgerlicher und politischer Natur, die sich ereignen würden, an den obersten Gerichtshof des Landesfürsten als Zufluchtsstätte und sicherste Schutzwehr die unmittelbare Berufung zu ergreifen berechtigt seien....“*²⁸ Da ein Teil der Güter des Klosters Millstatt verpfändet oder mit Hypotheken belastet war, gewährte der Landesfürst den Jesuiten zusätzlich die Befugnis, alle diese Besitzungen und Rechte bei Bedarf wieder zurück zu erwerben.

Der jeweilige Rektor der Universität und des Kollegs in Graz war somit oberster Grund- und Lehensherr über die Besitzungen des Millstätter Distriktes. Wichtig war dabei auch die im Stiftbrief angesprochene Unmittelbarkeit, das heißt die Grazer Jesuiten mussten sich in Streitfragen nicht mit den mittelbaren landesfürstlichen und landständischen Behörden auseinandersetzen, sondern sie hatten ein unmittelbares Appellationsrecht an den Landesfürsten bzw. nachdem Erzherzog Ferdinand 1619 Kaiser geworden war, an den Kaiser.

Geistliche Herrschaft der Jesuiten über den Millstätter Distrikt in der Steiermark

In kirchlichen bzw. geistlichen Angelegenheiten war die Sachlage nicht so eindeutig. Die Jesuiten sahen sich mit Berufung auf die Privilegien des St. Georgs-Ritterordens, die dieser Orden „in spiritualibus“, also in geistlichen Angelegenheiten hatte, nicht verpflichtet, den Erzbischof als geistliches Oberhaupt der in der Erzdiözese Salzburg gelegenen Pfarren zu akzeptieren, weil Papst Clemens VIII. seinerzeit dieses „Ius episcopale“ des Großmeisters des Ritterordens im Jahre 1600 auf den Rektor des Grazer Jesuitenkollegs übertragen habe. Hinsichtlich dieser geistlichen Jurisdiktion gab es daher über Jahrzehnte heftige Diskussionen und Streitigkeiten zwischen dem Grazer Jesuitenrektor und dem Erzbischof von Salzburg.²⁹ Die Erzbischöfe Marcus Sitticus (1612 – 1619) und seine Nachfolger Paris Graf Lodron (1619 – 1653) forderten von den Jesuiten durch Jahrzehnte vergeblich die Vorlage der von diesen behaupteten päpstlichen Privilegien. In diese Disputationen waren die Bischöfe von Seckau als steirische Vertreter des Erzbischofs und in dessen Auftrag immer wieder eingebunden. Die Rolle der Seckauer Bischöfe war dabei einigermaßen schwierig. Einerseits wurden sie als Verhandlungspartner von den Jesuiten nur bedingt akzeptiert, weil diese nur unmittelbar mit dem Erzbischof verhandeln wollten, andererseits waren die Jesuiten im Zusammenhang mit der Gegenreformation und der katholischen Reform die wichtigsten Partner nicht nur des steirischen Landesfürsten sondern auch des Seckauer Bischofs.

Bischof Martin Brenner (1585–1615) lebte und amtierte noch im besten Einvernehmen mit den Jesuiten. Wie sehr die Jesuiten das Vertrauen des Bischofs hatten, beweist z.B. der Umstand, dass Brenner dem jeweiligen Rektor des Grazer Kollegiums 1607 eine außergewöhnliche Vollmacht erteilte, wonach dieser seine Ordenspriester ohne vorherige Prüfung durch den Bischof zum Beicht hören in der Steiermark bestellen durfte.³⁰ Damit wurde –abgesehen von der päpstliche Bulle des Jahres 1600 – der Grundstein gelegt für die spätere Quasi-Episkopalgewalt, die von den Rektoren über den Millstätter Distrikt in Kärnten und in der Steiermark beansprucht und zumindest teilweise auch ausgeübt wurde.

Der Nachfolger von Martin Brenner als Bischof von Seckau, Jakob Eberlein (1615 – 1633) bekam die Exemptionsbestrebungen der Jesuiten bereits mit voller Härte zu spüren. Eberlein und mit diesem der Archidiakon von Unterkärnten, Johannes Franziskus Gentilotti, wurden 1617 vom Erzbischof beauftragt, in den Salzburger Pfarren in der Steiermark eine Visitation durchzuführen.³¹ Dies passierte auch in den Jahren 1617 – 1619. Der Bericht über diese Visitation zählt zu den interessantesten und wertvollsten Handschriften des Grazer Diözesanarchivs.³² Die steirischen Pfarren des Millstätter Distriktes kommen darin aber nicht vor. Denn die Jesuiten wehrten sich mit Vehemenz und letztlich erfolgreich gegen eine bischöfliche Visitation ihrer Pfarren in der Steiermark..

Die „Concordia“ von 1659

Nach langem Hin und Her gelang es 1659 zwischen Salzburg und den Grazer Jesuiten eine „Concordia“, einen Vergleich zwischen dem Erzbischof von Salzburg, dem Domkapitel und der österreichischen Jesuitenprovinz zu schaffen. Der Vergleich trägt das Datum 5. Mai 1659. Dabei wurde festgelegt, dass der Millstätter Distrikt sich zwar in, aber nicht unter der Erzdiözese Salzburg liege, d.h. nicht von ihr abhängig sei.³³

Geistlicher Oberer mit quasi bischöflichen Rechten auch gegenüber den steirischen Pfarren Pürgg und St. Lorenzen samt deren Tochterpfarren und Filialkirchen war somit der Rektor des Grazer Kollegs. Die Weihefunktionen, die nur einem Bischof zustehen, wie z.B. Altar- und Kirchenweihen, Priesterweihen, die Weihe der heiligen Öle und die Spendung der Firmung mussten aber mangels Weiherecht beim Erzbischof verbleiben. Auch für alle Dispensationen, die in der Kirchenhierarchie generell nicht bischöflich sondern erzbischöflich waren, war nach dem Rektor der Salzburger Erzbischof zuständig. Dies konnte z.B. bei Ehegerichtsällen der Fall sein. Auch Rechtsfälle, für die allein der Papst zuständig war, mussten über den Erzbischof an den Papst weitergeleitet werden. Für Fragen und Modalitäten hinsichtlich Liturgie und Sakramente mussten gemäß „Concordia“ im Interesse der Gleichförmigkeit der Seelsorge aber auch in den Millstätter Pfarren die Salzburger Gepflogenheiten berücksichtigt werden.

Der Rektor des Grazer Jesuitenkollegs war aber befugt, Zeugnisse und Empfehlungsschreiben für jene Weihekandidaten auszustellen, die aus seinen Pfarren stammten und die Weihen vom Erzbischof oder von einem seiner bischöflichen Generalvikare empfangen wollten. Für seine Pfarren und Kirchen wurden dem Rektor im Konkordat jene Jurisdiktionsbefugnisse zugestanden, wie sie auch den Äbten als Quasi-Bischöfe in ihren Pfarren hatten, z. B. das Recht auf Einberufung von Synoden, auf freier Wahl von Beichtvätern, auf die Approbation

von Seelsorgern sowie die Befugnis, diese zu visitieren, zu korrigieren, sie einzusetzen und wieder abzuziehen.

Im Konkordat sind auch die Pfarren und Kirchen angeführt, die zum Millstätter Distrikt gehörten: Neben den Kärntner Pfarren sind auch die steirischen verzeichnet. Auffällig dabei ist, dass die Termini für Pfarrkirchen, Filialkirchen, Kapellen nicht immer ganz der historischen Realität entsprechend verwendet wurden.

In der Steiermark gab es nach der „Concordia“ von 1659 folgende millstättische Pfarren:

Die „Ecclesia parochialis“ St. Lorenzen im Mürztal mit 6 „Ecclesia“ und 6 „Capella“.

Unter dem Überbegriff „Filiales Ecclesiae“ werden folgende Kirchen aufgezählt: Mürzhofen, Allerheiligen, St. Martin und St. Oswald in Kapfenberg, St. Peter und Paul in Kindberg St. Georg in Kindberg, Krieglach, Wartberg, Hl. Dreifaltigkeit in Lichtenegg, St. Katharina in Stanz und St. Ulrich in Stanz. Tochterpfarrkirchen und Filialkirchen wurden also gemeinsam unter dem Begriff „Fialis Ecclesiae“ zusammengefasst.

Die Kirchen in Mürzhofen und Allerheiligen sind als „Ecclesia“ tituiert, tatsächlich waren sie aber Filialkirchen von St. Lorenzen, nach der Diktion der Concordia hätten die beiden Kirchen demnach als „Capella“ bezeichnet werden müssen. In Kapfenberg war im 17. Jahrhundert die Kirche St. Oswald Pfarrkirche, St. Martin hatte zwar Begräbnisrechte, aber keinen Pfarrsprengel, trotzdem wird St. Martin als „Ecclesia“ und St. Oswald als „Capella“ bezeichnet.

Die Pfarrkirche Pürgg ist mit drei „Filiales ecclesiae“ verzeichnet, nämlich die Johannes-Kapelle in Pürgg, die „Capella“ St. Rupert in Niederhofen bei Stainach und die „Ecclesia“ St. Margaretha in Mitterndorf.

Seelsorger in den Pfarren des Millstätter Distriktes

Dem Rektor des Grazer Kollegs war die Erledigung der Jurisdiktionsfragen augenscheinlich äußerst wichtig. Die Durchsetzung einer quasi-episkopalen Stellung in den Millstätter Pfarren war für die Jesuiten unter anderem auch deswegen wichtig, weil es durch die Bestimmungen der Ordensstatuten nicht möglich war, Ordensangehörige, also Jesuiten als Pfarrer einzusetzen. In dieser Hinsicht hatten es die Äbte und Pröpste der großen steirischen Stifte wie z.B. Admont, St. Lambrecht, Rein oder Vorau leichter. Sie konnten die eigenen Ordensmitglieder als Pfarrvikare einsetzen. Die jesuitischen Pfarren mussten Weltpriestern anvertraut werden. In der Steiermark waren dies immerhin sieben Pfarren, nämlich Pürgg, Mitterndorf, St. Lorenzen im Mürztal, Kapfenberg, Stanz, Krieglach und Kindberg. Der

Rektor beanspruchte dabei für sich das Präsentationsrecht und das Konfirmationsrecht in einer Person. Die angehenden Pfarrer mussten einen Revers unterschreiben, in dem sie dem Rektor Gehorsam, gute Führung der Pfarre sowie die Obsorge über das Pfarrvermögen versprechen mussten. Dafür genossen sie neben den aus seelsorglichen oder sakramentalen Handlungen zu gewinnenden Stolargebühren auch ein gesichertes jährliches Einkommen, von Pfarre zu Pfarre verschieden zwischen 200 bis 400 Gulden.

Ein Beispiel für eine solche Pfarrereinsetzung in Kapfenberg im Jahre 1757 sei hier gezeigt. Darin heißt es einleitend wörtlich:

„Ich Wolfgangus Valvasor, Collegii et Universitatis Societatis Jesu Graecii Rector, et Ecclesiarum in Territoriis millestadiensibus Ordinarius, bekenn hiemit für mich und alle meine nachkommenden Rectores, demnach die zu unserem Stüfft Müllstatt gehörige Pfarre zu Kapfenberg in Mörzthall durch Resignation des Ehrwürdigen Herrn Lucae Mazogoi gewesten Pfarrers daselbst, vacirend und leedig worden, die Notturft aber es in alleweg erforderet hat, solche widerum mit einem tauglichen Subjecto zu besetzen und zu versorgen, zu dem Ende dann ich den Ehrwürdig geistlich und gelehrtesten Herrn Antonium Ambrosium Kern Sanctissimae Theologiae Doctorem als vorhin gewesten Pfarrern ad Sanctum Nicolaum in Radenthein in Oberkärnten erwöhlt, und als Lehens Herr ihme oberwähnte Pfarre ad Sanctum Oswaldum zu Kapfenberg in Mörzthall verlihen und konferiret habe, jedoch mit nachfolgenden Conditiones...“³⁴

In diesem Text ist kein Wort von einer Absprache, geschweige den von einer Zustimmung des Salzburger Erzbischofs oder des Seckauer Bischofs als Salzburger Generalvikar in der Steiermark die Rede. Der Rektor erledigt Präsentation und Konfirmation in einer Person! Der in nicht exemten Pfarren übliche Vorgang war, dass der Lehensherr bzw. der Patron einer Pfarre einen Priester dem Erzbischof oder Bischof präsentierte, der Erzbischof oder Bischof diesen, sofern er mit der Präsentation einverstanden ist, dann konfirmierte. Die Jesuiten vertraten jedoch unverdrossen den Standpunkt, die Millstatt inkorporierten Pfarren lägen zwar in der Erzdiözese Salzburg, aber kirchenrechtlich nicht unter der Herrschaft und Aufsicht des Erzbischofs. Der Rektor beanspruchte somit die Stellung eines Quasiordinarius, er beanspruchte also die Rechte wie ein Bischof, ohne allerdings die geistlichen Funktionen eines Bischofs ausüben zu können.³⁵ Als Quasi-Generalvikar für die steirischen Pfarren des Millstätter Distriktes fungierte der Hauptpfarrer von St. Lorenzen im Mürztal.

Bei der Auswahl der Priester für ihre Pfarren legten die Jesuiten darauf Wert, dass die Kandidaten eine gute universitäre Ausbildung hatten. Wenn man die Pfarrerlisten der

einzelnen Pfarren betrachtet und diese mit denen anderer, nicht jesuitischer Pfarren vergleicht, so ist bei ersteren die Häufigkeit universitärer Titel sehr augenscheinlich. Die im Folgenden angeführte Pfarrerliste von Kapfenberg ab 1670 zeigt dies beispielhaft:

1670 – 1686 Bacc. theol. Peter Nicoletti, 1686–1696 Mag. phil. Peter Stückhler, 1696–1707 Bacc. theol. Johann Kajetan Castelliz, 1707–1733 Mag. phil. und Bacc. theol. Johannes Karl Pregl, 1733–1738 Johann Michael Pretterhütter, 1738–1743 Dr. theol. Aloysius Betholdi, 1743–1756 Mag. phil. Lukas Mazigoy, 1757–1758 Dr. theol. Anton Kern, 1758–1759 Dr. theol. Joseph Aichmayr, 1759–1763 Lic. theol. Augustin Egghardt, 1763–1783 Bacc. theol. Franz Xaver Pöll.³⁶

Ein Studium der Lebensläufe der Kapfenberger Pfarrer zeigt auch, dass es häufig Versetzungen innerhalb der Millstätter Pfarren gegeben hat.³⁷ Ein gutes Beispiel dafür ist Dr. Josef Franz Aichmayr, der zunächst Pfarrer in St. Ulrich-Kleinkirchheim, dann von 1758–1759 Pfarrvikar in Kapfenberg war. Von hier zog er weiter nach St. Lorenzen im Mürztal, wo er von 1759 – 1763 als Hauptpfarrer amtierte, ehe er 1763 Stadtpfarrer von Graz und Erzpriester des Viertels Vorau wurde.

Nicht nur Aichmayr, sondern auffallend viele Pfarrer von Millstätter Pfarren stiegen zu Stadtpfarrern von Graz auf. Diese große Pfarre gehörte zwar nicht zum Millstätter Distrikt, doch hatte Erzherzog Ferdinand II. dem Jesuitenrektor 1602 das Präsentationsrecht für diese Pfarre verliehen.³⁸ Deshalb ist es z.B. nicht verwunderlich, dass zwischen 1655 und 1736 auch drei Pfarrer von Pürgg zu Stadtpfarrern und Erzpriestern von Graz bestellt wurden: Dr. Jakob Khögler 1655, Dr. Johann Baptist Kursky 1723 und Balthasar Marinz 1736. Alle drei waren zunächst Pfarrvikare von Mitterdorf, dann Pfarrer von Pürgg, ehe sie nach Graz übersiedelten.³⁹

Die praktische Seelsorgearbeit in den Pfarren des Millstätter Distriktes wich nicht wesentlich von der in (erz-)bischöflichen Pfarren ab. Bei aller Rivalität zum Erzbischof von Salzburg war man um pastorale Gleichförmigkeit bemüht. Seelsorgeprobleme und Seelsorgerichtlinien wurden auf so genannten Synoden besprochen. Laut der 1659 beschlossene „Concordia“ hatten die Jesuiten aber das Recht, für ihre Pfarrer eigene Synoden abzuhalten. Trotzdem kam es fallweise vor, dass Pfarrer von jesuitischen Pfarren auch an salzburgisch-erzpriesterlichen Synoden teilnahmen – mit dem Argument, dass man von sich aus an einer Gleichförmigkeit der Seelsorge interessiert sei.⁴⁰

Tatsächlich waren die Aufgaben und Probleme in den jesuitischen Pfarren die gleichen wie in anderen Pfarren. Dies zeigt zum Beispiel eine Instruktion des Grazer Rektors Josef Gundl für

den 1765 zum Pfarrer von Pürgg bestellten Andreas Borzaga: Dieser soll die Sakramente den Vorschriften entsprechend spenden, aber auch auf die zur Pfarre gehörigen Äcker und Wiesen in gutem Zustand erhalten, den im Pfarrhofgarten vorhandenen Teich und die Mühle wieder in Stand setzen und das Wasser im Teich halten, damit bei einer Feuersbrunst sich die Gemeinde dessen bedienen kann. Er soll jährlich 10 Gulden für die Erhaltung des Pfarrhofes anwenden, die Pfarreinnahmen so verwalten, dass niemand verärgert wird. Sollten Steuern vorgeschrieben werden, muss er diese „aus eigenem Säckl“ bezahlen. Er ist verpflichtet, einen Kaplan zu halten, mit dem er in gutem Einvernehmen zusammenleben soll, dem er von seinem eigenen, von den Jesuiten bezahlten Jahresgehalt von 300 Gulden als Besoldung 80 Gulden und kostenlose Verpflegung geben soll. Angesichts der weiten Wege steht dem Kaplan auch ein Reitpferd zu. Der Pfarrer soll monatlich an drei Sonntagen und zu allen Hochfesten predigen, der Kaplan an den übrigen Sonntagen und an den gewöhnlichen Feiertagen. Der Kaplan soll täglich Messe lesen und die Sakramente administrieren. Der Pfarrer soll jede 3. Woche zum Versehgang verpflichtet sein. Pfarrer und Kaplan sollen darauf achten, dass die der Ketzerei Verdächtigen, also die Geheimprotestanten, keine verbotenen Bücher besitzen. Werden ketzerische Bücher gefunden, so sind die Besitzer sofort der Herrschaft anzuzeigen.⁴¹

Die wirtschaftliche Bedeutung des Millstätter Distriktes für das Jesuitenkolleg und für die die Universität in Graz

Die Erträge des ganzen Millstätter Distriktes waren, wie oben geschildert, für den Unterhalt der Grazer Schul- und Universitätseinrichtungen der Jesuiten zweckgewidmet. Aus 1615 liegt dafür eine Aufstellung vor, welche die Einnahmen und Ausgaben aller jesuitischen Besitzungen auflistet. Die Millstätter Erträge sind daraus gut ablesbar. So erwirtschaftete die Herrschaft Millstatt zu dieser Zeit pro Jahr durchschnittlich 8000 Gulden in bar und 500 Gulden in Naturalien. Bescheiden war dabei der Beitrag der Pfarre St. Lorenzen im Mürztal, die mitsamt ihren Tochterpfarren nur 150 Gulden abzuliefern hatte. Pürgg war ertragreicher. Immerhin lieferte die Pfarrherrschaft 638 Gulden nach Graz. „Hindernberg“, das ist die historische Bezeichnung für Mitterndorf, sogar 1440 Gulden. In Summe erwirtschaftete der steirische Anteil des Millstätter Distriktes im Jahre 1615 2228 Gulden, die übrigen millstädtischen Besitzungen 8500 Gulden, zusammen also 10.728 Gulden. Die Erträge aller dem Rektor des Grazer Jesuitenkollegs unterstehenden Besitzungen betrugen 20.141 Gulden, etwas über die Hälfte der Jahreseinnahmen kamen also aus dem Millstätter Distrikt. Die Ausgaben für alle Grazer Einrichtungen ergaben im Jahre 19.865 Gulden. Es wurde somit sogar ein kleiner Überschuss erwirtschaftet.⁴²

Die Grazer Jesuiten verwalteten jedenfalls ein für damalige Verhältnisse durchaus beachtliches Wirtschaftsimperium. Beim Studium der Akten gewinnt man dennoch den Eindruck, dass den Jesuiten zumindest in ihren steirischen Pfarren die geistliche Jurisdiktion wichtiger war als die Ökonomie.

Das Ende des Millstätter Distriktes in der Steiermark

1773 hob Papst Benedikt XIV. den Jesuitenorden auf. Nur fünf Jahre zuvor war noch einmal ein heftiger Streit zwischen dem Grazer Rektor und dem Seckauer Bischof entflammt, weil sich der Rektor in einem Schreiben an den Bischof als „Ordinarius per valle Martiam“, also als „Ordinarius für das Mürztal“ titulierte.⁴³ Der Bischof nahm deswegen den Brief nicht entgegen, sondern schickte ihn zurück. Der Rektor beharrte aber darauf, dass er diesen Titel zu Recht führe. Der Streit zog sich bis in das Jahr 1773 hin. Am 21. Juli 1773 wurde die päpstliche Aufhebung des Jesuitenordens Realität. Schon zwei Tage später, am 23. Juli ernannte Kaiserin Maria Theresia per Dekret den Erzpriester von Bruck zum Administrator des steirischen Anteiles des Millstätter Distriktes. Dazu erließ sie auch eine Instruktion, wonach sich der Erzpriester streng an die Concordia von 1659 zu halten habe und der Salzburger Erzbischof deswegen kein Mitspracherecht habe.⁴⁴

Zusammenfassung

Der steirische Anteil am Millstätter Distrikt war nicht besonders groß. Trotzdem spielte die Steiermark in der Zeit vom Ende des 16. Jahrhunderts bis zur Aufhebung des Jesuitenordens 1773 für den Millstätter Distrikt eine entscheidende Rolle. Die Besitzungen des Millstätter Distriktes wurden von den Grazer Jesuiten administriert und die Erträge dienten dem Unterhalt des Jesuitenkollegs und der Universität in Graz. Diese jesuitischen Bildungseinrichtungen hatten einen bedeutenden Anteil am Erfolg der Rekatholisierung der Steiermark, wohl sicher nicht zuletzt dank der finanziellen Absicherung durch den Millstätter Distrikt. Die steirischen Pfarren des Distriktes hatten kirchenrechtlich einen Sonderstatus, weil die Jesuiten unter Berufung auf tatsächliche und vermeintliche päpstliche und kaiserliche Privilegien quasi-bischöfliche Rechte forderten und auch in Anspruch nahmen. Vor allem um die Pfarre St. Lorenzen im Mürztal, deren Pfarrer als „Quasi-Generalvikar“ der steirischen Pfarren des Millstätter Distriktes fungierte, mit ihren Tochterpfarren wogte im 17. und 18. Jahrhundert ein heftiger Streit zwischen den Erzbischöfen von Salzburg und den Grazer Jesuiten um die kirchliche Oberhoheit. Ein 1659 geschlossenes Konkordat zwischen den Streitparteien konnte die Differenzen nicht dauerhaft beseitigen. Erst mit der Aufhebung des

Jesuitenordens 1773 konnten die steirischen Pfarren des Millstätter Distriktes in die allgemeine Diözesanverwaltung integriert werden.

¹ Überblicksdarstellungen bieten u.a. Walter Franz Winkelbauer, *Der St. Georgs-Ritterorden Kaiser Friedrichs III.*, phil. Diss., Wien 1949 sowie Helmut Glaser, *Die Herrschaft der Jesuiten in Millstatt 1600 – 1773*, phil. Diss., Wien 1967, weiters Richard Perger, *Das Wirken des Jesuitenordens in Millstatt*, in: *Studien zur Geschichte von Millstatt und Kärnten. Vorträge der Millstätter Symposien*, hg. von Franz Nikolasch (= *Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie*, Bd. 78), Klagenfurt 1997, S. 531–545.

² Vgl. dazu das Kapitel „Die äußeren Verhältnisse der Grazer Hochschule im Verband mit dem Jesuiten-Collegium“, in: Franz von Krones, *Geschichte der Karl Franzens-Universität in Graz. Festgabe zur Geschichte ihres dreihundertjährigen Bestandes*, Graz 1886, S. 247–288.

³ Vgl. Johann Loserth, *Die Reformation und Gegenreformation in den innerösterreichischen Ländern im 16. Jahrhundert*, Stuttgart 1898; ebenso Regina Pörtner: *The Counter-Reformation in Central Europe. Styria 1580-1630* (= *Oxford Historical Monographs*), Oxford 2003.

⁴ Vgl. Winkelbauer, wie Anm. 1, S. 13ff.

⁵ Gottfried Allmer – Norbert Müller, *800 Jahre Pfarre Straden 1188–1988, Straden–Graz 1988*, S. 72.

⁶ Diözesanarchiv Graz (= DAG), Pfarrurkunde Nr. 130 a und b (1472 Juli 13, Seggau).

⁷ An dieser Stelle sei Herrn Dr. Hannes Naschenweng herzlichst gedankt für die Zurverfügungstellung seines noch nicht publizierten Beitrages über die Geschichte der Pfarre Pürgg für eine in Arbeit befindliche Geschichte von Pürgg.

⁸ Hans Pirchegger, *Die kirchliche Einteilung der Steiermark vor 1783*, in: *Erläuterungen zum Historischen Atlas der österreichischen Alpenländer*, hg. von der Akademie der Wissenschaften in Wien, II. Abt., 1.T.: Steiermark, Wien 1940, S. 12.

⁹ Vgl. Ferdinand Tremel, *Die Pürgg im Wandel der Jahrhunderte*, in: *Die Pürgg. 850 Jahre Pfarrkirche St. Georg auf der Pürgg. 100 Jahre Musikkapelle Pürgg. Festschrift*, hg. von Wolfgang Suppan, Pürgg 1980, S.12.

¹⁰ Vgl. Hans Pirchegger, wie Anm. 8, S. 14ff.

¹¹ Vgl. Gertrud Buttler-Gerhartl, *Der St. Georgs-Ritterorden und Wiener Neustadt*, in: *Studien zur Geschichte von Millstatt und Kärnten*, wie Anm. 1; S. 512f.

¹² Vgl. Rudolf Höfer, *Die landesfürstliche Visitation der Pfarren und Klöster in der Steiermark in den Jahren 1544/1545* (= *Quellen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark*, hg. von der Historischen Landeskommission für Steiermark, XIV. Bd.), Graz 1992, S. 562f.

¹³ Vgl. Otto Fraydenegg-Monzello, *St. Lorenzen im Mürztal aus alter und neuer Zeit, St. Lorenzen im Mürztal 2004*, S. 46f.

¹⁴ Hans Pirchegger, wie Anm. 8, S. 4f.

¹⁵ Vgl. Hans Pirchegger, *Beiträge zur Siedlungsgeschichte des unteren Mürztales*, in: *Blätter für Heimatkunde* 45 (1971), S. 65–79.

¹⁶ Hans Pirchegger, wie Anm. 8, S. 76ff. Vgl. auch Otto Fraydenegg-Monzello, wie Anm.13, S. 26f und 246.

¹⁷ Otto Fraydenegg-Monzello, wie Anm. 13, S. 46.

¹⁸ Die Patronatsrechte des Millstätter Distriktes über die Pfarren Kindberg und Krieglach waren nicht unangefochten. Vgl. Karl Schöberl, *Kindberg vom Anbeginn bis 1918*, Kindberg 2006, S. 179ff und Othmar Pickl, *Geschichte der Marktgemeinde Krieglach*, Krieglach 1993, S. 503f.

¹⁹ Otto Fraydenegg-Monzello, wie Anm. 13, S. 47.

-
- ²⁰ Zahlen nach Otto Fraydenegg-Monzello, wie Anm. 13, S.47.
- ²¹ Vgl. Karl Amon, Die Steiermark vor der Glaubensspaltung. Kirchliche Zustände 1490 – 1520 (Ernst Tomek – Karl Amon, Geschichte der Diözese Seckau, III. Bd.), Graz-Wien-Köln 1960, S. 156.
- ²² Richard Peinlich, Geschichte des Gymnasiums in Graz, 1. Periode (Jahresbericht des k.k. Obergymnasiums zu Graz 1868), Graz 1869, S.45.
- ²³ Richard Peinlich, wie Anm. 22 (Jahresbericht des k.k. Obergymnasiums zu Graz 1871), Graz 1872, S.43.
- ²⁴ Vgl. Karl Amon – Maximilian Liebmann (Hg.), Kirchengeschichte der Steiermark, Graz-Wien-Köln 1993, S. 171f.
- ²⁵ Vgl. Franz von Krones, Geschichte der Karl Franzens-Universität in Graz, Graz 1886, S. 228f. St. Lorenzen im Mürztal betreffend vgl. Otto Fraydenegg-Monzello, wie Anm.13, S. 52.
- ²⁶ Franz von Krones, wie Anm. 25, S. 240ff. Vgl. auch Hermann Wiesflecker, Das Gründungsdatum der Universität Graz, in: Festschrift für Otto Lamprecht (Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, Sonderbd. 16), Graz 1968, S. 48ff.
- ²⁷ Franz von Krones, wie Anm. 25. S. 249ff.
- ²⁸ Zitiert nach Franz von Krones, wie Anm. 25, S. 248.
- ²⁹ Vgl. dazu den umfangreichen Aktenbestand im DAG, Klöster und Stifte: Jesuiten: Mürztaler und Millstätter Distrikt – Jurisdiktion 1619–1778.
- ³⁰ Vgl. Leopold Schuster, Fürstbischof Martin Brenner. Ein Charakterbild aus der steirischen Reformationsgeschichte, Graz-Leipzig 1898, S. 587f.
- ³¹ Vgl. Dieter Cwienk; Kirchliche Zustände in den Salzburger Pfarren der Steiermark in der Gegenreformation nach dem Visitationsprotokoll des Seckauer Bischofs Jakob Eberlein aus den Jahren 1617-1619, phil. Diss., Graz 1966, S. 38f.
- ³² DAG, Gebundene Quellen: Visitationsprotokoll Bischof Jakob Eberlein 1617–1619.
- ³³ Davon existieren mehrere zeitgenössische Abschriften im Diözesanarchiv Graz, wie Anm. 29.
- ³⁴ DAG, Pfarrakten Kapfenberg-St. Oswald: Pfarrer und Pfarre, Konfirmationsdekret 1.Februar 1757. Die Pfarrer von Kapfenberg betreffend vgl. auch Reiner Puschnig, Kapfenberg. Alter Markt – junge Stadt, Kapfenberg 1974, S. 337f.
- ³⁵ Vgl. Isabella Riener – Helmut Schnizer, Der Vertrag zwischen dem Salzburger Erzbischof und dem Grazer Jesuitenrektor über den Millstätter Distrikt – Kanonistische Reflexionen, in: Studien zur Geschichte von Millstatt und Kärnten, wie Anm. 1, S. 547–553.
- ³⁶ Reiner Puschnig, wie Anm. 34, S. 349.
- ³⁷ Vgl. DAG, Pfarrakten Kapfenberg-St. Oswald: Pfarrer und Pfarre.
- ³⁸ Franz von Krones, wie Anm. 25, S. 249.
- ³⁹ Vgl. Georg Schabl, Die Stadtpfarrkirche zum Heiligen Blut in Graz von ihrem Entstehen bis zur Gegenwart, Graz 1916, S. 43–76.
- ⁴⁰ DAG, Klöster und Stifte: Jesuiten, wie Anm. 29.
- ⁴¹ DAG, Pfarrakten Pürgg: Pfarrer und Pfarre, Instruktion vom 25. August 1765.
- ⁴² DAG, Klöster und Stifte – Jesuiten: Rechnungen Großformat, Nr. 53: Extrakt der Einnahmen und Ausgaben des Jesuitenkollegs in Graz 1615.
- ⁴³ DAG, Klöster und Stifte: Jesuiten, wie Anm. 29: Schreiben des Seckauer Bischofs Josef Philipp Graf von Spaur an das erzbischöfliche Ordinariat in Salzburg, Salzburg, 17. Juni 1768.

⁴⁴ DAG, Konsistorialprotokoll 1773, S. 521f.

Vom Ende des Millstätter Distrikts zur Eingliederung der Pfarren in die Diözesen Leoben, Seckau und Gurk

Rudolf K. Höfer

Für den Millstätter Distrikt, hat nach langjährigen Auseinandersetzungen mit dem Erzbischof von Salzburg bezüglich der Jurisdiktion ein schriftlicher Vergleich am 5. Mai 1659 (Concordia) den Status festgeschrieben. Geschaffen wurde damit der weitgehend selbständige „Millstätter Distrikt“ unter der Leitung der Jesuiten innerhalb der Salzburger Diözese, (*in episcopatu, sed non de et non sub*) nicht unter ihr und nicht von ihr abhängig. Gemäß der „Concordia“ gehörten dazu die dem Stift Millstatt inkorporierten Pfarren sowie auch die Pfarre Maria Wörth mit den Filialen und sieben Pfarren in der Obersteiermark, die im Jahr 1773 an Salzburg zurückkamen.¹ Nach der Aufhebung des St. Georgsritter-Ordens 1598 war durch Übergabe der Besitz der Herrschaft Millstatt am 1. Jänner 1602 definitiv an das Kollegium und Universität in Graz gekommen.²

Weitreichende Rechte des Grazer Jesuitenrektors

Nach der Übereinkunft von 1659 blieben dem Salzburger Erzbischof die bischöflichen Weihefunktionen wie Altar- und Kirchweihen, die Weihe der heiligen Öle, die Weihe der Kleriker und Firmspendung vorbehalten.

Aufgrund dieser Vereinbarung mit Salzburg konnte der Grazer Jesuitenrektor für die Weihelikandidaten aus den Territorien des Millstätter Distrikts die *litterae testimoniales*, Weihezeugnisse bzw. Empfehlungsschreiben, für die Weihe durch den Salzburger Erzbischof oder seine bischöflichen Generalvikare ausstellen. Für Dispens- und Ehegerichtsfälle, die nicht dem Ordinarius zustanden, war der Erzbischof nach dem Grazer Rektor die zuständige Instanz. Liturgisch waren die Millstätter Pfarrer und Vikare weiter an Salzburg orientiert. Dem Erzbischof stand bei der *cura animarum* weiter das Metropolitanrecht zu. Ähnlich den Äbten mit gleichsam bischöflichen Rechten für ihre Jurisdiktionsbezirke konnte der Rektor des Grazer Jesuitenkollegs Synoden einberufen, Examinatoren wählen, Beichtväter bestellen,

¹ Hans Pirchegger, Geschichte der Steiermark 1740 – 1919. Bd. III. Graz-Wien 1934, 187; vgl. Anhang zum Directorium Romano-Seccoviense 1873; Hans Pirchegger, Die Pfarren als Grundlage der politischen-militärischen Einteilung der Steiermark. In: AÖG 102 (1913) 1-81; Isabella Rieger-Helmut Schnizer, Der Vertrag zwischen dem Salzburger Erzbischof und dem Grazer Jesuitenrektor über den Millstätter Distrikt - Kanonistische Reflexionen über Rechtsgeschichte und Verbindungslinien zum heutigen Recht. In: Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten. Millstatt 1994, 18-29.

² Richard Peinlich, Geschichte des Gymnasiums in Graz. 2. Periode. Collegium, Gymnasium und Universität unter den Jesuiten. Graz 1869, 47-56.

Seelsorger und Kirchenrektoren bestätigen, visitieren, korrigieren und diese ein- oder absetzen.³

Dieser Status blieb selbst nach der Aufhebung des Jesuitenordens noch erhalten, denn die Behörden in Österreich gingen von der weiteren Gültigkeit der in der *Concordia* 1659 getroffenen Regelung aus, und betrachteten die Exemtion der Pfarren des ehemaligen Millstätter Distrikts von der Erzdiözese als weiterhin bestehend.⁴

Zur Aufhebung des Jesuitenordens

Die Stellung des im 16. Jahrhundert gegründeten Jesuitenordens war im 18. Jahrhundert zunehmend kritisiert und in Frage gestellt worden. In Österreich bemängelte das *Directorium in publicis et cameralibus* (aus der Zusammenlegung der böhmischen und österreichischen Hofkanzlei geschaffene Behörde) im Jahr 1750 die Lehrmethode der Jesuiten. Ein Jahrzehnt später hat eine Hofkommission die von den Jesuiten geleitete Grazer Universität visitiert. Im Jahr 1762 wurde die Wahl eines Jesuiten zum Rektor der Universität Graz aufgehoben und eine neuerliche Wahl verlangt.⁵ Die letzten Jahrzehnte der Jesuitenzeit waren „gekennzeichnet durch den ‚Abwehrkampf‘ der Societas Jesu gegen die vollständige Entmachtung durch den Staat und gegen die Einführung neue Fächer“.⁶

In der österreichischen Regierung war der Staatskanzler Fürst Wenzel Kaunitz gegen den Orden eingenommen. Schon am 8. April 1773 legte Kaunitz in einem Vortrag über die Verwendung der Güter des nur wenige Monate später aufgehobenen Jesuitenordens das beabsichtigte Vorgehen dar. Demnach sei „die erste Sorgfalt dahin zu richten, dass der zu Versehung der Schulen und des öffentlichen Unterrichts der höheren Wissenschaft nötige Aufwand bedeckt und sichergestellt werde“.⁷

Die Initiativen für die Aufhebung des Jesuitenordens gingen aber von anderen Staaten aus. Es waren die Bourbonischen Höfe, auf deren Druck Papst Klemens XIV. (1769-1774) am 21. Juli 1773 mit der Bulle „*Dominus ac redemptor noster*“ die Gesellschaft Jesu aufhob. Während in Preußen Friedrich II. und in Russland Katharina die Große die päpstliche Entscheidung ignorierten und Jesuiten aus anderen Ländern aufnahmen, folgte in Österreich Maria Theresia willig der päpstlichen Bulle. Ein kaiserliches Dekret verfügte bereits am 10.

³ Peter G. Tropper, Vom Missionsgebiet zum Landesbistum. Organisation und Administration der katholischen Kirchen in Kärnten von Chorbischof Modestus bis zu Bischof Köstner. Klagenfurt 1996, 187.

⁴ Tropper, Landesbistum (Anm. 3) 187.

⁵ Franz Lang, Die Durchführung der Aufhebung des Jesuitenordens in Graz. In: Mitteilungen des Historischen Vereins für Steiermark 46 (1898) 130-151, hier 131f.

⁶ Walter Höflehner, Zur Geschichte der Universität Graz. In: Tradition und Herausforderung. 400 Jahre Universität Graz. Hg. von Kurt Freisitzer u.a. Graz 1985, 3-76, hier 10.

⁷ Peter Leisching, Die Rechtsgeschichte des Studienfonds. In: Speculum iuris et ecclesiarum. Festschrift für Willibald M. Plöchl zum 60. Geburtstag. Hg. von Hans Lentze und Inge Gampl. Wien 1967, 203-216, hier 203.

September für Österreich die Umsetzung der Aufhebung der Gesellschaft Jesu. Maria Theresia bestimmte, dass das Vermögen der Jesuiten in einen Fonds gehöre, der nicht mit den übrigen Geldern vermengt werden sollte. Die Einkünfte flossen zunächst in die Kameralkasse und dienten keinem anderen Zweck als zur Erhaltung der Lehranstalten, sodass die Bezeichnung „Ex-Jesuiten-Fonds“ in Verwendung kam. Die Vermögen der Seminare und Konvikte sollten nicht in den Fonds aufgenommen werden und wurden mit einem Schreiben der Hofkammer vom 21. September 1773 vom Kameralen gesondert eingezogen. Mit einem Kabinettschreiben der Kaiserin vom 25. Jänner 1774 und einem weiteren vom 25. Juli wurde aus dem „Ex-Jesuitenfonds“ der „Studienfonds“ gebildet.⁸

Das Gesamtvermögen der steirischen Jesuiten betrug bei der Aufhebung 2.278.000 fl., darunter waren das Grazer Kollegium mit 120.000 fl. an Kapitalien, mehrere Herrschaften und Gülten, die Papiermühlen in Leutzendorf und Thalberg und eine Glasbläserei am Wechsel.⁹

An einzelnen Niederlassungen der Jesuiten wurde die päpstliche Aufhebung des Ordens nach und nach publiziert, am 6. Oktober 1773 wurde das kaiserliche Dekret in Graz und am 12. Oktober in Leoben, Judenburg und Marburg kirchlichen Vertretern mitgeteilt.¹⁰ Das Vermögen wurde dem Studienfonds zugeordnet, welcher der Förderung des gesamten, nunmehr verstärkt staatlichen Schulwesens dienen sollte.

Auf die bisherigen Professoren aus dem Jesuitenorden, die nicht mehr in theologischen und rein philosophischen Fächern unterrichten sollten, konnte man jedoch nicht einfach verzichten, man hätte an ihrer Stelle in Österreich etwa 300 andere Professoren gebraucht.¹¹

In Kärnten war das Klagenfurter Jesuitengymnasium von der Aufhebung betroffen. Rektor des Gymnasiums wurde jetzt der Landeshauptmann, die administrative Leitung hatte ein Präfekt. Das Gymnasium wurde in die bisherige Kaserne „Neuhausisches Stöckel“ übersiedelt.¹²

Darüber hinaus war die der Jesuitenuniversität in Graz einverleibte Herrschaft Millstatt mit den ihr inkorporierten Pfarren davon betroffen. Zu dieser großen Herrschaft gehörten durch Inkorporation in Kärnten die Pfarren Millstatt, Kleinkirchheim, Radenthein, Lieseregg, Maria Wörth, und in der Steiermark die Pfarren Pürgg und Mitterndorf sowie St. Lorenzen im Müritzal mit den Tochterpfarren und Filialkirchen.

⁸ Leisching, Studienfonds (wie Anm. 7), 204.

⁹ Pirchegger, Steiermark III. (Anm. 1), 185.

¹⁰ Lang, Aufhebung des Jesuitenordens (Anm. 5), 136.

¹¹ Lang, Aufhebung des Jesuitenordens (Anm. 5), 134.

¹² Kurt W. Drozd, Das Klagenfurter Gymnasium nach Auflösung der Gesellschaft Jesu und das Schultheater des P. Ambrosius Eichhorn OSB. In: Festgabe zur 150-Jahr-Feier der Wiederbesiedlung des Benediktinerstiftes St. Paul im Lavanttal durch die Mönche von St. Blasien im Schwarzwald. In: Carinthia 149 (1959) 511-514.

Die staatliche Verwaltung des Studienfonds

Dem Studienfonds wurden nach mehr als einem Jahrzehnt nach der Aufhebung des Jesuitenordens zunächst im Jahr 1783 die Stiftungskapitalien der Marianischen Sodalitäten und Kongregationen eingegliedert, dann im Jahr 1787 weiters die Vermögen mehrerer weiblicher Schulen wie der Orden der Englischen Fräulein, Ursulinen, Benediktinerinnen, Sakramentinerinnen, Barmherzige Schwestern usw. nach dem Hofkanzleidekret vom 8. Februar 1787 zugeführt.¹³ Die Verwaltung des Fonds wurde den Kameraladministrationen in den einzelnen Provinzen übertragen. Überschüsse in den einzelnen Provinzen sollten mit anderen finanziell weniger gut gestellten ausgeglichen werden, sodass ab 1794 während der napoleonischen Kriege für den Studienfonds eine Zentralstudienkasse eingerichtet wurde, die jedoch 1829 wieder aufgelöst wurde. Dann wurde der Studienfonds wieder auf die einzelnen Provinzialstudienfonds geteilt. Eigenständige Studienfonds befanden sich danach in Niederösterreich, Österreich ob der Enns, Steiermark, Kärnten und Salzburg.¹⁴ Nach verschiedenen Auseinandersetzungen wurde am 28. September 1897 die Auflassung der Studienfonds genehmigt und im Jahr darauf die Bezeichnung Administration der Studienfonds liquidiert. In der Folge wurden Ausgaben und Einnahmen des Studienfonds unter verschiedenen Kapiteln und Titeln im Bereich „Unterrichtsministerium“ angesetzt.¹⁵

Die Pfarren und Filialen des Millstätter Distrikts zur Zeit der Aufhebung

Zur Herrschaft Millstatt, die der Jesuiten-Universität in Graz seit 1602 zugewiesen war und von ihr verwaltet wurde, gehörten durch frühere Inkorporationen folgende Pfarren an: die Pfarrkirche in Millstatt mit den Filialkirchen Andreaskapelle in Millstatt, St. Magdalena im Ort in der Vorstadt, die Filialkirche St. Johann Baptist in Obermillstatt; die Filialkirchen in Starfach, Insberg, Lengholz, Obergottesfeld, Penk, Platz und Oberbuch; 2. Die Pfarrkirche in Lieseregg mit den Filialen in St. Wolfgang am Fratres, Lieserhofen, Altersberg, Treffling, Tangern, Seeboden, Kötzing und Zelsach; 3. Die Pfarrkirche in Radenthein mit der Filiale in Kaning; 4. Die Pfarrkirche in Kleinkirchheim mit der Katharinenkapelle und der Filiale St. Oswald; 5. Die Pfarrkirche in Maria Wörth mit den Filialen und Kapellen St. Katharina, Pörtschach, St. Veit und Oswald bei Pörtschach, Krumpendorf, Faning, Schiefing am See und Albersdorf;¹⁶ 6. In der Steiermark gehörte zum Millstätter Distrikt die große Mutterpfarre

¹³ Leisching, Studienfonds (wie Anm. 7), 205.

¹⁴ Leisching, Studienfonds (wie Anm. 7), 206.

¹⁵ Leisching, Studienfonds (wie Anm. 7), 215.

¹⁶ Tropper, Landesbistum (Anm. 3) 187.

St. Lorenzen im Mürztal mit den Filialen St. Johann Baptist in Mürzhofen, Allerheiligen im Mürztal, Maria Rehkogel, dann die Pfarre St. Martin in Kapfenberg mit der Filialkirche St. Oswald, die auch zeitweise als Pfarrkirche genannt wurde, die Pfarre St. Katharina in der Stanz mit der Filiale St. Ulrich und St. Leonhard, die Pfarre St. Peter und Paul in Kindberg mit der Filiale St. Georgen, die Pfarre St. Jakob in Krieglach mit der Filiale St. Erhard in Wartberg und St. Johann in Mitterdorf im Mürztal; 7. Die im Ennstal gelegene Pfarre St. Georgen in Pürgg gehörte mit den Filialen St. Johann Baptist, St. Rupert in Niederhofen, St. Anna in Wörschach, Hl. Kreuz in Tauplitz, sowie die Pfarre Mitterndorf mit der Filiale und Wallfahrtskirche Maria Kumitz zum Millstätter Distrikt.¹⁷

Dem Rektor des 1604 gegründeten Jesuitenkollegs in Klagenfurt war darüber hinaus auch das Archidiakonat Jauntal anvertraut.¹⁸ Dazu gehörten die Pfarren Globasnitz, Sittersdorf, St. Veit im Jauntal, Gallizien, Stein im Jauntal, St. Kanzian, St. Oswald in Seeland, Gutenstein, Maria am See, Eisenkappel, Ebriach, Schwabegg, Leifling und Eberndorf.¹⁹ Schon am 29. Juli 1603 übergab Erzherzog Ferdinand II. von Innerösterreich für ein zu errichtendes Jesuitenkolleg in Klagenfurt die Propstei Eberndorf, die päpstliche Aufhebung folgte am 5. April 1604, der Patriarch von Aquileia stimmte resigniert dem Vorgehen zu. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens kam das Stift an den Kärntner Studienfonds. Im Jahr 1809 folgte das Stift St. Paul als Eigentümer der Herrschaft Eberndorf.²⁰ Auch im beschriebenen Jauntal verfügte der Klagenfurter Rektor über weitgehende Kompetenzen wie das Visitationsrecht in den Pfarren dieses Gebietes und das Recht, Benefizien zu verleihen. Zeitweise wurde ein eigener Generalvikar vom Klagenfurter Rektor für das Gebiet bestellt.²¹ Für das im Patriarchat Aquileia gelegene Jauntal scheint keine schriftliche Regelung mit dem Jesuitenrektor wie für den Millstätter Distrikt zustande gekommen zu sein, allerdings hatte der Klagenfurter Rektor im Kärntner Religionskonseß zu Klagenfurt eine bedeutende Stellung inne.²²

Die Einverleibung des Millstätter Distrikts in Kärnten in die Diözese Gurk

¹⁷ Erläuterungen zum Historischen Atlas der Österreichischen Alpenländer. II. Abt. Die Kirchen- und Grafschaftskarte. I. Steiermark. Wien 1940, 76-78; Personalstand Seckau 1873, 391; Franz Xaver Krones, Geschichte der Karl-Franzens-Universität in Graz. Festgabe zur Feier ihres dreihundertjährigen Bestandes. Graz 1886, 273f.

¹⁸ Peter G. Tropper, Von der katholischen Erneuerung bis zur Säkularisation. In: Rudolf Leeb u.a. (Hg.), Geschichte des Christentums in Österreich. Von der Spätantike bis zur Gegenwart. Wien 2003, 281-360, 317.

¹⁹ Albert Starzer, Die Übergabe des Chorherrenstiftes Eberndorf an die Jesuiten. In: MIÖG Erg. Bd. 6 (1901) 624-633.

²⁰ Hannes P. Naschenweng, Eberndorf. In: Floridus Röhrig. Die ehemaligen Stifte der Augustiner-Chorherren in Österreich und Südtirol. Klosterneuburg 2005, 101-148, hier 111-113.

²¹ Tropper, Landesbistum (Anm. 3) 188; ADG, PA Eberndorf; ADG, Urk 1142.

²² Tropper, Landesbistum (Anm. 3) 188.

Nach der Aufhebung des Jesuitenordens 1773 wurde das Jesuitenkolleg in Klagenfurt, die Ordensgüter in Eberndorf und die der Grazer Universität unterstellte Jesuitenherrschaft Millstatt dem Patronat des Studienfonds einverleibt. Die Einverleibung der Millstätter Pfarren in die Diözese Gurk betraf die geistliche Lehenschaft des Bischofs, der das Kirchenamt nach dem Vorschlag des Patronatsherrn zu verleihen hatte, und wurde am 12. April 1775 vorgenommen.²³

Der Gurker Bischof äußerte am 28. Juli 1775 laut Diözesanprotokoll den Wunsch nach einer Kommission vor der Inbesitznahme. *„1775 am 28.ten Juli wird eine Landeshauptmannschaftsverordnung verzeichnet, womit die allergnädigste Gesinnung ihre k. k. Mt. wegen Einverleibung des Millstätterischen Bezirkes an das hiesige Bistum Gurk mit Aufhebung jener von Seite Salzburg laut der ao. 1659 errichteten Concordia vorbehaltenen Einschränkungen, somit pleno iure ordinario et salvo tantum nexu metropolitico. Hierauf habe seine hochfürstliche Gnaden für so einen Zuwachs hiesigen Bistumes zwar ein Danksagung abgestattet, zugleich die weitere Vorstellung gemacht, dass zu Berichtigung alle Dotations- und Stiftungsfunden das auch zu Auseinandersetzung der Stiftungen selbst eine Commission vor Besitznehmungen angeordnet werden müsste XLVIII.“*²⁴

Am 4. August 1775 heißt es im Protokoll. *„Erzbischof zu Salzburg eröffnet dero Ortes die mit ihro kgl. Mt. einstimmige Gesinnung, den Millstätter Bezirk dem hiesigen Bistum pleno iure ordinario et salvo tantum nexu metropolitico einverleiben zu wollen, mit dem beysatz, dass ein Verzeichnus der sammentlichen Pfarreyen dieses Bezirkes und auch ein Entwurf zu einen Cessions- und Incorporations Instrument dahin eingeschicket werden“.*²⁵ Am 3. November 1775 vermerkt das Protokoll: *„Eiusdem Verordnung, dass laut Hofresolution dto Wien, den 22. Sept. ihre k.k. Mt. die Comenda Rechberg, und Vicariat St. Stephan bei Rechberg dem Ordinariate Görz, alle übrigen Millstätter Curat-Pfründten dem hiesigen Bistum überlassen, bey allen aber die Jura Patronatus sich vorbehalten, und als Landesfürstliche Pfründen behandelt haben wollen. Ist hiergegen wiederum eine Vorstellung gemacht und auf die untern 8. August anverlangte Commission zu vorläufiger Auseinandersetzung der Dotations- und*

²³ Tropper, Landesbistum (Anm. 3) 219; Edmund Aelschker, Geschichte Kärntens von der Urzeit bis zur Gegenwart, mit besonderer Rücksicht auf Culturverhältnisse. Von Kaiser Karl V. bis zur Gegenwart, Bd. 2. Klagenfurt 1885, 984; dazu Hofkanzleidekret vom 25. Juni 1775 in ADG, 4. VII. 1781; Karl Amon, Die Steiermark vor der Glaubensspaltung. Kirchliche Zustände 1490-1520. Graz-Wien-Köln 1960, 114.

²⁴ ADG, Diözesanprotokoll, 1775 am 28.ten Juli, f. 295f.; vgl. Erläuterungen zum Historischen Atlas der österreichischen Alpenländer. II. Abt. Die Kirchen- und Grafschaftskarte. 8. 3. Oberkärnten nördlich der Drau, von Gotbert Moro. Klagenfurt 1959, 135.

²⁵ ADG, Diözesanprotokoll, f. 293; vgl. Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 135.

Stiftungssachen weiters gedrunge worden“.²⁶ Das Patronatsrecht blieb damit beim Studienfonds bzw. Landesfürsten.

Vor der Übernahme dieses Millstätter Bezirkes hatte der Gurker Fürstbischof darauf gedrängt, dass vorher noch die bei der Pfarrkirche seit der Zeit des Benediktiner- sowie des Georgs-Ritterordens bestehenden Stiftungsverbindlichkeiten berichtigt und der Pfarrgeistlichkeit ein gebührender ständiger Unterhalt angewiesen werde. Bis zur Übernahme durch den Jesuitenorden waren nämlich den Geistlichen neben anderen Verpflichtungen die Absolvierung mehr als 5000 hl. Messen erwachsen. Der Fürstbischof beschränkte die Zahl auf 570, wie es der Geistlichkeit (Pfarrer und statt der bisherigen missionarii – vier Kapläne) entsprach.²⁷

Zur Komplettierung der vom „*hn. Fürstbischofen zu Gurgg, bey Gelegenheit des diesem Bistum einverleibten Mühlstätter District bedungenen 570 Messen annoch abgängige 102 derley Stiftmessen dem Hauptpfarrer zu Müllstatt aufzutragen seyen und habe übrigens das Gubernium die für das Bistum Gurk bestätigte Stollordnung von der Kärntnerischen Landeshauptschaft selbst zu verlangen*“.²⁸ Die Mitteilung ging an den Bischof von Gurk, den Hauptpfarrer zu Millstatt und an die Kärntner Landeshauptmannschaft.

Die Pfarren des Millstätter Distrikts in der Steiermark und ihre Eingliederung in die Diözesen Leoben und Seckau

Die steirischen Pfarren des Millstätter Distrikts in der Steiermark, nämlich Pürgg und Mitterndorf mit den Filialen sowie die Hauptpfarre St. Lorenzen im Mürztal mit fünf Tochterpfarren und Filialen sind nach der Aufhebung des Jesuiten-Kollegiums im Hinblick auf die Diözesanzugehörigkeit wieder der Salzburger Diözese, bzw. nach der Diözesanregulierung der bis zum Jahr 1800 nur knapp eineinhalb Jahrzehnte besetzten Leobener Diözese zugefallen, die mit Bischof Alexander Joseph Graf Engel von und zu Wagrain nur einen einzigen Oberhirten aufzuweisen hatte.²⁹

Die Pfarre St. Lorenzen im Mürztal war im Laufe der Zeit durch Schenkungen sehr gut dotiert und 1526 durch Erzherzog Ferdinand I. an den von Kaiser Friedrich III. 1469 gegründeten St. Georgs-Ritterorden übertragen worden. Erzherzog Karl II. hat die ausgedehnte Mutterpfarre mit den Tochterpfarren 1577 dem neugegründeten Jesuitenkolleg als Dotationsvermögen

²⁶ ADG, Diözesanprotokoll, f. 307.

²⁷ ADG, Hofkanzleidekret 1780 IX 25 und Anordnung Gubernium Graz, darunter Stiftung der vier Kaplaneien vom 4. VII. 1781.

²⁸ StLA, Gub. alt, Prot. 1781 II 3, f. 90, Nr. 45.

²⁹ Bestandteile und Einteilung der heutigen Diözese Seckau vor circa hundert Jahren. Anhang zu Geistlicher Personalstand des Bisthums Seckau im Jahr 1873. Graz 1873, 339-397, hier 388-390.

übertragen bzw. inkorporiert.³⁰ Der Papst verlieh am 28. Jänner 1600 für alle zur Herrschaft Millstatt gehörige Pfarren das Diözesanrecht.³¹ Der Pfarre St. Lorenzen im Mürztal gehörten die Filialen Johann B. in Mürzhofen, Maria Rehkogel, Allerheiligen, die Pfarre St. Martin in Kapfenberg mit der Oswald-Kirche, die Pfarre St. Peter und Paul in Kindberg mit einem Vikar und der Filiale St. Erhard in Wartberg, St. Johann in Mitterdorf, Hl. Dreifaltigkeit in Lichtenegg, die Pfarre St. Katharina in Stanz mit einem Vikar und die Filiale Ulrich in der Stanz an.³²

Nach der Aufhebung des Jesuitenordens entschied der päpstliche Stuhl im Jahr 1775 jedoch, dass St. Lorenzen mit allen Tochterkirchen dem salzburgischen Archidiakonat „Obere Mark“ einzugliedern sei.³³ Hingegen sollte nach dem Willen Maria Theresias der gesamte „Millstätter Distrikt“ weiterhin exempt vom „ausländischen“ Erzbistum Salzburg bleiben, weshalb sie den Brucker Erzpriester Anton Gruber im Jahr 1773 zum Administrator für den Millstätter Distrikt mit voller Ordinariatsgewalt ernannte.³⁴

Die Hauptpfarre St. Lorenzen mit dem Vikariat Maria Rehkogel, und den Tochterpfarren Kindberg, Krieglach, Stanz und Kapfenberg wurde im Februar 1776 eigenes Dekanat und dem Archidiakonat Bruck/Mur unterstellt.³⁵ Damit war der Zustand hergestellt, der vor der Übergabe im Jahre 1526 an den St. Georgs-Ritterorden bestanden hatte.³⁶ Die Pfarre kam mit der Aufhebung des Jesuitenordens unter das Patronat des Studienfonds.³⁷

Die ehemals der Mutterpfarre Irdning unterstehende Pfarre Pürgg wurde im Jahr 1420 dem Chorherrenstift in der Burg zu Wiener-Neustadt inkorporiert.³⁸ Im Jahr 1491 übertrug Kaiser Friedrich III. die Pfarre Pürgg dem St. Georgs-Ritterorden und davor schon 1469 an die Herrschaft Millstatt in Kärnten. Beide Pfarren Pürgg und Mitterndorf wurden 1577 dem Grazer Jesuitenkolleg zur finanziellen Unterstützung von Orden und Schulen zugewiesen.³⁹

³⁰ Otto Fraydenegg-Monzello, St. Lorenzen im Mürztal. Aus alter und neuer Zeit. Unter Mitarbeit von Franz Jäger. St. Lorenzen im Mürztal 2004, 3.

³¹ Erl. Steiermark (Anm. 17), 18.

³² Erl. Steiermark (Anm. 17), 78.

³³ Erl. Steiermark (Anm. 17), 18, 76.

³⁴ Fraydenegg, St. Lorenzen (Anm. 30), 62; DAG Jesuiten, Grundstücke – Kongregation (54-f-8/1) Heft Mürztaler und Millstädter Distrikt, 1774 Juli 23, Wien.

³⁵ DAG, St. Lorenzen i. M. Verschiedenes VI f 6, Sonstiges – Schreiben des zum Dechant bestellten Hauptpfarrers Augustin Seyfried Eggkhardt vom 1776 Hornung (Febr. 22), St. Lorenzen im M.; Fraydenegg, St. Lorenzen (Anm. 30), 62.

³⁶ Winkelbauer, St. Georgs-Ritterorden (Anm. 2), 152; KLA, Archiv Millstatt, Fasz XVIII H. 1, fol. 14, geben 1529 (1. Jänner) an; Fraydenegg-Monzello, St. Lorenzen (Anm. 30), 46.

³⁷ Erl. Steiermark (Anm. 17), 76.

³⁸ Erl. Steiermark (Anm. 17), 44.

³⁹ Ferdinand Tremel, Die Pürgg im Wandel der Jahrhunderte. In: Die Pürgg. 850 Jahre Pfarrkirche St. Georg auf der Pürgg. 100 Jahre Musikkapelle Pürgg. Festschrift, hrg. von Wolfgang Suppan. Pürgg 1980, 11-22, 19.

Dem Jesuitenkollegium wurden dann am 6. Mai 1599 die Pfarren Pürgg mit den Filialen St. Johann in Pürgg, St. Rupert in Niederhofen und die Pfarre Mitterndorf verliehen.⁴⁰ Mit der Aufhebung des Jesuitenordens kamen auch Pürgg und Mitterndorf an den staatlich verwalteten Studienfonds.⁴¹

Die Pfarre St. Margarethen in Mitterndorf war wegen zu großer Entfernung von St. Martin am Grimming durch Bestätigung der Herzöge Albrecht und Otto zu einem eigenen Vikariat mit Präsentationsrecht des Pfarrers von Pürgg erhoben worden.⁴² Eine Filiale von Mitterndorf ist die bis in die jüngste Zeit besuchte Wallfahrtskirche Maria Kumitz.⁴³

Die Pfarrenregulierung Josephs II. veränderte die Pfarrstruktur und schuf neue Vikariate

Die unter Kaiser Joseph II. (1780-1790) begonnene Pfarrenregulierung brachte eine nach vernünftigen und praktischen Vorstellungen geplante Ausgestaltung des Pfarrnetzes mit neuen Pfarren und Kuratien auch im Gebiet des Millstätter Distrikts. Nach den allgemeinen Grundsätzen der Pfarrenregulierung konnte bei Gemeinden mit über 700 Katholiken, oder bei religiös gemischten Gemeinden bereits bei 500 Gläubigen eine neue Pfarre errichtet werden. Viele damalige Filialen stiegen zu Pfarren auf oder wurden wenigstens in den Rang einer Kuratie mit einem eigenen Seelsorger gehoben.⁴⁴ Die Pfarrer erhielten als Unterhalt 600 fl., die Lokalkapläne 350 und die Kooperatoren 200 fl. aus dem Religionsfonds zugeteilt.⁴⁵ Für die Gläubigen sollte ihre Kirche mit einem einstündigen Fußweg erreichbar sein. Im Folgenden seien neben wenigen allgemeinen geschichtlichen Hinweisen die Veränderungen bei den Millstätter Pfarren durch die Pfarrenregulierung knapp umschrieben.

Die Pfarre St. Salvator und Allerheiligen in Millstatt

Zum Stiftungsgut des Benediktinerstifts gehörte die *villa Millstatt cum capella*, die dem Kloster mit den übrigen Besitzungen von Papst Alexander III. am 6. April 1177 bestätigt wurde, wobei in den dem Stift Millstatt unterstellten Kapellen kein Priester gegen den Willen des Klosters eingesetzt werden dürfe.⁴⁶

Im Spätmittelalter kam der päpstliche Kommissär Bischof Michael von Pedena (Pićan, Piden in Istrien, südlich von Pazin (Mitterburg) gelegen, am 14. Mai 1469 mit dem Auftrag Papst

⁴⁰ Krones, Universität in Graz (Anm. 17), 265; Erl. Steiermark (Anm. 17), 45.

⁴¹ Tremel, Pürgg im Wandel (Anm. 39), 22.

⁴² Rudolf Raimund Groß, Bad Mitterndorf I. Bad Mitterndorf 1972, 47f.; Erl. Steiermark (Anm. 17), 45.

⁴³ Groß, Mitterndorf, 50.

⁴⁴ Johann Schwerdling, Praktische Anwendung aller k. k. Verordnungen in geistlichen Sachen Publico-Ecclesiasticis vom Antritte der Regierung weiland Marien-Theresien bis ersten May 1788. Wien 1788, 57.

⁴⁵ Schwerdling, Verordnungen, 60.

⁴⁶ Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 132.

Pauls II., um das Benediktinerstift in Millstatt aufzuheben und zugleich als den ersten Hochmeister des Georgs-Ritterordens Johann Siebenhirter feierlich einzuführen.⁴⁷

Da der Orden keine eindeutige Aufgabe mehr finden konnte und nie richtig zur Blüte gelangte, hat die landesfürstliche Administration unter Erzherzog Ferdinand II. diesen am 26. Juli 1598 aufgehoben und die Herrschaft Millstatt 1602 mit allem Zubehör zur finanziellen Unterstützung der Universität Graz unter Rektor Richard Haller übergeben.⁴⁸

Bei der Aufhebung im Jahr 1773 hatte sich in Millstatt nur ein Weltpriester als Vikar befunden, das hält ein Bericht Ende Juli 1782 fest.⁴⁹ Nach Hohenauer wurde die Pfarre Millstatt unter den Jesuiten nur als Vikariat behandelt, das am 4. Juni 1781 in eine Pfarre verwandelt und gehörig dotiert wurde. Außer der Kapelle St. Andrä in Radenthein wurden dabei die oben unter 5. Mai 1659 genannten Kirchen als Filialen genannt.⁵⁰ Millstatt hatte am 9. Oktober 1783 im „Dekanat Millstatt“ außer dem Landdechant und Pfarrer noch vier Kapläne und einen Exjesuiten.⁵¹

Die „Hauptpfarre“ Millstatt wird am 25. April 1782 mit ihren insgesamt 2410 Seelen als so weitschichtig bezeichnet, so dass die Gemeinden Lengholz, Obergottesfeld und Penk von ihrer Mutterkirche fast sechs Stunden, jene von „Plänz“ (Platz) bei drei Stunden entfernt lagen. Die Gemeinde Penk habe schon am 14. Juni 1781 schriftlich um einen eigenen Seelsorger angesucht, jene von Lengholz gelegentlich der Visitation 1780 darum gebeten, und obwohl Penk in spiritualibus vom Pfarrer des eine Stunde entfernten Obervellach, Lengholz von dem ebenso weit entfernten Vikariat Radlach versorgt werden, so wurde der vom Erzpriester von Gmünd 1778 gemachte Vorschlag für richtig gehalten, wonach Penk nach Obervellach, Lengholz nach Radlach oder noch näher nach Lind, die Huben und Keuschen in Obergottesfeld nach Pusarnitz oder nach Sachsenburg, die bei der Pfarre Platz, deren aus nur 60 Kommunikanten bestehenden Gemeinde für eine eigene Kuratie zu klein sei, der 1 ½ Stunden entfernten Stadtpfarre Gmünd eingepfarrt werden sollen.⁵²

Das Vikariat in Radlach wird noch 1782 erwähnt, ein Jahr später bereits eine „Pfarre“ angeführt. Im Jahr 1790 wird die Verlegung des Pfarrsitzes von Radlach nach Steinfeld beantragt. Auch in den Jahren 1877/1882 wurde diese Frage nochmals ventilert, aber nicht

⁴⁷ Erika Weinzierl-Fischer, Geschichte des Benediktinerklosters Millstatt in Kärnten (Archiv für Vaterländische Geschichte und Topographie = AGT 33). Klagenfurt 1951, 39; Urkunde als Beilage Nr. 6, 131-134.

⁴⁸ Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 133f.

⁴⁹ KLA, Akten der Repräsentation und Kammer, Landeshauptmannschaft, LVI 130, f. 18-19; Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 135.

⁵⁰ Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 135.

⁵¹ Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 136.

⁵² KLA, Akten des Gubernium in Graz 1783 X, f. 58; Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 136.

umgesetzt.⁵³ Die Pfarre Radlach war jedenfalls 1823 der Pfarre Berg im Drautal inkorporiert. Erst mit der Erhebung Radlachs zur Pfarre trat der Pfarrer von Berg als Patron an die Stelle des Hauptpfarrers in Millstatt.⁵⁴

Die Filiale Obermillstatt ist die schon um 1177 angenommene *capella* in der Besitzbestätigung durch Papst Alexander III. (1159-1181). Für Obermillstatt wird bereits 1782 eine neu zu schaffende Kuratie betont, eine endgültige Regelung wurde von der Hofstelle 1787 gutgeheißen,⁵⁵ tatsächlich wurde erst 1873 die Kuratie von der Hauptpfarre gelöst und das Kirchenvermögen von dem von Penk getrennt.⁵⁶

Die Millstätter Filiale St. Lucia in Altersberg war 1781 Lokalkuratie, im Jahr zuvor war sie noch mit St. Georg zu den Filialen gezählt worden, die entbehrlich seien. Es wurden im Jahr 1782 bei den Filialen St. Luzia in Altersberg und St. Georg zu Treffling zwei Lokalkuraten angestellt. Der Kurat war von der Herrschaft Millstatt (Studienfonds) zu entlohnen, nicht vom Religionsfonds. 1793 erhielt der Lokalkurat vom Religionskonseß den Auftrag der pfarrlichen Verrichtungen, St. Georg wurde 1807 aufgelassen und in evangelischen Besitz übergeben.⁵⁷

Die weiteren Filialen Johannes Baptist zu Kötzing und St. Georg zu Altersberg sollten aufgehoben werden, weil sie der Mutterkirche nur zur Last fallen und der pfarrliche Gottesdienst öfters Zerstreung erfahre.⁵⁸

Für die Filialkirche St. Nikolaus in Penk bat die Gemeinde 1781 den Bischof von Gurk Joseph Franz Anton von Auersperg, um „Aufstellung“ eines Priesters und zu dessen Unterhaltung 50 fl. zu gewähren.⁵⁹ Noch am 17. November 1783 erscheint die „Millstätterische Filiale zu Penk“ als eine der beantragten und von der vereinigten landesfürstlichen Ordinariats-Kommission als notwendig erachteten neuen Lokalkuratie.⁶⁰ Auch 1784 wird die Filialkirche in Penk noch als Filiale von Obermillstatt geführt, eine Eingabe von 1786 hatte Erfolg und im Jahr darauf wurde Penk die „Lokalie“ (Kuratie) zuerkannt, für die im gleichen Jahr Franz Lackner zum Kuraten ernannt wurde.⁶¹ Die Filiale St. Nikolaus in Penk war der Pfarrkirche Millstatt inkorporiert, jedoch wegen der zu weiten Entfernung von Millstatt wurde am 12. Juli 1671 ein Vertrag mit dem Pfarrer des salzburgischen Obervellach geschlossen und ihm die Verrichtung der Spiritualien eingeräumt,

⁵³ Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 242.

⁵⁴ Schematismus des Bisthum Gurkischen Kirchensprengels 1823. Klagenfurt 1823, 49.

⁵⁵ ADG, Pf. Obermillstatt, zu 1787 XI 21, Schreiben des Gubernium in Graz an Bischof von Gurk antwortet auf den am 19. erstatteten Bericht wegen Einstellung und Besetzung der neuen Kuratien, u. a. zu Penk. Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 281f.

⁵⁶ Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 140f.

⁵⁷ Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 157.

⁵⁸ Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 127.

⁵⁹ Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 281.

⁶⁰ KLA, Akten des Gubernium in Graz, X, F, 58.

⁶¹ Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 282.

ohne jedoch die Rechte des Pfarrherrn zu Millstatt zu schmälern.⁶² Die Filiale und spätere Pf. St. Nikolaus in Penk gehörte 1854 zum Dekanat Mölltal und war dem Patronat des Religionsfonds unterstellt.⁶³

Die Filialkirche St. Martin in Obervellach hatte 1782 nach dem Visitationsbericht desselben Jahres den Erzbischof als Patron.⁶⁴

Die Filialkirche St. Rupert in Obergottesfeld, übergab Erzbischof Konrad II. am 5. Juli 1166 als „*Capellam dotem et aream auctoritate nostra*“ dem Kloster Millstatt unter Vorbehalt des Pfarrechtes über die Kapelle für die Pfarre Pusarnitz. Die Kirche erscheint als inkorporierte Filialkirche des Stiftes.⁶⁵ In den Personalständen 1854 und 1903 kommt Obergottesfeld nicht mehr vor, offensichtlich ist die Kapelle in Privatbesitz gekommen.

Die Filialkirche St. Pankratius in Münichsberg = Insberg wird als *Capella St. Pankratii in Minisperg* am 5. Mai 1659 zum ersten Mal unter den der Pfarrkirche inkorporierten Filialkirchen genannt und auch noch am 18. Mai 1781 als solche geführt, im Jahr 1784 wird sie nicht mehr als Filiale von Millstatt geführt.⁶⁶

Die Pfarre Kleinkirchheim und Filiale St. Oswald ob Kleinkirchheim

Eine schon frühe Nennung der Pfarre am 5. Juli 1166 wird 1444/45 im Absenzenverzeichnis durch die Nachricht der *ecclesia incorporata monachis* in Millstatt bestätigt und im gleichen Jahr die Kirche als *filialis ecclesia S. Udalrici* genannt. Im Jahr 1670 wurden die Verpflichtungen des Pfarrers umschrieben, danach hatte er in der Pfarrkirche St. Ulrich an zwei Sonntagen eine Messe zu feiern, in St. Oswald am dritten Sonntag und an den festgelegten Festtagen und jeden Samstag in der St. Kathrein-Kirche. Nach Zerstörung durch Blitzschlag wurde die Pfarrkirche St. Ulrich nach 1743 von den Jesuiten wieder aufgebaut.⁶⁷

Die Filialkirche St. Oswald ob Kleinkirchheim hatte infolge ihrer Entfernung von der Mutterkirche schon das Tauf- und Begräbnisrecht, war aber Filiale von Kleinkirchheim geblieben. Bereits vor der Pfarrregulierung baten die Bewohner von St. Oswald im Jahr 1780 um einen eigenen Seelsorger und beantragten zwei Jahre später eine neue Lokalkaplanei, weil ihre Kirche wohlgebaut und bemittelt, von der Mutterkirche hingegen eineinhalb Stunden entfernt sei. Aus dem Religionsfonds wurden 1787 für die Errichtung eines Pfarrhofs 88 fl. bewilligt, der schon 1789 hergestellt war, 1790 wurde ein Provisor angestellt und 1791 die

⁶² Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 281; KLA, Millstätter Akten, F VIII, IX b 1, f. 1.

⁶³ Personalstand des Bisthum Gurker Kirchen-Sprengels im Jahre 1854. Klagenfurt 1854, 67.

⁶⁴ Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 274f.

⁶⁵ Monumenta duc. Carinthiae, 3, 1096; 1659 V 5 „Capella“; Millst Akt, F VIII, a 1; 1743 IX 5, ebda. f. 56; Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 137.

⁶⁶ ADG, Visitationsberichte 1781 V 18, u. KLA, Milde Stiftungen 80; Millst. Akten F VIII a 1, f. 48.

⁶⁷ Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 111.

neue Kuratie errichtet. Im Jahr 1795 wurden die gegenseitigen Rechte und Verpflichtungen zwischen dem Pfarrer von Kleinkirchheim und dem Kuraten von St. Oswald bei Prozessionen, Messen usw. geregelt. Erst 1820 hat eine Hofentscheidung bestimmt, was die Pfarre an Rechten der Kuratie abzutreten habe. Im Jahr 1869 starb der letzte selbständige Pfarrer von St. Oswald.⁶⁸

Die Pfarre in Radenthein und Filiale Kaning

Die Kirche St. Nikolaus in Radenthein war eine Eigenkirche des Stiftes Millstatt und kam nach der Aufhebung des Jesuitenordens an die Staatsherrschaft bzw. Studienfondsherrschaft Millstatt.⁶⁹

Im Absenzenverzeichnis der Erzdiözese Salzburg von 1444/45 wird zwar Kaning genannt, nicht jedoch Radenthein, was E. Klebel mit einer Abhängigkeit von St. Peter in Tweng erklärt, während G. Moro von einer Millstätter Eigenpfarre ausgeht.⁷⁰ Anlässlich der Forderung nach 2 Mark Pfennige für vier Wagenpferde im Jahr 1566 für den „Vikar“ von Kaning und Radenthein hielt der Hofmeister dagegen, dass Kaning und Radenthein nicht eigene Pfarren, sondern als Millstätter Filialen anzusehen seien, er wollte sie von einer Abgabe verschont wissen.⁷¹

Nach Aufhebung des Jesuitenordens wurde Radenthein eine Kirche *collationis regiae* unter dem Patronat des Studienfonds, wie die gesamte Stiftsherrschaft mit den übrigen Pfarren von Millstatt, Lieseregg und Kleinkirchheim.⁷² Ende Juni 1782 ist in Radenthein außer dem Pfarrer auch ein Kaplan für Kaning genannt.⁷³

Die Erhebung zu einer Kuratie war anlässlich der Pfarrenregulierung in der Regel mit der Übernahme des Patronats durch den Religionsfonds verbunden, wie dies seit 1788 bei der Kuratie Kaning und der Unterstellung unter das Patronat des Religionsfonds der Fall war.⁷⁴ Trotzdem konnte Kaning sich vom Status der Filiale nicht befreien. Die Beförderung des Lokalkaplans zum Kuraten wird für Kaning 1789 erwähnt.

Die Filiale St. Johannes Baptist in Kaning unterstand als Filiale ursprünglich der Pfarre Lieseregg, war vor 1645 als Filiale zu Radenthein gehörig und wurde 1788 eine eigene

⁶⁸ KLA, Akten des Gubernium Graz 1783 in X, f. 58; Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 112-114; Walther Fresacher, Das Bauerntum in Kleinkirchheim und St. Oswald in vergangenen Zeiten. In: Carinthia 129 (1939) 57-117, hier 106-108.

⁶⁹ Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 149 (1815 irrtümlich dem Bistum Gurk zugehörig betrachtet).

⁷⁰ Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 152.

⁷¹ KLA, Millstätter Akten e 1, f. 1; Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 150f.

⁷² KLA, Akten des Gubernium in Graz 1783, IX, f. 58; Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 152.

⁷³ KLA Akten der Repräsentation und Kammer, Landes-Hauptmannschaft im KLA LVI 130, f. 18-19; Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 152.

⁷⁴ Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 120.

Kuratie, doch schon 1444/45 wurde der Pfarrer von Lieseregg als Präsentator genannt.⁷⁵ Kaning wurde 1869 von Millstatt aus providiert, 1887 wurde wieder ein Gesuch um einen eigenen Seelsorger eingebracht.⁷⁶

Die Pfarre Maria Himmelfahrt in Lieseregg und die Filiale Lieserhofen

Die seit dem 12. Jahrhundert dem Bistum Freising zugehörige Eigenkirche kam durch Inkorporation an das Stift Millstatt. In welchem Maße das Kloster beim Türkeneinfall 1478 heimgesucht wurde ist unbekannt, jedenfalls inkorporierte Papst Leo X. auf Bitten des Hochmeisters Johann Geumann (1508-1533) im Hinblick darauf, dass das Kloster einst verbrannte und durch die Türken beschädigt wurde, am 26. Juni 1516 dem Ritterorden die Pfarre Lieseregg und gewährte Ablässe allen jenen, die zur Restaurierung der „einige Jahre vorher“ abgebrannten Kirche in Millstatt beitrugen.⁷⁷ Auch nach der Übernahme der Herrschaft Millstatt blieb die Bezeichnung „Vikar“ für Lieseregg erhalten, daneben auch schon die Bezeichnung „Pfarrer“. Erst nach der Aufhebung des Jesuitenordens bleibt die Bezeichnung „Pfarrer“ allein.⁷⁸

Die auf der Pfarre Lieseregg lastende jährliche Pension von 100 fl., das ist die im Absenzenverzeichnis von 1444/45 bezeichnete Abgabe des Vikars von Lieseregg an das Stift, wurde als eine Ursache für die finanzielle Belastung gesehen. Durch Ministerialentscheidung wurde am 10. November 1854 das Inkorporationsverhältnis der Pfarre und Kirche geklärt.⁷⁹

Für die schon seit der Mitte des 17. Jahrhundert in schlechtem Zustand befindliche Filialkirche St. Michael in Lieserhofen wurde am 5. August 1807 durch die Administration in Graz die Auflassung und Veräußerung der Kirche angeordnet, weil sie außerdem drei Monate davor durch einen Brand in Schutt und Asche gelegt worden war, und die Veräußerung für die nur einhundert Klafter entfernte baufällige Filialkirche St. Lorenzen in Lieserhofen für deren Erhalt erforderlich sei. Das bischöfliche Ordinariat stimmte gegenüber der Vogtherrschaft Millstatt diesem Vorgehen zu.⁸⁰

Die Pfarre St. Primus und Felician in Maria Wörth mit Filialen

⁷⁵ Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 119f.; Joseph Chmel, Die Salzburger Diözese im fünfzehnten Jahrhundert. Aus einer Pergament-Handschrift des 15. Jahrhunderts im HHStA. In: Notizenblatt. Beilage zum AÖG, 2 (1852) 265-272, 279-288, 289-291, hier 290.

⁷⁶ Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 121f.

⁷⁷ Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 133f.; KLA, Urkunde Nr. 1813.

⁷⁸ Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 126f.

⁷⁹ Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 127; ADG zu 3. IX u. 4.X.1855.

⁸⁰ Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 128f.

Die unter Bischof Otto I. von Freising vor 1151 entstandene Gründung in Maria Wörth stellte später eines der zahlreichen Kollegiatstifte in Kärnten.⁸¹ Um 1500 war Matthäus Lang, der spätere Erzbischof von Salzburg und Kardinal, Propst von Maria Wörth und tauschte diese Würde mit der eines Abtes von Viktring. Die Freisingische Herrschaft über Maria Wörth endete 1529 mit der Inkorporation der Propstei an den St. Georgs-Ritterorden in Millstatt. Die Ordensgüter des St. Georgs-Ritterordens wurden am 25. Juli 1598 und dazu im Jahre 1634 auch die Pfarre Maria Wörth den Jesuiten übergeben.⁸² Bis 1784 gehörten zu Maria Wörth noch die Filialen Kathreinberg, Schiefing, Altersdorf, Pörtschach, Goritschach und Krumpendorf.⁸³

Im Jahr 1808 wurde Maria Wörth dem Stift St. Paul inkorporiert,⁸⁴ das im Jahr darauf wiederbesiedelt wurde. Die Studienfondsherrschaft Leonstein zu Pörtschach hatte für St. Paul das Patronatsrecht über die Pfarre Maria Wörth, Schiefing, St. Martin am Techelsberg und St. Georg zu Friedlach, sowie der Kuratie Pörtschach mit weiteren Filialen.⁸⁵

Am 28. April 1781 erhielt der Bischof von Gurk die Nachricht auf die von der Kärntner Landeshauptschaft erbetene Entscheidung, dass die von der Diözese Gurk weit entfernte Pfarre Maria Wörth mit der Kuratie Pörtschach dem Salzburger Kirchensprengel des Kärntner Generalvikariats zugeteilt werde, dafür soll dem Bistum Gurk die in der Salzburger Diözese gelegene Pfarre St. Peter in Tweng und das Vikariat in Döbriach überlassen werden. Der Umsetzung stünden keine Bedenken entgegen und die sei durchzuführen.⁸⁶

St. Johann Baptist in Pörtschach ist bis 1785 Filiale, dann zur selbständigen Pfarre erhoben worden, wird ursprünglich als eine alte Taufkirche vermutet. Die Kirche wurde im Jahr 1794 durch Kardinal Salm geweiht. Teile des Pfarrsprengels von Techelsberg kamen an Pörtschach. Zunächst unter dem Patronat von Maria Wörth kam die Pfarre mit der Erhebung zum Patronat des Religionsfonds.⁸⁷

Patronatszugehörigkeit der Millstätter Pfarren in den Jahren 1823 und 1854

Im Personalstand der Diözese Gurk im Jahr 1823 ist die Pfarre Millstatt dem Patronat der Herrschaft Millstatt und somit dem Studienfonds zugeteilt, wie auch die Kuratie Obermillstatt, die Kuratie Treffling, die Pfarre Radenthein, die Pfarre Kleinkirchheim, die zu

⁸¹ Erl. Kärnten, 8.2, Ost- und Mittelkärnten nördlich der Drau. Klagenfurt 1958, 320.

⁸² Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 134, Datum 26. VII. 1598.

⁸³ Erl. Kärnten (Anm. 81), 8.2, 321.

⁸⁴ Erl. Kärnten (Anm. 81), 8.2, 321; Johannes Gut, Kirchliche Verhältnisse – Seelsorge- Pfarren und Filialkirchen, religiöses Brauchtum. In: Schatzhaus Kärntens. Landesausstellung St. Paul 1991. 900 Jahre Benediktinerstift. Klagenfurt 1991, 437-462, 447.

⁸⁵ Gut, Kirchliche Verhältnisse (Anm. 84), 447.

⁸⁶ StLA, Gub, alt, Prot. 1781 V 24, Nr. 455, 414'.

⁸⁷ Erl. Kärnten (Anm. 81), 8.2, 334f.

ihr gehörige Kuratie St. Oswald ob Kleinkirchheim; die Kuratie Kaning unterstand dem Patronat des Religionsfonds.⁸⁸ Die Pfarre Lieseregg gehörte zum Patronat der Studienfondsherrschaft Millstatt.⁸⁹

Für die Filialkirche St. Lambert in Lengholz wurde die Trennung von der sechs Stunden entfernten Kuratie Obermillstatt und die Beibehaltung unter der Vogtei der Studienfondsherrschaft Millstatt erst 1844 vollzogen.⁹⁰

Die Pfarren Maria Wörth mit der Kuratie Schiefling gehörte 1823 infolge der Inkorporation seit 1808 an das Stift St. Paul dem Patronat der Stiftsherrschaft Leonstein (Pörschach) an, während die der Pfarre Techelsberg zugehörige Kuratie Pörschach am Wörthersee infolge der Erhebung zur Kuratie zum Patronat des Religionsfonds gehörte.⁹¹

Die Patronatszugehörigkeit der Pfarren des ehemaligen Millstätter Distrikts zeigt auch der Schematismus für Gurk aus dem Jahr 1849 und 1854. Im Dekanat Gmünd gelegen, gehört zum Patronat der Studienfondsherrschaft Millstatt neben der Hauptpfarre St. Salvator in Millstatt, die Kuratie St. Johann in Obermillstatt, die Pfarre Lieseregg, ebenso die Kuratie St. Lucia in Altersberg, die Kuratie St. Leonhard in Treffling, die Pfarre St. Nikolaus in Radenthein, aber die Kuratie St. Johann in Kaning dem Patronat des Religionsfonds. Dem Patronat nach gehörten der Studienfondsherrschaft Millstatt weiters die Pfarre St. Ulrich in Kleinkirchheim mit der Kuratie St. Oswald ob Kleinkirchheim an.⁹² Die Patronatszugehörigkeit der Pfarren des ehemaligen Millstätter Distrikts dauerte bis in die Zeit des 20. Jahrhunderts unter der Studienfondsherrschaft Millstatt fort. Nach dem Personalstand Gurk 1931 gehörten dazu in Kärnten die Pfarren Altersberg, Kleinkirchheim, Lieseregg, Millstatt, Obermillstatt, St. Oswald ob Kleinkirchheim, Radenthein, St. Stephan unter Feuersberg, Treffling. Maria Wörth gehörte dem Patronat der St. Pauler Herrschaft Leonstein an.⁹³

Änderung bei der Dekanatszugehörigkeit des Millstätter Distrikts in Kärnten

Wegen des Titels einer Dekanal- oder Hauptpfarre ersuchte der Dechant Dominikus Tschernigoi in Gmünd am 8. Jänner 1789, ihm nur die Pfarren Gmünd, St. Peter im Katschtal und Malta samt deren Kuratien und Benefizien zu belassen, Millstatt aber nicht nur den Titel,

⁸⁸ Schematismus Gurk 1823 (Anm. 54), 57f.

⁸⁹ Schematismus Gurk 1823 (Anm. 54), 57.

⁹⁰ Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 244.

⁹¹ Schematismus Gurk 1823 (Anm. 54), 13.

⁹² Personalstand des Bisthum Gurker Kirchen-Sprengels im Jahr 1854. Klagenfurt 1854, 70-73.

⁹³ Peter G. Tropper, Vom Missionsgebiet zum Landesbistum. Organisation und Administration der katholischen Kirchen in Kärnten von Chorbischof Modestus bis zu Bischof Köstner. Klagenfurt 1996, 360f.; Personalstand der Säkular- und Regular-Geistlichkeit der Diözese Gurk in Kärnten. Klagenfurt 1903, 70, gilt auch für das Jahr 1903.

sondern mit der Unabhängigkeit von Gmünd auch das *officium* eines Dechants zu übertragen.⁹⁴

Dem Dekanat Gmünd unterstellt waren die ehemaligen Millstätter Patronatspfarren Lieseregg, Altersberg, Treffling mit der Hauptpfarre St. Salvator in Millstatt, St. Johann in Obermillstatt, St. Nikolaus in Radenthein, St. Ulrich in Kleinkirchheim mit der Kuratie St. Oswald ob Kleinkirchheim, alle genannten Pfarren unterstanden im Jahr 1854 der Studienfondsherrschaft Millstatt. Kreisdekanate gab es zu dieser Zeit in Kärnten keines, während die Kuratie St. Johann in Kaning dem Patronat des Religionsfonds unterstellt war, hingegen die Pfarre St. Peter in Tweng dem Ordinariat Gurk, ebenso die Pfarre St. Margarethen in der Reichenau mit dem Vikariat St. Martin in der Ebene.⁹⁵ Maria Wörth war durch die Inkorporierung an das Stift St. Paul unter dem Patronat der Stiftsherrschaft Leonstein.⁹⁶

Kreisdekanate in der Steiermark

Zur Einführung der Kreisdekanate in der Steiermark wurden die Aufgaben der Dechanten und Kreisdechanten in der 1861 publizierte Instruktion im Verordnungsblatt für die Diözese Graz-Seckau genau umschrieben.⁹⁷

Während die Aufgaben und Funktionen der Dechanten in sechsundzwanzig Paragraphen abgehandelt sind, decken sich in dreizehn Paragraphen die Aufgaben der Kreisdechanten mit denen der Dechanten, sie haben demnach alles zu beobachten, was auch den Dechanten aufgetragen ist. Darüber hinaus haben die Kreisdechanten jährlich die Dekanatspfarren nach vorausgehender vierwöchiger Bekanntgabe zu visitieren. Bei der Visitation der Dekanatspfarre durch den Bischof haben sie dabei zu sein, wenn sie nicht aufgrund eines Ansehens davon dispensiert wurden.⁹⁸

Dem Kreisdekanat Aussee und Bruck a. d. Mur im Jahr 1865 zugehörige Pfarren

Dem Kreisdekanat Aussee, heute Bad Aussee, war 1865 die Pfarre Pürgg und die Pfarre Mitterndorf zugeteilt, das Patronatsrecht lag weiterhin beim Studienfonds.⁹⁹

St. Lorenzen im Mürztal, eine der größten Pfarren im Mürztal, unterstand bis 1773 dem Jesuitenorden. Nach der Aufhebung kam sie an den Studienfonds.¹⁰⁰

⁹⁴ Erl. Kärnten (Anm. 24), 8.3, 136.

⁹⁵ Personalstand Gurk 1854 (Anm. 92), 70-73.

⁹⁶ Personalstand Gurk 1854 (Anm. 92), 17.

⁹⁷ Kirchliches Verordnungs-Blatt für die Seckauer Diözese, VIII/1861, 31.

⁹⁸ Verordnungs-Blatt Seckau VIII/1861, 37f.

⁹⁹ Geistlicher Personalstand des Bisthums Seckau in Steiermark im Jahre 1865. Graz 1865, 189.

¹⁰⁰ Erl. Steiermark (Anm. 17), 76.

Die Pfarre St. Lorenzen im Mürztal wurde nach Errichtung des Bistums Leoben (1786) Dekanatsitz und war später dem Kreisdekanat Bruck an der Mur zugeordnet und unterstand 1865 dem Patronat des Landesfürsten, d. h. Studienfonds. Gleiches gilt auch für die Pfarren St. Anna zu St. Marein im Mürztal, St. Peter und Paul in Kindberg, St. Erhard in Wartberg, St. Katharina in Stanz, auch die Pfarren Allerheiligen im Mürztal und das Vikariat Maria Rehkogel gehörten zum Studienfonds.¹⁰¹ Dem Dekanat Spital am Semmering war die ehemalige Millstätter Pfarre, unter dem Patronat des Studienfonds stehende Pfarre St. Jakob in Krieglach zugeteilt. Auch dieses Dekanat war mit dem Dekanat St. Lorenzen dem Kreisdekanat Bruck an der Mur zugewiesen.¹⁰²

St. Lorenzen blieb bis 1972 Dekanatsitz. Der jeweilige Hauptpfarrer hatte die Leitung und Aufsicht in seinem Dekanat. Seit 1973 wird der Dechant aus den Pfarrern des jeweiligen Dekanats gewählt.¹⁰³

Die Pfarren Pürgg und Mitterndorf

Dem Jesuitenkollegium waren bereits am 16. Mai 1599 die Pfarre Pürgg und die heute Bad Mitterndorf genannte Pfarre verliehen worden.¹⁰⁴ Mit der Aufhebung des Jesuitenordens kamen auch Pürgg und Mitterndorf an den staatlich verwalteten Studienfonds. Die Herrschaft der Pfarre Pürgg wurde mit der Herrschaft Sölk vereinigt und von Großsölk aus als k. k. Kameralherrschaft verwaltet.¹⁰⁵ Filialen der Pfarre waren St. Johann in Pürgg, St. Rupert in Niederhofen. Die Bauern der Pfarre Pürgg baten ihren Herrn, den St. Georgs-Ritterorden, ihre Naturalzinse in Geldzinse umzuwandeln.¹⁰⁶

Die Pfarre St. Margarethen in Mitterndorf war zu einem eigenen Vikariat mit Präsentationsrecht des Pfarrers von Pürgg geworden.¹⁰⁷ Eine eigene Kaplansstelle für Mitterndorf wurde von Maria Theresia mit jährlich 70 Gulden aus dem landesfürstlichen Hallamt Aussee dotiert, die Gemeinde musste dazu noch 80 Gulden aufbringen.¹⁰⁸ Mitterndorf teilte nach der Aufhebung der Jesuiten das Schicksal von Pürgg.

Die Bestellung eines Pfarrers unter dem Patronat des Studienfonds.

¹⁰¹ Personalstand Seckau 1865 (Anm. 99), 158-161.

¹⁰² Personalstand Seckau 1865 (Anm. 99), 161.

¹⁰³ Fraydenegg, St. Lorenzen (Anm. 30), 250; DAG Jesuiten, Grundstücke – Kongregation (54-f-8/1) Heft Mürztaler und Millstätter Distrikt, 1774 Juli 23, Wien.

¹⁰⁴ Krones, Universität in Graz (Anm. 17), 265.

¹⁰⁵ Tremel, Pürgg im Wandel (Anm. 39), 22.

¹⁰⁶ Pirchegger, Steiermark III. (Anm. 1), 144.

¹⁰⁷ Rudolf Raimund Groß, Bad Mitterndorf I. Bad Mitterndorf 1972, 47f.; Erl. Steiermark (Anm. 17), 45.

¹⁰⁸ Ebd., 50.

Am Beispiel von Pürgg sei die Bestellung eines Pfarrers einer ehemaligen Pfarre des Millstätter Distrikts unter dem Patronat des Studienfonds vorgestellt.

Nach Pfarrer Andreas Borzaga, der noch unter dem Jesuitenrektor bestellt worden war, fand die nächste Besetzung der Pfarre Pürgg während der kurzen Zeit, in der das Bistums Leoben bestand, statt. Jetzt präsentierte der Rat der kaiserlichen Majestät, Franz Anton Graf von Khevenhüller, dem Bischof Alexander Joseph Graf Engel von Leoben am 1. Febr. 1787 Anton Berger zur Bestätigung als Nachfolger für Andreas Borzaga.¹⁰⁹

Nach dem Tod von Pfarrer Anton Berger wurde die Pfarre wieder durch den Landesfürsten verliehen. Die Übergabe der Temporalien im Jahr 1799 an den neu zu installierenden Pfarrer zu Pürgg, Franz Strubreiter, geschah in Gegenwart von Johann Baptist Nimflig als Hallamtspfleger der Staatsherrschaft Großsölk und zugleich Vogteirepräsentanten zu Pürgg in der Funktion des Installationskommissärs, dann des Kontrollors der genannten Staatsherrschaft, Johann von Praitenau als Aktuar, des Landgerichtspflegers zu Irnding Gottlieb Anton Aust, des Pflegers der Herrschaft Stainach Ludwig von Person, also eine Kommission von vier staatlichen Beamten. Bei der Verleihung der Pfarre wurden die Temporalien beschrieben.¹¹⁰

Die neuerliche Diözesanregulierung im Jahr 1859 in der Steiermark führte zur Aufhebung der Diözese Leoben und Eingliederung in die Diözese Seckau. In Kärnten wurde zugleich das Lavanttal und das Völkermarkter Dekanat der Diözese Gurk zugeteilt, sodass die Änderung der Diözesangrenzen für beide Länder die heute bestehenden Landesbistümer schuf, abgesehen von Grenzänderungen nach Ende des ersten Weltkrieges.

Der Besetzungsvorgang unter dem Patronat des Studienfonds verlief auch im 20. Jht. noch wie im 18. Jahrhundert, an die Stelle des Kaisers war die Landesregierung getreten. Bei der Pfarre Pürgg wandte sich im Jahr 1926 das bischöfliche Ordinariat an die Steiermärkische Landesregierung, legte einen Dreieivorschlag und weitere nicht gereichte Namen vor, um die Präsentation des Pfarrers zu erhalten. Die Landesregierung hat dann durch den Landeshauptmann Franz Prisching als erstgereichten Rudolf Pichler, damals noch Kaplan in Hartberg, dem Ordinariat als Pfarrer präsentiert und ihn angewiesen, sich wegen Erlangung der Spiritualjurisdiktion und Übergabe der Temporalien an das Seckauer Ordinariat zu

¹⁰⁹ DAG, Pfarrakten, Pürgg, Pfarre u. Pfarrer (1597)- Besetzung (1900ff), Heft Erledigung, Besetzung; Die Pürgg. 850 Jahre St. Georg auf der Pürgg. 100 Jahre Musikkapelle Pürgg. Festschrift, hg. von Wolfgang Suppan. Pürgg 1980.

¹¹⁰ StLA, Archiv Pürgg, K 2, H. 34.

wenden, die jetzt in episkopalen Händen lag. Das Ordinariat hatte eine neue Pfründenbeschreibung vorzulegen.¹¹¹

Das Dekret des Bischofs Leopold Schuster hatte folgenden Wortlaut:

„Dem hochw. Herr Rudolf Pichler, Kaplan in Hartberg, Heil und Segen...

Nachdem Sie für die durch das Ableben des Dechanten und Pfarrers Johann Payerhofer in Erledigung gekommene, unter dem Patronate des Studienfonds stehende Pfarre St. Georgen in Pürgg mit Präsentations-Urkunde der steiermärkischen Landesregierung Abt. 12. vom 4. Aug. 1926, Zl. 356 P 17/1 1926 uns ordnungsgemäß vorgestellt worden sind, so verleihen wir im Namen Gottes Ihnen in Berücksichtigung Ihrer bisherigen Verwendung und Ihres priesterlichen Wandels die genannte Pfarr-Pfründe aus der im Herrn uns zukommenden Vollmacht. 11. August 1926.“¹¹²

Nach der Einziehung des Religionsfonds infolge der nationalsozialistischen Okkupation Österreichs sind die öffentlichen Patronate praktisch verschwunden, und es wurde im Vermögensvertrag von 1960 zwischen der Republik Österreich und dem Hl. Stuhl eine Regelung gefunden. Mit dem Wegfall der weltlichen Patronate und der damit verbundenen Baulast sind die ehemals unter staatlicher Verwaltung stehenden Patronate überwiegend in die kirchliche Verwaltung übergegangen.¹¹³

¹¹¹ DAG, Pfarrakten Pürgg, Pfarre u. Pfarrer 1597-Besetzung 1900ff), Heft Erledigung, Besetzung. Dekret des Bischofs Leopold Schuster, 4. August 1926.

¹¹² DAG Pfarrakten Pürgg, Pfarre und Pfarrer (1597) – Besetzung (1900).

¹¹³ Hugo Schwendenwein, Österreichisches Staatskirchenrecht. (Münsterischer Kommentar zum Codes iuris canonici, Beiheft 6). Essen 1992, 668-671.

„Die Klausur der Benediktinerabtei in Millstatt – Anlage und Bauschema“

Dipl.Ing. Dr.techn. Gerold Eßer, Dipl.Ing. Gerald Eichinger

Gegenstand des Beitrags ist eine Rekonstruktion des Planungs- und Bauvorganges der durch Benediktinermönche im späten 11. Jahrhundert am Nordufer des Millstätter Sees gegründeten Klosteranlage. Grundlage der hier mit einem ersten Teilaspekt vorgestellten Forschungen der Autoren sind die seit dem Jahr 2006 durch Studierende und Lehrende der Technischen Universität Wien im Rahmen des Architekturstudiums in mehreren Kampagnen betriebenen Bauaufnahmen des Stiftes (Abb. 01).¹ Methodisch bedeutet dies, dass auf der Basis einer verformungsgerechten Vermessung und detailgenauen Dokumentation sowie der aufmerksamen Beobachtung des bautechnischen Befunds unter Abgleich mit den bekannten historischen und bauhistorischen Fakten eine Interpretation der erhaltenen Stiftsgebäude hinsichtlich ihrer Baugenese versucht wurde.² Das erarbeitete Planmaterial (Abb. 06) bildet die unabdingbare Grundlage für die hier vorgetragenen Erkenntnisse zur frühen Baugeschichte der Klausur in Millstatt.



Abb. 01: Studierende und Lehrenden des Institutes für Kunstgeschichte, Bauforschung und Denkmalpflege der Technischen Universitäten Wien während der Bauaufnahmen im Stift Millstatt.

Vorgehensweise und Ziele. Ausgangspunkt der Betrachtungen sind die als mittelalterlich einstuftbaren, erhaltenen Teile der Anlage der Gründerjahre im Bereich der den Kreuzgang einfassenden Gebäude der Klausur sowie der ehemaligen Stiftskirche (Abb. 02). Unter Rückgriff auf die Methodik eines bautypologischen Vergleichs mit gut erforschten

¹ Die Durchführung der Bauaufnahmen oblag dem Fachgebiet Baugeschichte und Bauforschung des Institutes für Kunstgeschichte, Bauforschung und Denkmalpflege der Technischen Universität Wien. Für die Idee, in Millstatt eine über mehrere Semester laufende Lehrveranstaltungsreihe mit wechselnden Themenstellungen anzubieten sei Prof. Dr. MA Marina Döring-Williams herzlich gedankt, die nach einer Begehung des Stiftes im Jahr 2004 das didaktische Potential der Anlage erkannte. Die Lehrveranstaltungen wurden über die Jahre durch Univ.Ass. Dr. Gerold Eßer in wechselnden Konstellationen mit Prof. Dr. MA Marina Döring-Williams (2006) und DI Gerald Eichinger (2010) geleitet. Ohne die engagierte Mitarbeit von Dipl.Ing. Architekt Jan Kanngießner und Dipl.Ing. Irmengard Mayer in der Lehrveranstaltungsdurchführung sowie der Tutoren Christian Gmeiner und Mathias Ganspöck in der Betreuung der Studierenden wäre allerdings die Durchführung der Übungen zu keiner Zeit möglich gewesen. Für Ihre Unterstützung in der Durchführung der Lehrveranstaltungen sei den Verantwortlichen des Forstbetriebes Millstatt der Österreichischen Bundesforste AG und dem Pfarramt in Millstatt sowie Herrn Univ.-Prof. Dr. F. Nikolasch und Herrn Axel Huber für die guten Gespräche zur Geschichte Millstatts ebenfalls ein herzlicher Dank ausgesprochen.

² Die letzte Gesamtaufnahme des Klosters Millstatt von J.E. Lippert datiert aus dem Jahre 1857. Gegenstand der Bauaufnahmen der TU Wien in Millstatt waren der Kreuzgang (2006), die Vorhalle und die Michaelskapelle (2007), die ehemalige Stifts- und heutige Pfarrkirche Salvator und Allerheiligen (2008) sowie die Millstätter Bauplastik (2010). Das Planmaterial wurde ergänzt durch ein verformungsgerechtes Grundrissaufmaß der der Verwaltung der Österreichischen Bundesforste unterstehenden Stiftsgebäude durch MISURA.AT, Wien im Jahr 2005.

Benediktinerklöstern des 11. und 12. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum stand zunächst die Annäherung an ein – vorausgesetztes – grundlegendes Bauschema eines Benediktinerklosters um 1100 im Zentrum der Arbeit. Durch die Erkenntnis der allen Klosteranlagen gemeinsamen Merkmale und unter Spiegelung mit den vorhandenen – und auch den nicht mehr vorhandenen – Raumteilen in Millstatt (Kapitelsaal), war es möglich, die erhaltenen Gebäudestrukturen der ursprünglichen Millstätter Klausur herauszuschälen und diesen ihre originalen Raumfunktionen zuzuweisen. Auf der Basis der so rekonstruierten Ursprungsanlage erfolgte eine sorgfältige Maß- und Proportionsanalyse des klar identifizierbaren Originalbestands mit dem Ziel, auf die strukturelle Logik der Architektur, das Designkonzept der Millstätter Klausur zurückzuschließen. Dieses wiederum stellt einen wichtigen Schlüssel zum Verständnis des Planungs- und Bauprozesses in Millstatt dar und erlaubt Aussagen zu mittelalterlichen Denk- und Arbeitsweisen bei der Bewältigung komplexer Bauaufgaben.



Abb. 02: Blick vom südlichen der beiden Westtürme der ehemaligen Stiftskirche in Millstatt auf die Südostecke des romanischen Klosterhofs mit den angrenzenden Gebäudetrakten der Klausur.

Bekannte Baugeschichte der Millstätter Klausur. Die geschichtlichen Fakten zur Gründung des Benediktinerklosters in Millstatt dürfen als bekannt vorausgesetzt werden.³ Sie sollen daher an dieser Stelle nur in aller Kürze zusammengefasst werden:

Um das Jahr 1070 kommt es am Nordufer des Millstätter Sees zur Gründung eines Eigenklosters durch die Brüder Aribo und Poto aus dem bayerischen Adelsgeschlecht der Aribonen. Die genaue Herkunft der ersten Mönche ist uns nicht bekannt; möglicherweise kamen sie aus Seeon, dem Hauskloster Aribos. Bereits für das Jahr 1091 ist jedenfalls eine Besiedlung des Benediktinerstiftes Rosazzo in Friaul durch Millstätter Mönche nachgewiesen, sodass spätestens für diesen Zeitpunkt eine in Millstatt ansässige Ordensgemeinschaft angenommen werden kann. Kontakte der Millstätter Mönche zur Hirsauischen Reformbewegung sind jedenfalls für jene Jahre belegt als Gaudentius aus dem Kloster St. Peter und Paul in Hirsau, zwischen 1091 und 1105 Abt in Millstatt wird. Im Jahr 1122 wird Millstatt aus dem Eigenkirchenverband der Aribonen entlassen und direkt unter päpstlichen Schutz gestellt. Die aus dem Salzburger Reformkloster Admont berufenen Äbte

³ Zur jüngeren Literatur zur Baugeschichte des Stiftes Millstatt vgl.: E. Weinzierl-Fischer, Geschichte des Benediktinerklosters Millstatt in Kärnten, AVGT 33, Klagenfurt 1951; M. Maierbrugger, Die Geschichte von Millstatt (mit einem Beitrag von K. Dinklage), Klagenfurt 1964; Dehio-Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs. Kärnten, Wien 1981; W. Deuer: Die Stiftskirche von Millstatt und ihre romanischen Umbauten, in: Carinthia I 174 (1984), S. 73-118; U. Harb / B. Kienzl: Millstatt. Pfarr- und ehemalige Stiftskirche. Bauinschriften, in: ÖZKD 93 (1989), S. 188-191; W. Deuer, F. Nikolasch, Kirchenführer Millstatt, Salzburg 1996; W. Deuer: Millstatt. Männerkloster und Frauenkloster, in: Germania Benedictina (Österreich und Südtirol) Bd. III/2, St. Ottilien 2011, S. 758-831; F. Nikolasch: Domitian von Millstatt – Erfindung oder Wirklichkeit?, in: Carinthia I 191 (2001), S. 103-141.

Otto I. (1122/24-1166) und Heinrich I. (1166-nach 1177), begründeten die frühe Blüte des Klosters in Millstatt: Für die Regentschaft Ottos kann nach einem Brand im 3. Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts mit einem grundlegenden Neubau der Stiftskirche gerechnet werden (Domitianslegende). Deren genaues Aussehen ist archäologisch noch nicht nachgewiesen; jedoch könnte es sich hierbei um eine vierjochige Pfeilerbasilika mit zweijochigem Mönchschor und noch ungeklärtem Ostchorabschluss gehandelt haben.⁴ Die Kirche war zu jener Zeit vermutlich noch flach gedeckt. Unter Heinrich jedenfalls muss es zur Fertigstellung der Vorhalle gekommen sein, wie das Stifterbildnis im Tympanon des Westportals belegt.

Wie diese kurze Aufstellung zeigt, geben die historischen Nachrichten Auskunft über die Umstände der Klostergründung sowie zum Bau und zur Fertigstellung der Klosterkirche. Schriftzeugnisse zur baulichen Ausgestaltung der Klosteranlage liegen dagegen nicht vor. Auch den Planungsprozess oder den fertigen Gebäudebestand des Millstätter Klosters dokumentierendes, hochmittelalterliches Bild- oder Planmaterial ist nicht überliefert; ein Tatbestand, der nicht weiter verwundert, als Planzeichnungen des Mittelalters in substantieller Anzahl erst aus späteren Jahrhunderten erhalten sind. Betreffen diese in vielen Fällen vor allem die großen, architektonisch und konstruktiv anspruchsvolleren Kirchenbauten, so sind Klosteranlagen mit ihren überwiegend baulich weniger komplexen Gebäudeteilen in der Regel nicht Gegenstand der zeichnerisch überlieferten Baubautradition.

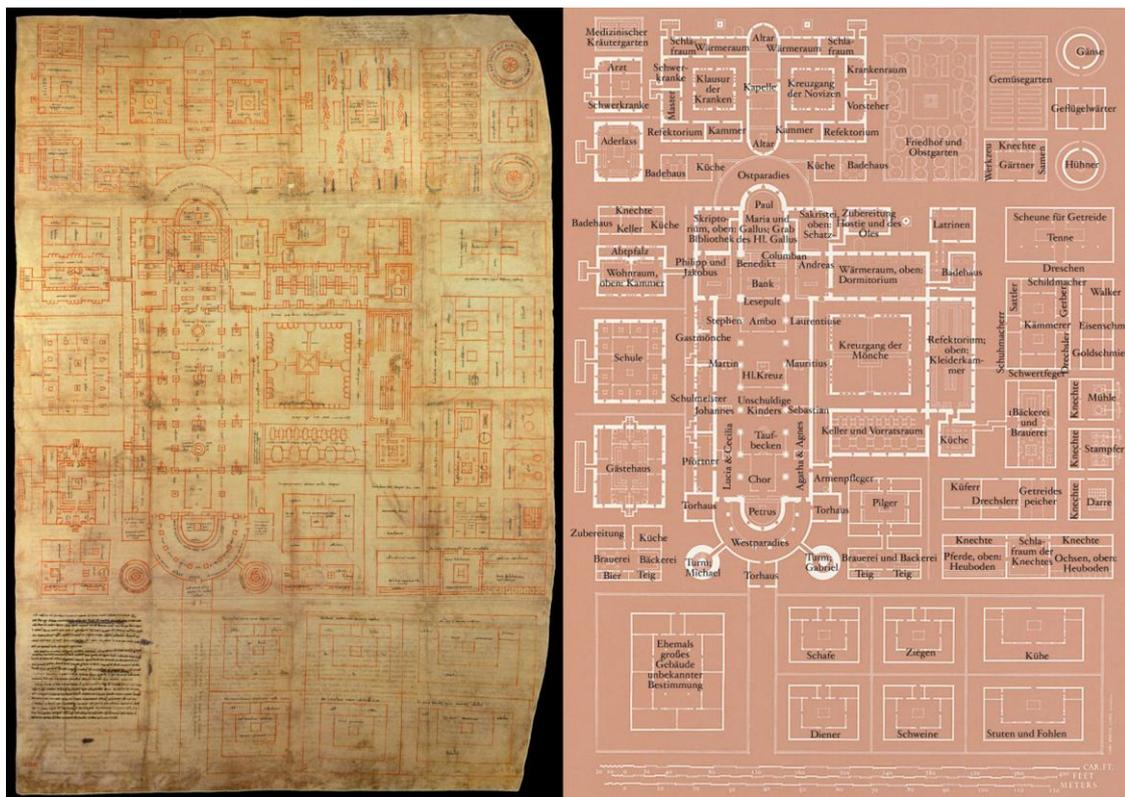


Abb. 03: Der Sankt Galler Klosterplan (links) und die graphische Umzeichnung der Gebäudestruktur mit Eintragung der Raumfunktionen (rechts).

⁴ Vgl. W. Deuer 1984, S. 85-97. Besonders die Anlage des Mönchschores ist noch Gegenstand des wissenschaftlichen Diskurses. Vorsichtige Hinweise auf einen einjochigen Mönchschor lassen sich aus der vorliegenden Arbeit ableiten. Allerdings bleibt in dieser Lösung die Lage des Zugangs zur romanischen Sakristei unberücksichtigt. Die Baugeschichte der Millstätter Stiftskirche ist vorrangig nicht Gegenstand dieses Aufsatzes; sie soll einem zukünftigen Beitrag der Autoren zum Millstätter Symposium vorbehalten bleiben.

Sankt Galler Klosterplan. Ein singuläres und noch dazu sehr frühes Beispiel der Plandarstellung eines Benediktinerklosters tritt uns allerdings in dem in das 9. Jahrhundert datierenden Sankt Galler Klosterplan (um 816 - 837) entgegen (Abb. 03). Dem Stand der Forschung folgend darf dieses Dokument zwar nicht als der im Rahmen eines Planungsauftrags gezeichnete Entwurfsplan eines ganz bestimmten Klosterbaus verstanden werden. Für unsere Argumentation deshalb aber umso dienlicher, kann die berühmte Zeichnung vielmehr als die Konkretisierung eines – möglicherweise im Zuge der Verbreitungsdynamik des benediktinischen Gedankens allgemein verbindlichen – Funktionsschemas eines mittelalterlichen Benediktinerklosters interpretiert werden.⁵ Dabei lässt allerdings der hohe Detaillierungsgrad der Zeichnung, der beispielsweise auch Überlegungen zur Verteilung der Wärmequellen und Schemata über die Zu- und Ableitung von Wässern erkennen lässt, eine tiefe Auseinandersetzung mit den tatsächlichen Erfordernissen eines Klosters erkennen. Dargestellt ist also, möglicherweise im Sinne einer Richtlinie, eine sehr konkrete Idee eines Klosters, seiner Teile, der verschiedenen Raumfunktionen und deren räumlicher Ordnung. Aus dem möglicherweise beabsichtigten, inhärenten Regulierungsanspruch und der Beobachtung andererseits der in den frühen Klosteranlagen mit großer Regelmäßigkeit wiederkehrenden Baumerkmale kann uns der Plan daher als eine wichtige Referenz zu einem ersten Verständnis der ursprünglichen Konzeption der Millstätter Klausur verhelfen:⁶

Zentrum der weitläufigen, verschiedene Wirtschaftsbereiche einschließenden Anlage ist die Klausur, der nur den Mönchen zugängliche Bereich des Klosters. Innerhalb dieser dominiert die dreischiffige Kirche mit ihrer West- und Ostchorlösung.⁷ An diese schließt im Süden das regelmäßige Geviert des Kreuzgangs mit den auf drei Seiten angelagerten Gebäuden einheitlicher Tiefe an. Im Osten befindet sich – als Vorgänger des Kapitelsaals – der Wärmeraum der Mönche, darüber auf gesamter Länge der Schlafsaal. Im Süden nimmt der Refektoriumsbau die gesamte Südseite des Kreuzgangs ein. Im Westen erkennt man einen Keller oder Vorratsraum. In den ausgesparten Ecken des Gevierts ist im Südosten ein Badehaus, im Südwesten die Küche angesiedelt. Auffällig ist die strenge, auf einem rechtwinkligen Raster beruhende Anlage dieser inneren Gebäudegruppe, die – auf den Abmaßen des Kreuzgangs basierend – für die anliegenden Räumlichkeiten annähernd gleiche Raumproportionen erzeugt. Der Kreuzgang selbst ist als Zentrum der Klausur über ein kreuzförmiges Wegesystem definiert. Mit seinen nach innen gerichteten, im Plan in der Grundrissklappung eingetragenen repräsentativen Fassaden, den die vier Himmelsrichtungen aufnehmenden zentralen Eingängen und den arkadenartigen Fensteröffnungen spiegelt er den auf einer starken Symmetrie beruhenden Entwurfsgedanken der Klausur der Mönche wieder, der – in seiner gedanklichen Stringenz kanonisch – in unzähligen Beispielen in der abendländischen Welt umgesetzt wurde.

Typologischer Vergleich. Vergleicht man die im Sankt Galler Klosterplan exemplarisch festgehaltenen Grundkoordinaten eines frühen Klosterbaus mit einigen, für die weitere Entwicklung des benediktinischen Bauens wegweisenden Beispielen realisierter

⁵ Den Stand der Forschung zusammengefasst findet man in Jens Ruffer: Mittelalterliche Klöster. Deutschland - Österreich - Schweiz, Darmstadt 2009, S. 35-39.

⁶ Ein gutes Verständnis des Sankt Galler Klosterplans liefert eine bei Ruffer 2009, Abb. 24 publizierte Umzeichnung, welcher auch die originalen Raumbezeichnungen enthält.

⁷ Der Plan ist entsprechend einer im Früh- und Hochmittelalter noch lebendigen Tradition geostet.

Klosteranlagen, so werden eine Reihe im Laufe der Jahrhunderte verfestigter baulicher Grundmuster deutlich. So entspricht der Klausurgrundriss des Klosters von Cluny II (981 n.Chr.), dem Zentrum der cluniazensischen Reform, in deren Nachfolge auch Millstatt rund 100 Jahre später errichtet werden sollte, in seiner Grundstruktur in weiten Teilen dem Plan aus Sankt Gallen (Abb. 04). Eine bemerkenswerte Weiterentwicklung besteht allerdings in dem Zusammenschluss der vormals noch locker in Form einzelner Gebäude gruppierten Raumfunktionen zu einer kontinuierlichen Raumfolge rund um den zentralen Klosterhof. Als wichtige Präzisierungen der Idee der benediktinischen Klausur sind bereits ein Kapitelsaal (*Capitulum*) und ein Sprechraum (*Parlatorium*) als die den Ostflügel der Anlage definierenden Raumeinheiten erkennbar. An den Kapitelsaal schließt sich ein für die späteren Anlagen ebenfalls in seiner Funktion und Lage verbindliches, aus der Gebäudeflucht heraustretendes Marienoratorium an. Die Wärmestube, im Sankt Galler Plan im Ostflügel untergebracht, wird Teil des Südflügels, der ansonsten fast zur Gänze durch den großen, langen Speisesaal (*Refektorium*) besetzt ist. Die Küche und ein großer Vorratsraum bilden den Westabschluss des Gevierts.

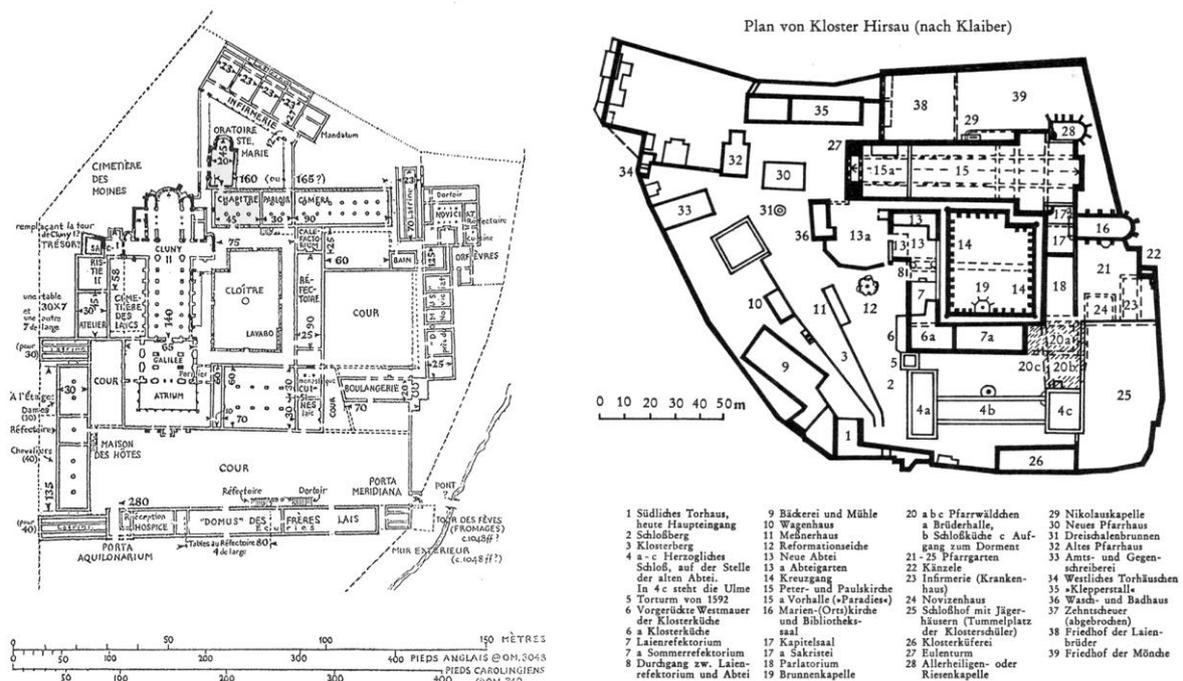


Abb. 04: Bestandsplan des Klosters von Cluny II um 1050 nach Conant 1968 (links) St. Peter und Paul in Hirsau, 1082-1091, nach Klaiber (rechts).

Ein zweites für die Anlage in Millstatt unter Umständen prägendes Kloster ist die Benediktinerabtei St. Peter und Paul (Baubeginn 1082 - 1091 Weihe) in Hirsau, ⁸ das Mutterkloster der Hirsauischen Reform, zu dem Millstatt ab oder nach 1091 nach Einsetzung des hirsauischen Mönchs Gaudentius zum Abt Beziehungen unterhielt (Abb. 04). ⁹ Der Klosterplan von Hirsau zeigt eine große Ähnlichkeit mit Cluny II. Wie dieses verfügt Hirsau über einen um das südliche Querhaus verschränkten Kreuzgang mit südlich angelagertem

⁸ Rolf Berger: Hirsauer Baukunst – ihre Grundlagen, Geschichte und Bedeutung, Band I, Verlag M. Wehle, Witterschlick/Bonn 1995, S. 230-305.

⁹ Rolf Berger: Hirsauer Baukunst – ihre Grundlagen, Geschichte und Bedeutung, Band I, Verlag M. Wehle, Witterschlick/Bonn 1995, S 179, 181, Übersicht 4 Einzelgruppen nach Jakobs: 1. Gruppe Hirsau und 9. Gruppe Admont.

Brunnen oder Brunnenhaus. Sakristei, Kapitelsaal und *Parlatorium* bilden – von Norden nach Süden in einer Gebäudezeile durchlaufend – den Ostflügel der Klausur. Eine Marienkapelle ist an diesen als eigenständiger Baukörper angelagert. Eine vermutlich beheizbare Brüderhalle, ein Sommerrefektorium und die Klosterküche bilden – der Anlage im Uhrzeigersinn folgend – den Südflügel. Nur der Westflügel mit dem Laienrefektorium und der Neuen Abtei passt nicht in das Schema von Cluny II.

In ähnlicher Weise mit der Millstätter Konfiguration vergleichbar ist der Klostergrundriss des ebenfalls der Hirsaischen Reform angehörenden ehemaligen Petersklosters in Erfurt (**Abb. 05**):¹⁰ Der Klosterhof mit Kreuzgang ist sehr regelmäßig quadratisch angelegt. Nördlich des Querhauses der Kirche schließt in gleicher Breite der Ostflügel an. In dieser Reihenfolge finden sich hier die Sakristei, der leicht querrechteckige Kapitelsaal mit der aus der Mauerflucht vorspringenden Marienkapelle, ein schmaler Archivraum, ein quadratisches Winterrefektorium und ein schmaler Raum unbekannter Funktion. In der Nordostecke befindet sich die Bibliothek. Der Nordflügel birgt eine Sprachstube, das große Sommerrefektorium und ein kleineres Laienrefektorium. Die Nordwestecke wird durch die Räume der Klosterküche besetzt. Im Westtrakt befinden sich ein schmaler nicht genauer bezeichneter Raum – vielleicht der ursprüngliche Klosterzugang – und zwei große, langgestreckte Vorratsräume.

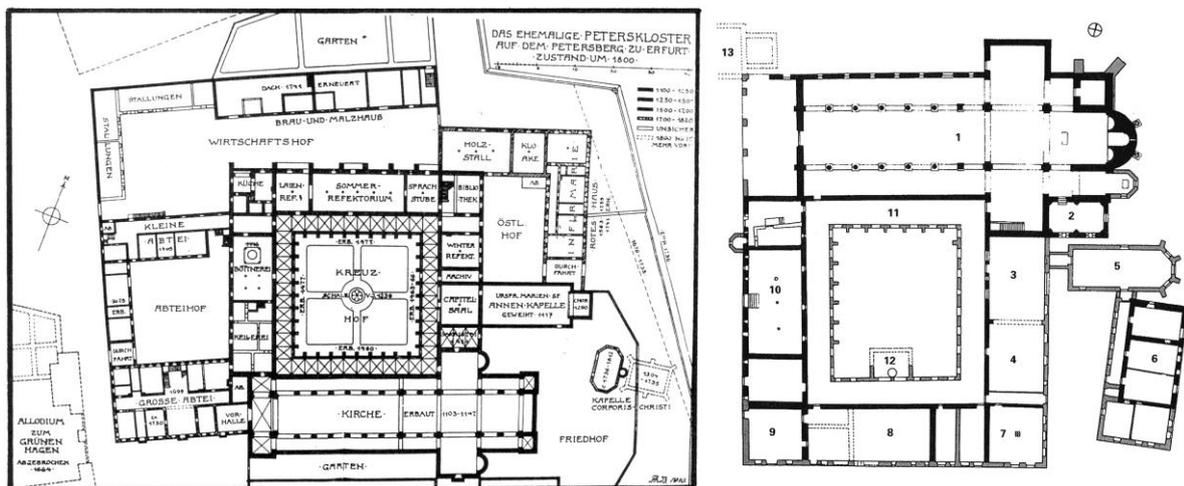


Abb. 05: Zwei der Hirsaischen Reform angehörende Benediktinerklöster: St. Peter in Erfurt, Klosterneugründung 1080, Plan nach Becker 1929 (links) und St. Nikolaus in Alpirsbach, gegr. 1095 (rechts).

Ein letztes, gleichfalls hirsaisches, ansonsten aber eher willkürlich ausgewähltes Beispiel soll belegen, wie sehr offensichtlich die bauliche Anlage der nach außen hin sich abschließenden, rund um einen zentralen introvertierten Klosterhof angelegten Klausuren mit der Anordnung ihrer Raumfunktionen in drei Gebäudeflügeln gleicher Breite einem einheitlichen Schema gehorchte. Auch in Alpirsbach (**Abb. 05**), gegründet 1095 und hirsaisch ab 1117,¹¹ finden wir den Kapitelsaal und ein *Parlatorium* im Osten, Brüdersaal,

¹⁰ Rolf Berger: Hirsauer Baukunst – ihre Grundlagen, Geschichte und Bedeutung, Band II, Verlag M. Wehle, Witterschlick/Bonn 1997, S. 372-415. Die Erfurter Klausur ist im Norden der Kirche angelagert; deshalb sind in der weiteren Beschreibung dieses Klosters alle Raumfunktion um eine ostwestlich angelegte Längsachse gespiegelt zu denken.

¹¹ Rolf Berger: Hirsauer Baukunst – ihre Grundlagen, Geschichte und Bedeutung, Band I, Verlag M. Wehle, Witterschlick/Bonn 1995, Übersicht 4 Einzelgruppen nach Jakobs: 1. Gruppe Hirsau „Alpirsbach nach Stiftung

Refektorium und Küche im Süden und ein *Cellarium* (Lagerraum oder Vorratskeller) im Westen in der zuvor geschilderten Anordnung.¹² Auch hier ist die Marienkapelle als eigenständiger Baukörper dem Kapitelsaal im Osten vorgelagert.

Der Vergleich dieser Beispiele mit der gebauten, im Lauf der Jahrhunderte aber stark veränderten Millstätter Klausur erlaubt in einer ersten Annäherung eine Rekonstruktion ihrer Raumfunktionen (Abb. 06): Hier befindet sich – wie in der überwiegenden Anzahl der Klosteranlagen – die Klausur im Süden der näherungsweise Ost-West ausgerichteten Kirche. Ein querrrechteckiger Klosterhof mit umlaufendem Kreuzgang verfügt über Zugänge zur Kirche in zwei Punkten: Die so genannte Mönchspforte auf Höhe des fünften Kirchenjochs sowie einen heute verschlossenen, gegenüber dem Kreuzgang wegen der Hanglage um mehr als einen Meter höher gelegenen Zugang zur Vorhalle. Die regelmäßige und in Übereinstimmung mit dem Gewölbeschema mittels gekuppelter Biforien perforierte innere Schaufassade verweist auf die modulare Planung des Bauwerks. Der Kreuzgang verfügt über alle vier Seiten umlaufende gleiche Gangbreiten.

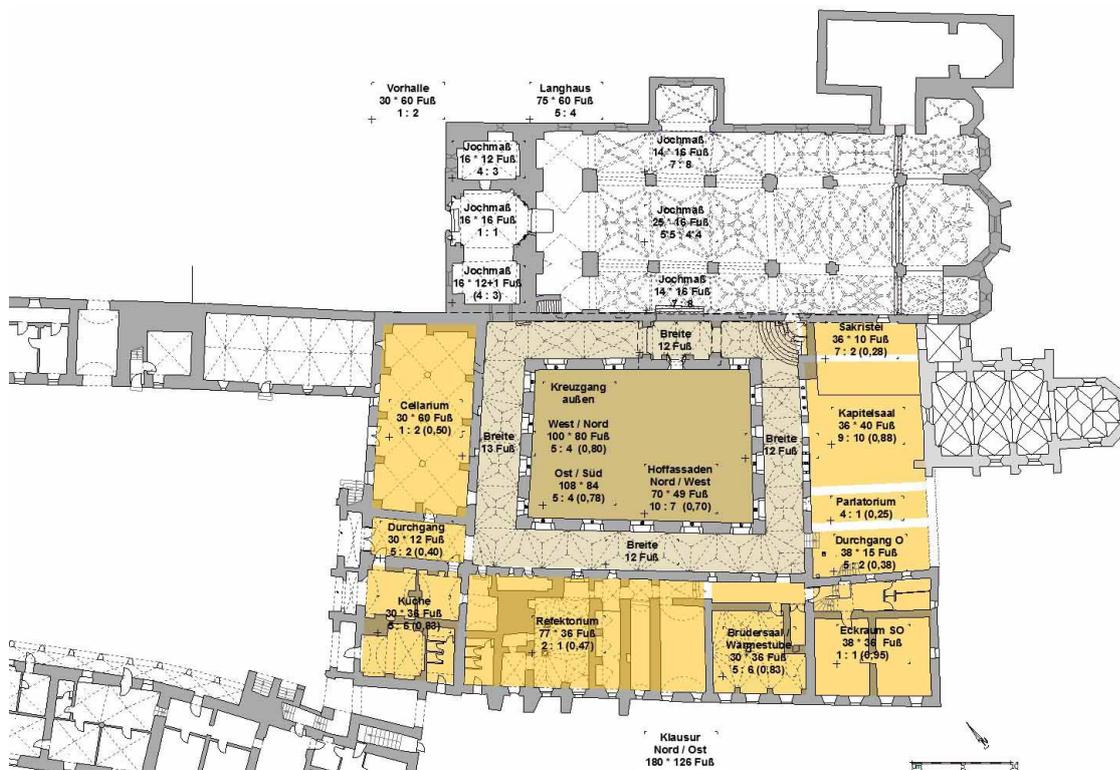


Abb. 06: Bestandsplan der Kernanlage des Stiftes Millstatt nach Bauaufnahmen der Technischen Universität Wien (2006-2010), MISURA.AT, Wien (2005) und einer Plandarstellung der ehemaligen Marienkapelle (Dehio, Kärnten 1981), Planassemblage und Maßanalyse der Autoren: Farblich hervorgehoben sind die Raumflächen der romanischen Klausur des Klosters; rekonstruierbare Raumeinheiten der Romanik sind mit ihren Baumaßen (in Fuß) und ihren Grundrissproportionen dargestellt.

1095 ab 1117 2. Abt aus Hirsau“ sowie den Stand der Forschungsgeschichte von Alpirsbach zusammenfassend Rolf Berger: Hirsauer Baukunst – ihre Grundlagen, Geschichte und Bedeutung, Band II, Verlag M. Wehle, Witterschlick/Bonn 1997, S. 527-544.

¹² Wenngleich die Klausur in Alpirsbach (bei Karlsruhe) in späterer Zeit mehrfach verändert wurde, kann deren hochmittelalterlicher Zustand hinsichtlich der für die Gesamtanlage und die Raumgrößen bestimmenden Wandstrukturen noch gesichert rekonstruiert werden.

Der Ostflügel der Klausur ist heute zerstört. An seiner Stelle befindet sich ein unbebauter offener Raum, der westlich zum Kreuzgang hin durch die erhaltene, ehemalige Erdgeschoßaußenwand dieses Klausurtraktes und östlich durch die ehemalige Marienkapelle (heute Domitiankapelle) begrenzt wird. Das auffälligste Merkmal dieser westlichen Erdgeschoßwand ist das vierfach gekuppelte, herausragende Stücke Millstätter Bauplastik zeigende Fensterpaar mit dem zentral zwischen den beiden Fenstern sitzenden Eingang; eine Abfolge, die mit Fug und Recht als nobilitierende Schaufront eines mit herausragenden Aufgaben ausgestatteten Raumes der Klausur betrachtet werden kann.¹³ Klosteranlagen, die ganz ähnliche Schaufronten im östlich des Klosterhofes gelegenen Gebäudeflügel aufweisen, belegen, dass es sich bei dem hinter dieser Front gelegenen Raum um den Kapitelsaal des Klosters gehandelt haben muss.¹⁴ Die Raummaße des Saales sind heute nur noch in Teilen nachvollziehbar. Seine Tiefe scheint im Abstand der Schaufront zur Westwand der ehemaligen Marienkapelle erhalten zu sein, da diese in einer Mauerflucht mit den südlich davon gelegenen Gebäudeteilen der Klausur steht. Seine Breite lässt sich nur annähernd bestimmen: Wie mittels der Vergleichsbeispiele belegbar ist¹⁵ und unter Berücksichtigung der Millstätter Verhältnisse, kann von einer annähernd über der Achse des Mitteleingangs errichteten Symmetrie des Saals ausgegangen werden. Die Stellung der den Saal begrenzenden Querwände wäre dann von der Anlage der Öffnungen der anliegenden Räume abhängig. Ohne an dieser Stelle mögliche Raummaße zu diskutieren, kann näherungsweise von einer in etwa quadratischen oder leicht rechteckigen Raumproportion ausgegangen werden. Vorstellbar wäre aufgrund der Abstände und der üblichen Jochweiten am ehesten ein durch eine zentrale Säule in vier Gewölbejoche geteilter Saal. Nördlich des Kapitelsaals verbliebe damit noch eine schmale, etwa der Breite des Kreuzgangs entsprechende Raumzone, die wegen ihrer – heute verschlossenen, aber klar erkennbaren – direkten Zugangsmöglichkeit zum Kirchenraum als ehemalige Sakristei angesprochen werden muss.¹⁶ Südlich des Kapitelsaals zeigt die Erdgeschoßwestwand zwei weitere Öffnungen: ein einfaches Fenster und weiter südlich ein Türportal. Beide Öffnungsgewände sind aus demselben grau-schwarzen Gestein der Kapitelsaalfenster gefertigt und werden von einfachen Rundbögen überdeckt, weshalb sie ebenfalls als Überreste der romanischen Bauphase der Klosteranlage zu bezeichnen sind. Der Vergleich mit anderen Klosteranlagen legt nahe, dass das Fenster zu einem *Parlatorium*, die Tür jedenfalls zu einem Erschließungsbereich führte. Die genaue Funktion dieses zweiten Raumes kann entweder als Durchgang zu einem östlich gelegenen Klostergarten oder auch als Raum der Dormitoriumstiege gedeutet werden.¹⁷

¹³ Das über dem Eingang platzierte, von den sekundären Gewölben der Georgsritterzeit (um 1500) teilweise überdeckte Marienfresko belegt die zentrale Bedeutung dieses Zugangs auch im Hinblick auf die besondere Stellung der Marienverehrung bei den Benediktinern. Der obere Abschluss des Freskos, ein Zahnschnittfries als horizontales Zierband, markiert die Höhenlage der Holzbalkendecke in der Romanik.

¹⁴ Siehe etwa das Zisterzienserkloster Zwettl (Waldviertel) mit seinen gekuppelten Biforien, Rundbogenportal und zentraler Stütze eines vierjochigen Saals oder auch Heiligenkreuz im Wienerwald mit gekuppelten Biforien und dem durch vier Säulen in neun Joche geteilten Gewölbe.

¹⁵ Eine solche symmetrische Anlage des Kapitelsaals mit einem mittig eingepassten Eingang und gekuppelten Fenstern zu beiden Seiten findet sich in Valmagne (Département Languedoc-Roussillon), dem Peterskloster in Erfurt, Stein am Rhein (Kanton Schaffhausen) und – vielleicht – in Schaffhausen. Außer mittig dagegen liegt der Eingang des Kapitelsaals in Alpirsbach, Cluny II und St. Peter und Paul in Hirsau.

¹⁶ Einen direkten Vergleich ermöglichen hier das Peterskloster in Erfurt und Valmagne.

¹⁷ In der stark reglementierten Architektur der Zisterzienser schließt ein schmaler Sprechraum standardmäßig südlich des Kapitelsaals an wie die Beispiele [Fontenay \(Département Côte-d'Or\)](#), [Valmagne \(Département](#)

Die in etwa quadratische Raumzone in der Südostecke der Klausur, die sich aus dem Schnittbereich der hier zusammentreffenden Trakte ergibt, ist in den verfügbaren Klostergrundrissen als eigenständiger, nicht weiter unterteilter Raum ausgewiesen. Seine Funktion scheint nur schwer näher bestimmbar. Der Raum soll im Rahmen dieses Beitrags als Eckraum SO (Südost) bezeichnet werden.

Die breite Raumzone unmittelbar südlich des Kreuzgangs ist heute durch eine Vielzahl sekundär eingestellter Wände verunklärt (Abb. 06). Betrachtet man den Bereich, der sich östlich und westlich unmittelbar aus den Nord-Süd fluchtenden inneren Erdgeschoßwänden der Ost- und Westtrakte ergibt, stellt man fest, dass dieser in der Mehrzahl der benediktinischen Klostergrundrisse zur Gänze oder zum überwiegenden Teil durch das Refektorium eingenommen wird.¹⁸ In Millstatt darf in erster Näherung angenommen werden, dass das *Refektorium* rund zwei Fünftel der Länge des Südtraktes einnahm, während im Osten – zwischen dieses und den Eckraum SO – ein weiterer Raum, vielleicht ein *Calefaktorium* (Wärmeraum) eingeschaltet war. Für die Teilung des Südtraktes in nur zwei Abteilungen sprechen heute noch immer die beiden, jeweils in den äußersten Ecken des südlichen Kreuzgangflügels erhaltenen romanischen Türöffnungen mit Rundbogenüberfangung.

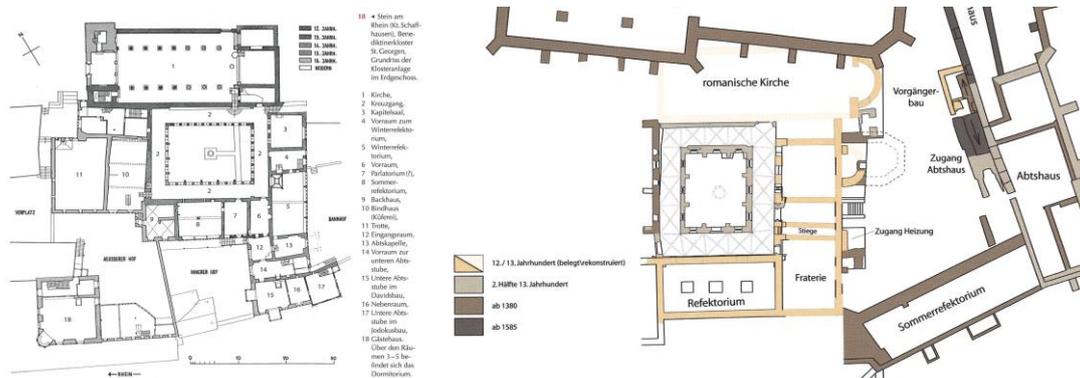


Abb. 07: Grundrisspläne zweier Benediktinerklöster: St. Georgen in Stein am Rhein, frühes 12. Jahrhundert Kanton Schaffhausen (links) und St. Lambert in Altenburg in Niederösterreich [near 1144](#)

Der sich aus dem Schnitt der beiden Klausurtrakte im Süden und Westen ergebende Bereich kann nach Abgleich mit verwandten Klostergrundrissen als ehemalige Klosterküche

Languedoc-Roussillon), Arnsburg (bei Giessen), Bronnbach (bei Würzburg), Haina (bei Marburg), Loccum (bei Hannover), Heiligenkreuz im Wienerwald und Neuberg an der Mürz zeigen, während eine Dormitoriumstreppe jedenfalls eine Position im Osttrakt der Klausur einzunehmen hatte (siehe dazu auch den Idealplan eines Zisterzienserklosters von W. Braunfels). In der Architektur der Benediktiner ist die Anordnung scheinbar weniger leicht fassbar: In Cluny II scheint das breite, zweiachsig angelegte Parlatorium auch als Durchgang zur *Infirmierie* benutzt worden zu sein. In Stein am Rhein (Kanton Schaffhausen) liegt der Gartendurchgang direkt südlich des Kapitelsaals. In Alpirsbach liegt südlich ein sehr großzügiges *Parlatorium*, der Gartendurchgang setzt am Südosteck des Kreuzgangs an. Eine ähnliche Situation nur mit einachsig angelegtem Sprechraum und einer Dormitoriumsstiege an Stelle des Gartendurchgangs findet sich in Altenburg in Niederösterreich, genau wie in Valmagne, wo allerdings der Stiegenraum großzügigere Ausmaße besitzt.

¹⁸ In dem kleinen Kloster Altenburg in Niederösterreich (Abb. 07) nimmt das *Refektorium* die gesamte Länge des Südflügels ein. In Alpirsbach teilt sich das innerhalb des Südflügels westlich liegende *Refektorium* den zur Verfügung stehenden Platz mit einem weiteren östlichen Raum unbekannter Funktion. In Cluny II wird dieser Raum als *Chaffoir* (Wärmeraum) gedeutet, während dem *Refektorium* westlich ein kleiner Vorraum vorgeschaltet ist. In Stein am Rhein (Abb. 07) gibt es östlich ebenfalls ein *Calefaktorium*; hier ist allerdings – womöglich mangels Platz im Ostflügel – noch ein Sprechraum eingefügt, während sich im Südflügel westlich des Refektoriums ein Backhaus einschleibt. Zentrales Element des Südflügels mit dem größten Platzbedarf ist in all diesen Fällen aber das Refektorium.

angesprochen werden.¹⁹ Auch dieser Bereich ist heute durch einige nicht tragende Wände unterteilt. Auf eine ursprüngliche Raumkonfiguration kann nach dem Stand der Forschung nicht geschlossen werden.

Nördlich dieses Bereichs findet man den Klostereingang. Vergleiche für diese Raumsituation lassen sich nur schwer finden: Eventuell ist in dem Benediktinerkloster Altenburg (NÖ) an gleicher Stelle der ursprüngliche Klosterzugang erkennbar (Abb. 07). Wie man den Grundrissen von Hirsau²⁰ und auch Valmagne (Abb. 08) entnehmen kann, bietet sich jedenfalls der Westtrakt als Eingangsseite der Klöster an. Wohl wegen der insgesamt weniger kanonisch geregelt Raumordnung in diesem Teil der Klausur, ist aber die Platzierung der Klosterpforte anscheinend von untergeordneter Bedeutung. Viele Klostergrundrisse weisen in ihren Westtrakten Räumlichkeiten auf, die auf eine mehrheitliche Nutzung des Westflügels zu Lager- und Vorratzwecken hindeuten. In Millstatt wird der gesamte nördlich der Klosterpforte gelegene Teil des Westflügels durch einen acht Joch großen, gewölbten Raum ausgefüllt. Die Raumsituation entspricht damit noch am ehesten jener in Alpirsbach, Erfurt oder Cluny, wo ebenfalls langgestreckte, die gesamte Bauwerkstiefe einnehmende Räume zu finden sind.²¹ In Millstatt soll dieser Saal daher als *Cellarium* angesprochen werden.

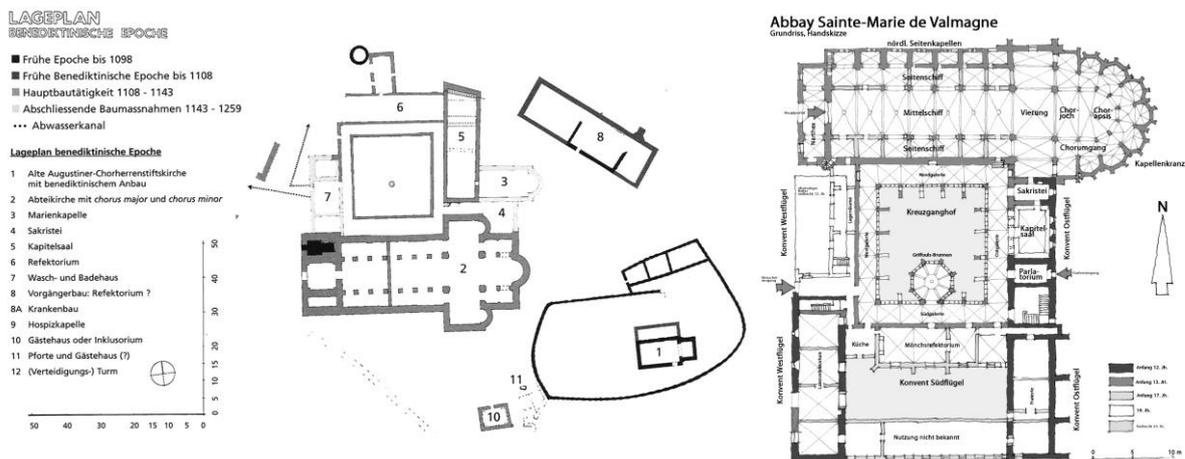


Abb. 08: Grundrisspläne zweier Benediktinerklöster: Klostersruine Disibodenberg in Rheinland-Pfalz, Hauptbautätigkeit 1108-1143 (links) und die Abbey Sainte-Mairie in Valmagne, benediktinisch 1138-59, danach zisterziensisch (rechts).

Raumproportionen. Der Grundrissvergleich der oben genannten Klöster mit der Millstätter Klausur hat für die einfachste Form eines mittelalterlichen Benediktinerklosters die Annahme

¹⁹ In Alpirsbach war dieser als Küche ausgewiesene Raum wie in Millstatt quadratisch und ungeteilt. Im Peterskloster in Erfurt finden wir die gleiche Situation im Nordwesten, da die Klausur nördlich der Kirche liegt, nur ist der Raum weiter unterteilt. In der Rekonstruktion von Cluny II entspricht dieser als Küche bezeichnete Bereich ebenfalls der Schnittfläche dieser beiden Klausurtrakte. Im Hirsauer Peterskloster finden wir die gleiche Situation nur schneidet die Küche bis in den Südflügel ein. In Stein am Rhein war die Südwestecke der Klausur unbebaut, weshalb der als Backhaus bezeichnete Raum sich auch bis in den Südflügel hinein erstreckt. In Valmagne, das zunächst als Benediktinerkloster gegründet wurde, ist die Küche ebenfalls in der Südwestecke der Klausur angeordnet.

²⁰ Im Hirsauer Klostergrundriss von E. Schmidt 1952 ist ein solcher mittig in den Westflügel eingepasster Klosterzugang explizit als *ostium claustrale* ausgewiesen.

²¹ In Alpirsbach wird dieser durch drei Säulen in acht Joche geteilter Raum als *Cellarium* bezeichnet. In Erfurt findet man gleich zwei hintereinander geschaltete Räume eines solchen Zuschnitts unter Zuweisung als Büttnererei und Kellerei. In Cluny ist dieser Raum sogar durch seine acht Säulen in stattliche 15 Joche unterteilt.

einer fast archetypischen Struktur von einfachen, mehr oder weniger gleich breiten Räumen rund um einen zentralen Innenhof bestätigt. Als ein prägendes Kennzeichen kann weiterhin festgehalten werden, dass die Außenwände des kompakten Baukörpers der Klausur wie auch die den gedeckten Kreuzgang auf vier Seiten umlaufenden Innenwände rasterartig über die gesamte Anlage durchlaufen und den Gebäudetrakten auf diese Weise ein festes, die Raumteilung wesentlich bestimmendes Korsett aufzwängen (Abb. 06).

Neben der Erkenntnis einer gewissen Regelmäßigkeit in der Anordnung und Abfolge der Raumfunktionen innerhalb dieses vorgegebenen Entwurfsmusters hat die Untersuchung zu weiteren Ergebnissen von allgemeiner Gültigkeit geführt: Bei der planlichen Überlagerung offensichtlich maßgetreu gezeichneter Klostergrundrisse mit der Millstätter Anlage konnte festgestellt werden, dass bestimmte numerisch fassbare Raumproportionen für die Planung und Ausführung der Gebäude offensichtlich von Bedeutung waren. Dies soll am Beispiel einiger besonders prägnanter Raumkonfigurationen im Folgenden dargestellt werden, wobei hier zunächst nicht die tatsächlichen Streckenmaße, sondern vielmehr die Maßverhältnisse im Zentrum der Betrachtung stehen.

Der Proportionierung des Klosterhofes und Kreuzgangs kommt offensichtlich größte Bedeutung zu, da diese den Kern der Anlage bilden und ihre Maße direkte Konsequenzen für die Dimensionierung der umliegenden Klausurtrakte besitzen, denn: In der Planung mussten die Seitenverhältnisse im Hinblick auf die Größe des Klosters, die Anzahl der in den einzelnen Trakten unterzubringenden Räume und den Platzbedarf dieser Räume abgestimmt werden. Bei genauer Betrachtung des Baubestands erfordern die im Klosterhof und Kreuzgang zu findenden Raummaße eine differenzierte Vorgehensweise: Der innere Kern der Klausur ist jenes Element, das die im verformungsgerechten Aufmaß zu Tage tretenden Abweichungen der Elemente von einer Idealgeometrie am augenfälligsten beinhaltet (Abb. 06). Statt eines reinen Rechtecks sind Klosterhof und Kreuzgang zu unregelmäßigen Vierecken aufgezogen, in denen der rechte Winkel die Ausnahme bleibt. In der Folge weisen die sich gegenüberliegenden Seiten ihrer Grundrisrechtecke teils erhebliche Maßabweichungen voneinander auf. Für die Betrachtung der zugrundeliegenden Raumproportionen sind diese Maßabweichungen jedoch nicht so relevant, dass intendierte Maßverhältnisse nicht eindeutig rekonstruiert werden könnten.²² Für den Kreuzgang bzw. das Rechteck, das diesen – an der Innenseite der den Gang außen umlaufenden Mauer gemessen – umschließt, ergibt sich in jedem Fall eine Proportion seiner Raumkanten im Verhältnis der Breite (N-S) zur Länge (O-W) von 5:4.²³ Für das unregelmäßige Rechteck des eigentlichen Klosterhofes, gemessen an den Hoffassaden, ist die Proportion recht präzise 10:7,²⁴ ein Seitenverhältnis, das man genau gleich in Stein am Rhein und Cluny II vorfindet.²⁵ Bei gegebenem Hofmaß – zum Beispiel der Hofbreite – konnte darüber hinaus festgestellt

²² Die Frage der Relevanz dieser Maßabweichungen wird uns dagegen im weiteren Verlauf der Überlegungen im Rahmen der Frage nach dem verwendeten Fußmaß und den der Planung und Ausführung zugrunde gelegten Baumaßen beschäftigen.

²³ Die Genauigkeit, mit der diese Proportion bestimmt werden kann, ist für den Fall der Außenwände Nord und West präzise 0,80, für das Beispiel der Wände Süd und Ost 0,78.

²⁴ Die Genauigkeit, mit der diese Proportion bestimmt werden kann, ist für das Beispiel der Außenwände Nord und West sehr genau 0,70.

²⁵ Der Mangel an leicht zugänglichem und gleichzeitig formtreuem Planmaterial romanischer Klausurgrundrisse schließt die systematische Betrachtung einer größeren Anzahl von Vergleichsbeispielen im Rahmen dieser Studie aus. Soviel kann jedenfalls gesagt werden, dass – die Betrachtung bei genordeter Planlage vorausgesetzt – sowohl querrrechteckige Hofanlagen vorliegen als auch hochrechteckige. Beispiele für die letztere Form findet

werden, dass das Maß der Kreuzgangbreite in einem geregelten Verhältnis zur Hofbreite steht. An der Ostseite ergibt sich nach Berücksichtigung der tatsächlichen Messstrecken ein Verhältnis von 1:3:1, an der Nordseite des Klosterhofs ein Verhältnis von 2:9:2.²⁶ Gleiche Maßverhältnisse können – auf der Basis des zur Verfügung stehenden Planmaterials – in den Kreuzgängen in Stein am Rhein und Cluny II (gemessen in der Nord-Süd- und in der Ost-West-Ausdehnung), in Altenburg (gemessen in der Nord-Süd-Ausdehnung) sowie in Alpirsbach (gemessen in der Ost-West-Ausdehnung) beobachtet werden. Überlagert man die Klausurgrundrisse der genannten Anlagen mit dem Grundriss von Millstatt,²⁷ wird man feststellen, dass sich die Grundrisse in den betroffenen Raumstrecken tatsächlich hinreichend genau decken. Dies legt dreierlei mögliche Schlussfolgerungen nahe: Dass nämlich

1. Anlagen gleicher oder ähnlicher Größe auf einer nicht zufällig gewählten Basis fester Raummaße entworfen wurden,
2. Anlagen unterschiedlicher Größe auf der Basis eines als wünschenswert erachteten Systems harmonischer Proportionsverhältnisse der Raumteile zueinander erdacht wurden und
3. ganzzahlige, vielleicht gar runde Zahlmaße zur Anwendung kamen, die die Planung und Ausführung des Bauwerks erleichtern sollten.

Einen ersten wichtigen Hinweis gerade zu diesem dritten Punkt liefert der durch Kenneth J. Conant veröffentlichte Aufmaßplan von Cluny II (Abb. 04), der nach dem Stand jener Forschung auf eine möglicherweise erfolgte Grundrissabsteckung der Anlage mithilfe ganzzahliger karolingischer Fußmaße verweist, denn: Alle dargestellten Raumstrecken ermöglichen die Umrechnung in Zehner- und Fünferwerte eines Dezimalsystems.

Ähnlich starke Verhältnisse scheinen auch der Proportionierung des Millstätter Kreuzgangs im Verhältnis zur Breite der angrenzenden Erdgeschoßräume zu Grunde zu liegen (Abb. 06). So konnte beispielsweise festgestellt werden, dass die Breite des Kreuzgangs im Millstätter Ost- und Südtrakt im Verhältnis 1:3 zur Breite der angrenzenden Räume steht,²⁸ wobei sich hier sogleich die Frage nach dem dieser Annahme zugrunde gelegten Maßansatz stellt; die Frage nämlich, ob die Mauerstärken zur Gänze, zur Hälfte oder gar nicht in die Kalkulation einbezogen wurden. Im Südtrakt ergibt eine Kalkulation mit den Achsmaßen einen Quotienten von 0,35 als mathematisch genauen Ausdruck des Verhältnisses 1:3, während die gleiche Kalkulation unter Heranziehung der lichten Raummaße – also unter Vernachlässigung der Mauerstärken – einen Quotienten von 0,33 ergeben hat.²⁹ Diese

man in der kleinen Abtei in Altenburg (3:2) und in Alpirsbach (11:9). Das Peterskloster in Erfurt dagegen weist ein Seitenverhältnis von 1:1 auf.

²⁶ jeweils ausgedrückt als Verhältnis der Kreuzgangbreite (inkl. Fassadenmauerstärke) zum lichten Hofmaß und wieder zur Kreuzgangbreite. Für die Maßverhältnisse an der West- und Südseite ergeben sich leicht divergierende Proportionen. Die für diese Abweichungen verantwortlichen Gegebenheiten werden im weiteren Verlauf des Aufsatzes diskutiert.

²⁷ Die einfache Skalierung der Pläne unter Wahrung des Verhältnisses der Planachsen ermöglicht die Vergleichbarkeit der Klostergrundrisse hinsichtlich der vorhandenen Proportionen, selbstverständlich nicht aber eine direkte Vergleichbarkeit der tatsächlichen Naturmaße.

²⁸ Lediglich im schmaleren Westflügel wird von diesem Verhältnis aus noch nicht genau nachvollziehbarem Grund abgewichen. Eine etwa gleiche Proportionierung ist beispielsweise – auf der Grundlage des publizierten Planmaterials – auch den Benediktinerklöstern in Altenburg, Alpirsbach und Disibodenberg (Abb. 08) eigen.

²⁹ Die Kalkulation ganzer Mauerstärken ist für diesen Denkansatz nicht zielführend, als dann bei Untersuchung angrenzender Räume die zwischen diesen Räumen liegende Mauerstärke zweimal herangezogen werden müsste,

Beobachtung ist für die weitere Untersuchung nicht ganz unwesentlich, da anhand dieses Beispiels schon nachvollziehbar wird, welche Maßtypen – nämlich Achsmaße auf der einen Seite oder Außenmaße von Baukörpern und Innenmaße von Räumen auf der anderen Seite – von den mittelalterlichen Bauleuten für die Planung des Bauwerks herangezogen wurden: Wie wir im Lauf der Untersuchung sehen werden, waren es zweifelsfrei die Außen- und Innenmaße, die im Zuge der Planung, Absteckung und Errichtung der Millstätter Klausur für alle Prozessschritte Verwendung fanden.

Ein weiteres Ergebnis des Studiums der Raumproportionen ist die Erkenntnis, dass der im Reigen der Räume der Klausur hervorgehobene Kapitelsaal offensichtlich nach einem dezidiert nachweisbaren Prinzip im Gesamtgrundriss platziert wurde. Misst man die beiden Raumstrecken, die sich ergeben, wenn man die lichte Länge der Kreuzgangostseite über die Mittelachse des Kapitelsaaleingangs aufteilt, dann ergibt sich daraus für Millstatt sehr genau ein Verhältnis von 1:2 der beiden Teilstrecken. Bemerkenswert ist, dass sich auch in Altenburg und Alpirsbach, die bereits im Zusammenhang der Proportionierung der Kreuzgangbreite zur Raumtiefe als verwandte Beispiele auftauchen, die Positionierung des Kapitelsaals mit dem gleichen Zahlenverhältnis (Dritterteilung) nachweisen lässt. Andere Beispiele folgen offensichtlich anderen Vorschriften, wobei auch hier scheinbar ganzzahlige Proportionen eine Rolle bei der Planung gespielt haben.³⁰

Nachdem sich für die Anlage so wichtiger Elemente wie etwa des Klosterhofs, Kreuzgangs, Kapitelsaals und der Gebäudetrakte die Bedeutung regelmäßiger, in ganzen Zahlen zu fassender Proportionen als wesentlich herausgestellt hatte, war es naheliegend, alle Räume und Gebäude nach ihren Grundrissproportionen zu untersuchen. Der immer wieder von einem streng orthogonalen Raster abweichende Baubestand der Millstätter Klausur erforderte hier ein aufwändiges Verfahren: Für jeden Raum wurden je Ausdehnungsrichtung drei Innenmaße³¹ – verstanden als Fertigmaße der Raumschale, also inklusive Putz – als Basis für die Maßuntersuchung erfasst und in Tabellen eingetragen. Die Fertigmaße wurden später – unter Zugabe der Putzstärken – in kalkulierte Rohbaumaße übertragen (Abb. 09). Bei Maßabweichungen innerhalb dieser Dreiergruppen wurden jene Maße in der weiteren Bearbeitung stärker berücksichtigt, die sich mit den Hauptkonstruktionsachsen der Klausur deckten. Für die im Grundriss klar ablesbaren Räume des Süd- und Westtraktes ergaben sich daraus die folgenden in der Planung und der Ausführung wohl intendierten Grundrissproportionen (Abb. 06 und Abb. 09):³²

Der Eckraum SO beruht aufgrund der Tatsache der exakt gleichen Gebäudetiefen des Ost- und des Südtraktes auf einem angestrebten Maßverhältnis von 1:1 (genauer Verhältniswert als Dezimalbruch 0,95). Der östliche Raum des Südflügels (*Fraterie/Calefaktorium*) gehorcht

ein Ansatz, der – wegen des zu nicht eindeutigen Ergebnissen führenden Vorgehens – kaum der mittelalterlichen Entwurfspraxis entsprochen haben kann.

³⁰ So ergeben sich in der Frage der Positionierung des Kapitelsaals entlang der östlichen Kreuzgangaußenwand als Maßverhältnisse der Teilstrecken – jeweils von der Kirche ausgehend – für Stein am Rhein 2:5, für Valmagne 3:4, für Schaffhausen 3:5 und für Erfurt 4:5.

³¹ Zur Erfassung der Ost-West-Erstreckung eines Raumes wurde seine Ausdehnung entlang der Nordwand, entlang der Südwand und in der Raummitte orthogonal zu den Querwänden aus dem vorhandenen Planmaterial abgegriffen. Für seine Nord-Süd-Erstreckung wurde analog vorgegangen. Das zur Verfügung stehende verformungsgerechte, tachymetrisch gewonnene Aufmaß (vgl. Fußnote 2), das eine Genauigkeit lokaler Messstrecken im Fehlerbereich um etwa 1 cm gewährleistet, war für die Untersuchung natürlich von zentraler Bedeutung.

³² Die Lage der Klausur an einem Südhang hat möglicherweise im Zuge der Übertragung eines Idealplanes auf das schwierige Grundstück zu geometrischen Deformationen geführt.

sehr genau einem Verhältnis von 5:6 (0,83). Das *Refektorium* nähert sich in etwa einer Proportion von 2:1 (0,47). Die Klosterküche wurde präzise im Verhältnis 5:6 (0,83) angelegt. Der Raum der Klosterpforte weist eine exakte Proportion von 5:2 (0,40) auf. Das *Cellarium* gehorcht mit gleicher Genauigkeit einem Raumseitenverhältnis von 1:2 (0,50). Im Osttrakt sind wir aufgrund der unvollständigen Befundlage auf Annahmen angewiesen: Die Sakristei kann aufgrund der unsicheren Nord-Süd-Ausdehnung des Kapitelsaals nur angenähert mit einem Verhältnis von 7:2 rekonstruiert werden. Für den Kapitelsaal ist eine Raumproportion von 9:10 wahrscheinlich.³³ Das *Parlatorium* dürfte recht genau ein Maßverhältnis der Raumseiten von 4:1 besessen haben. Der Durchgang Ost (oder Raum der Dormitoriumsstiege?) dürfte – wenn er als selbständiger Raum existiert hat – in einem Seitenverhältnis von 5:2 errichtet worden sein.

Raumeinheit	Maßeinheit	Breite (O-W) orthogonal	Breite 1 (O-W) nord	Breite 2 (O-W) süd	Länge (N-S) orthogonal	Länge 1 (N-S) west	Länge 2 (N-S) ost	Prop1 ortho	Prop1 ortho	Prop1 ortho
		Breite (O-W) gemittelt	Breite orthogonal	Breite orthogonal	Länge (N-S) gemittelt	Länge orthogonal	Länge orthogonal	Istwert	Ratio	Zielwert
Sakristei	Meter	11,34	11,67	11,65	3,30	3,38	3,21	0,29	2 + 7	0,29
Kapitelsaal	Meter	11,34				12,81		0,89	9 + 10	0,90
Parlatorium	Meter	11,34	11,71	11,76	2,87	2,88	2,86	0,25	1 + 4	0,25
Durchgang Ost	Meter	11,85	11,78	11,70	4,60	4,77	4,45	0,39	3 + 8	0,38
Eckraum Südost	Meter	11,94	11,94	11,78	11,49	11,09	12,03	0,96	1 + 1	1,00
Brüdersaal / Wärmestube ?	Meter	9,42	9,43	9,42	11,39	11,35	11,49	0,83	5 + 6	0,83
Refektorium	Meter	23,99	23,82	24,45	11,36	11,27	11,33	0,47	2 + 1	0,50
Küche	Meter	9,49	9,54	9,45	11,29	11,34	11,29	0,84	5 + 6	0,83
Durchgang West	Meter	9,48	9,45	9,45	3,82	3,83	3,87	0,40	2 + 5	0,40
Cellarium	Meter	9,56	9,43	9,58	19,26	18,78	19,74	0,50	1 + 2	0,50
Innenhof / Fassadenmaß	Meter		21,66	22,82		15,08	15,70	0,70	7 + 10	0,70
Kreuzgang Innenwand	Meter		23,86	25,31		17,38	18,05			
Kreuzgang Außenwand	Meter		31,11	33,62		24,85	25,75	0,80	4 + 5	0,80
Kreuzgang Breite (W/N)	Meter	4,17	4,15	4,20	3,85	3,87	3,82			
Kreuzgang Breite (O/S)	Meter	3,86	3,81	3,91	3,88	3,91	3,86			

	Fußmaß	Breite (O-W) orthogonal	Breite 1 (O-W) nord	Breite 2 (O-W) süd	Länge (N-S) orthogonal	Länge 1 (N-S) west	Länge 2 (N-S) ost	Prop1 ortho	Prop1 ortho	Prop1 ortho
		Breite (O-W) gemittelt	Breite orthogonal	Breite orthogonal	Länge (N-S) gemittelt	Länge orthogonal	Länge orthogonal	Istwert	Ratio	Zielwert
Sakristei	0,311	36,5			10,6	10,9	10,3	0,29	2 + 7	0,29
Kapitelsaal	0,311	36,5				41,2		0,89	9 + 10	0,90
Parlatorium	0,311	36,5	37,7	37,8	9,2	9,3	9,2	0,25	1 + 4	0,25
Durchgang Ost	0,311	38,1	37,9	37,6	14,8	15,3	14,3	0,39	3 + 8	0,38
Eckraum Südost	0,311	38,4	38,4	37,9	36,9	35,7	38,7	0,96	1 + 1	1,00
Brüdersaal / Wärmestube	0,311	30,3	30,3	30,3	36,6	36,5	36,9	0,83	5 + 6	0,83
Refektorium	0,311	76,6	78,6	78,6	36,5	36,2	36,4	0,47	2 + 1	0,50
Küche	0,311	30,5	30,7	30,3	36,3	36,3	36,3	0,84	5 + 6	0,83
Durchgang West	0,311	30,5	30,4	30,4	12,3	12,3	12,4	0,40	2 + 5	0,40
Cellarium	0,311		80,3	80,8	61,9	60,4	63,5	0,50	1 + 2	0,50
Innenhof / Fassadenmaß	0,311		69,6	73,4		48,5	50,5	0,72	7 + 10	0,70
Kreuzgang Länge Innenwand	0,311		76,7	81,4		55,9	58,0	0,69	7 + 10	0,70
Kreuzgang Länge Außenwand	0,311		100,0	108,1		79,9	82,8	0,80	4 + 5	0,80
Kreuzgang Breite (W/N)	0,311	13,4	13,3	13,5	12,4	12,4	12,3			
Kreuzgang Breite (O/S)	0,311	12,4	12,3	12,6	12,5	12,6	12,4			

Abb. 09: Klausur in Millstatt: Darstellung dreier Raummaße je Raumstrecke abgegriffen aus dem verformungsgerechten Aufmaß, als Rohbaumaße kalkuliert aus den Fertigmaßen unter Zugabe von Putzstärken von jeweils 2,5 cm in metrischen Maßeinheiten (oben) und umgerechnet in ein Fußmaß von 31,1 cm (unten). Auf der rechten Seite finden sich die Raumproportionen als Ist-Werte in Bruchzahlen sowie als mutmaßliche Zielwerte der Planung ausgedrückt als Ratio und als Dezimalbruch.

Fußmaß und Baumaße. Ein weiteres Ziel der Untersuchung bestand in der Ermittlung des dem Bau zugrunde liegenden Fußmaßes und der für die Planung und Ausführung der Gesamtanlage und ihrer Räume benutzten Baumaße. Wie bereits zuvor beschrieben wurden alle Bestandsmaße – zunächst als Fertigmaße ohne Abzug der Putzstärken – in

³³ Die Rekonstruktion des Kapitelsaales in der NS-Er Streckung ist – wie oben dargestellt – unsicher. Es ist verlockend eine Proportion von 1:1 anzunehmen. Allerdings lassen sich für Benediktinerklöster nur schwer Vergleichsbeispiele für quadratisch angelegte Kapitelsäle finden, denn die meisten weisen einen doch immerhin leicht rechteckigen Grundrisszuschnitt auf. Unter Vorbehalt können hier allenfalls die Beispiele in Altenburg im Waldviertel (publiziert in Groß / Telesko: Benediktinerstift Altenburg 2008) und in Erfurt (nach Aufmaß von Becker 1910) angeführt werden, bei denen wegen des unzureichenden Planmaterials nicht eindeutig für oder gegen einen solchen quadratisch angelegten Kapitelsaal gesprochen werden kann. Ganz anders sieht es dagegen bei den Zisterzienserklöstern aus, wo Kapitelsäle der Proportion 1:1 in großer Zahl vorliegen: Fontenay (1:1 in zweiter Bauphase), Arnsburg bei Gießen (unter Vorbehalt), Eberbach (nach Aufmaßplan von Hahn 1957), Heiligenkreuz im Wienerwald, Lilienfeld (bei Baden) und Neuberg an der Mürz weisen – vorbehaltlich einer genauen Vermessung – nach dem Stand der vorhandenen Unterlagen quadratische Kapitelsäle auf.

Meterwerten in eine übersichtliche Tabelle eingetragen, wobei pro Raumstrecke je drei Maße abgelegt wurden.³⁴ Je Raum wurden jene Strecken festgelegt, die auf Grund ihrer Position im Klausurgrundriss am wahrscheinlichsten als Messstrecken bei der Absteckung der Baustelle Verwendung gefunden haben konnten. Zwanzig Messstrecken wurden auf diese Weise als relevant hinsichtlich der Frage aussagekräftiger Baumaße qualifiziert. In einem empirischen Verfahren wurden die Meterwerte in mittelalterliche Fuß umgerechnet. Zur Anwendung kamen dabei Fußmaße zwischen 30 und 33 cm. Die umgerechneten Werte wurden auf Ganzzahligkeit hin beobachtet, wobei die konkreten Ergebnisse in der Dimension einer Kommastelle ($1/10$ Fuß = ca. 3 cm) überprüft wurden. Besondere Beachtung fanden jene Zahlwerte, die als Vielfache der Zahlen 10 und 12 („runde Zahlwerte“) offensichtlich dem Dezimalsystem (Zehnersystem) oder Duodezimalsystem (Zwölfersystem) angehören; also 10, 20, 30 oder 12, 24, 36 und so weiter.³⁵ Mit Blick auf diese Anforderung scheint für das Beispiel der Millstätter Klausur am besten die Umrechnung der kritischen Werte auf Basis eines Fußmaßes von 31,0 cm geeignet: Immerhin 14 der 20 relevanten Messstrecken ergaben in diesem Sinne „runde“ Werte, was auf die tatsächliche Verwendung von Vielfachen der beiden Zahlensysteme bei der Planung, Absteckung und Ausführung der Anlage hindeutet.

Möchte man dem Bauprozess noch ein Stück näher kommen, dann sollte man allerdings berücksichtigen, dass bei der Errichtung der Mauern mit größter Wahrscheinlichkeit mit Rohbaumaßen gearbeitet wurde, denn die Verwendung von Fertigmaßen hätte ja zu ständigen und unsinnigen Umrechnungen müssen. Der Versuch wurde deshalb unter Vergrößerung der ermittelten Bestandsmaße um fiktive Putzstärken wiederholt. Auch das Ergebnis dieses Versuchs zeigte für immerhin 13 der 20 kritischen Baumaße „runde“ Zahlwerte im oben beschriebenen Sinne, wobei sich die meisten Übereinstimmungen bei Verwendung eines Fußmaßes von 31,1 cm einstellten (Abb. 10).

Für die Räume der Millstätter Klausur ergaben sich die folgenden Raumstrecken als Rohbaumaße umgerechnet in mittelalterliche Fuß von 31,1 cm (Abb. 06):

Umfangsrechteck des gesamten Blocks der Klausur (ohne Kirche) 180 * 126 Fuß (Proportion 10:7), Klosterhof 70 * 50 Fuß (10:7), Kreuzgang 100 * 80 Fuß (5:4), Kapitelsaal 36 * 40 Fuß (9:10), Eckraum SO 36 * 38 Fuß (nur genähert 1:1), Refektorium 77 * 36 Fuß (nur genähert 2:1), Cellarium 60 * 30 Fuß (2:1), Klosterküche 30 * 36 Fuß (5:6), Brüdersaal/Wärmestube 30 * 36 Fuß (5:6), Klosterpforte 30 * 12 Fuß (5:2), Durchgang Ost (Garten) 38 * 15 Fuß (15 Fuß unsicher, Verhältnis sehr nah an 5:2), Parlatorium 36 * 9 Fuß (9 Fuß unsicher, 4:1), Sakristei 36 : 10 Fuß (10 Fuß unsicher, eventuell doch 9 Fuß?, Verhältnis dann 4:1).

³⁴ Vgl. Abschnitt „Raumproportionen“.

³⁵ Hintergrund dafür ist die Tatsache, dass man im Mittelalter beide Rechensysteme nebeneinander benutzte, wie man eindrucksvoll an der Systematik historischer Streckenmaße erkennen kann. Vgl. hierzu Wilhelm Rottleuthner: Alte lokale und nichtmetrische Gewichte und Maße und ihre Größen nach metrischem System, Univ. Verlag Wagner, Innsbruck 1985.

	idealiert	0,310 m	0,311 m	0,312 m	0,313 m	0,314 m
Kapitelsaal B	36	37	36	36	36	36
Kapitelsaal L	40	41	41	41	41	41
Brüdersaal B	30	30	30	30	30	30
Brüdersaal L	36	37	37	37	37	37
Refektorium B	78	77	77	77	76	76
Refektorium L	36	36	36	36	36	36
Küche B	30	31	31	31	30	30
Küche L	36	37	36	36	36	36
Durchgang West B	30	30	30	30	30	30
Durchgang West L	12	12	12	12	12	12
Cellarium B	30	31	31	31	31	30
Cellarium L	60	61	60	60	60	60
Fassade Nord	70	70	70	69	69	69
Fassade Süd	72	74	73	73	73	73
Fassade West	48	49	48	48	48	48
Fassade Ost	50	51	50	50	50	50
Kreuzgang aussen Nord	100	100	100	100	99	99
Kreuzgang aussen Süd	108	108	108	108	107	107
Kreuzgang aussen West	80	80	80	80	79	79
Kreuzgang aussen Ost	84	83	83	83	82	82
Summe	20	8	13	12	10	11

Abb. 10: Klausur in Millstatt: Darstellung der sich aus den kalkulierten Rohbaumaßen für die kritischen 20 Raumstrecken ergebenden Messwerte in Fuß: Bei einem Fußmaß von 31,1 cm ergeben 13 der 20 kritischen Werte ganze Zahlen als Vielfache der Zahlwerte 10 oder 12.

Arithmetische Analyse. Betrachten wir zunächst die Zahlenwerte der Baumaße an sich:

180 – 126 – 100 – 80 – 77 – 70 – 60 – 50 – 40 – 38 – 36 – 30 – 15 – 12 – 10 – 9.

Eine Reihe von Zahlen gehören als Vielfache der Zahl 10 dem Zehnersystem an: 180 – 100 – 80 – 70 – 60 – 50 – 40 – 30 – 10. Die 15 ist immerhin noch $10 * 1 \frac{1}{2}$. Weitere gehören als Vielfache der Zahl 12 dem Zwölfersystem an: 180 – 60 – 36 – 12. Die 126 ist immerhin noch $12 * 10 \frac{1}{2}$. Die 9 beruht auf einer Viertelsteilung der 12. Die Zahlen 180 und 60 gehören sogar beiden Zahlensystemen an und sind daher mit besonderer Bedeutung ausgestattet. Eine Reihe von Raumverhältnissen können daher zufriedenstellend aus einer reinen arithmetischen Proportion heraus erklärt werden:

Klosterhof 70 * 50 Fuß (10:7,14; bei 49 Fuß, 10:7), Kreuzgang 100 * 80 Fuß (5:4), Kapitelsaal 36 * 40 Fuß (9:10), *Cellarium* 60 * 30 Fuß (2:1), Klosterküche 30 * 36 Fuß (5:6), Brüdersaal/Wärmestube 30 * 36 Fuß (5:6), Klosterpforte 30 * 12 Fuß (5:2), Parlatorium 36 * 9 Fuß (9 Fuß unsicher, 4:1).

Betrachtet man weiterhin die Zahlwerte, die aus der ungewissen Nord-Süd-Erstreckung der Räume des Osttraktes entstehen, mit einem gewissen Langmut,³⁶ dann stellen uns doch zwei im Baubestand vorhandene Zahlenverhältnisse vor gewisse Schwierigkeiten:

Nur in etwa eine Proportion von 2:1 (genau 2,14 : 1) weist mit 77 * 36 Fuß die als *Refektorium* identifizierte Raumgruppe auf. Möglicherweise mit einer Länge von 78 Fuß in der Planung, würde das Längenmaß des Raumes immerhin bedingt als dem Zwölfersystem ($12 * 6 \frac{1}{2}$) zugerechnet werden können, wobei ein Zahlenverhältnis von 78:36 (2,17 : 1) wohl

³⁶ 40 Fuß für den Kapitelsaal scheinen logisch; aus der Zahlenharmonie heraus betrachtet, möchte man hier aber eher 36 Fuß sehen, die aus dem Befund heraus auch nicht ausgeschlossen werden können. Die 10 Fuß der Sakristei würden als 9 Fuß mehr Sinn ergeben ($36 * 9 \text{ Fuß} = 4:1$); auch diese Annahme lässt sich derzeit weder stützen noch widerlegen. Die 9 Fuß des *Parlatoriums* sind nur in engen Grenzen ungewiss, geht man von einem eigenständigen Raum aus. Sie ergeben aber mit Rücksicht auf $36 * 9 \text{ Fuß}$ als einem Verhältnis von 4:1 durchaus Sinn. Echte Probleme machen die $38 * 15 \text{ Fuß}$ des Durchgangs Ost (Garten); die 15 Fuß sind unsicher und könnten auch 16 sein. Warum allerdings die Breite des Osttraktes im Süden (38 Fuß) nicht bei den zu erwartenden 36 Fuß liegen, kann derzeit – mangels einleuchtender Alternativen – nur mit einem Messfehler erklärt werden.

nicht die von den mittelalterlichen Baumeistern intendierte Proportion dieses Raumes gewesen sein kann.³⁷

Auf andere Weise perplex macht uns das Zahlenverhältnis des äußeren Umfangsrechtecks der Klausur von 180*126 Fuß. Beide Zahlen sind Vielfache der Zahl 18; vereinfacht ausgedrückt verbirgt sich hinter diesem Verhältnis also exakt die Proportion 10:7. Eine ideale Zahl ist allerdings nur die 180: Sie gehört sowohl dem Zehnersystem (180=10*18) als auch dem Zwölfersystem (180=12*15) an. Die Zahl 126 dagegen ist allenfalls als Produkt von 12 * 10 ½ zu erklären. 180*126 als Zahlenverhältnis, auf dem die Absteckung der Klausur beruht, erweist sich daher als eine wenig emblematische Wahl.

Geometrische Analyse. Die beiden angeführten Beispiele wie auch das Seitenverhältnis des Klosterhofes nähren Zweifel, dass die Planung und das Aufreißen und Abstecken der Klausur in Millstatt ausschließlich auf der Basis arithmetischer Zahlenverhältnisse erklärt werden können. Hinreichend bekannt ist zudem, dass im Mittelalter – basierend auf antikem Wissen – die Anwendung geometrischer Operationen in der Architekturplanung allgemein verbreitet waren.³⁸ Es scheint daher der Versuch plausibel, die offensichtlich arithmetisch nicht zufriedenstellend erklärbaren Planungsdetails mittels geometrischer Prinzipien zu begründen.³⁹ Das Drängendste der offenen Probleme ist – wie oben dargestellt – zunächst die Rekonstruktion des Vorgangs bei der Absteckung des großen Umfangsrechtecks der Klausur mit seinen heute messbaren Außenmaßen von 180 Fuß der Länge Ost-West und 126 Fuß der Breite Nord-Süd. Wie beschrieben ist die Zahl 180 eine ideale Zahl, gehört sie doch gleichzeitig den beiden verbreiteten Zahlssystemen (Zehner- und Zwölfersystem) an. Sie ist aber auch die größte in Millstatt messbare Einzelstrecke und sie betrifft zudem die nördlich Außenwand der Klausur, also die Grenz wand zum Kirchenraum.

In der Logik mittelalterlichen Denkens ist Architekturplanung nicht in erster Linie ein rein rationaler, technischer Vorgang, der ausschließlich nach pragmatischen Grundsätzen durchzuführen wäre. Sie ist im Gegenteil ein schöpferischer Akt, dem ein göttlicher Geist innewohnt und der nur mittels göttlicher Eingebung gelingen kann (Abb. 11).⁴⁰ Die Wahl einer perfekten Zahl als Basis eines Entwurfs ist also eine, die den zukünftigen Bau mit dem göttlichen Universum in Einklang bringt. In unserem Fall ist die Strecke von 180 Fuß die

³⁷ Für dieses Seitenverhältnis konnte bisher keine einleuchtende Erklärung gefunden werden. Weitere Forschungen sind hier notwendig.

³⁸ In besonders eindrucksvoller Weise demonstrieren dies die Skizzen des uns erhalten gebliebenen Musterbuches des Villard de Honnecourt, eines französischen Werkmeisters aus der Zeit um 1220-1230, der in jungen Jahren ganz Europa bereiste. Zwei Blätter zeigen beispielhaft eine Reihe von geometrischen Experimenten wie etwa den Kreisschlag mit dem Zirkel, die Kreisteilung, das Quadrat im Quadrat und die Konstruktion eines Sterns mittels Drehung eines Rechtecks.

³⁹ Ein weiteres Blatt des Villard de Honnecourt zeigt am Beispiel von gotischen Kirchengrundrissen eindrucksvoll das Nebeneinander unterschiedlicher Vorgehensweisen des Architektorentwurfs: Auf der einen Seite die geometrische Konstruktion mittels Kreisschlag und auf der anderen das modulare Aneinanderreihen von Raumzellen mittels Parallelverschiebung in einem orthogonalen Raster.

⁴⁰ So erscheinen etwa in einer Darstellung aus Cluny dem Mönch Gunzo im Traum die Kirchenpatrone, die ihm den künftigen Kirchengrundriss mittels Seilen darstellen (Buchmalerei *Miscellanea secundum usum ordinis Cluniacensis* aus St. Peter in Cluny, nach 1189, Paris, Bibl. Nat., Ms. Lat. 17716, fol. 43, abgebildet in Günther Binding 2006, Kathedralen, Abb. 46). In einer anderen Darstellung sieht man Christus als *creator mundi*, wie er mit einem Bodenzirkel die Welt vermisst (Bible moralisée, Reims um 1220, Wien, Österr. Nat. Bibl., Cod. 2554, fol. 1v, abgebildet in Günther Binding 2006, Kathedralen, Abb. 48).

Grundlinie der Klausur, deren Planung sich direkt an den mit ungleich größerer Bedeutung ausgestatteten Kirchenbau anhängt.⁴¹



Abb. 11: Dem Mönch Gunzo erscheinen im Traum die Kirchenpatrone, die ihm den künftigen Kirchengrundriss mit Seilen darstellen (links). Christus vermisst mit einem Bodenzirkel die Welt (rechts).

Wie aber kann die Seitenlänge von 126 Fuß der Nord-Süd-Erstreckung der Klausur begründet werden? Recherchen zu geometrischen Konstruktionsprinzipien führen unter anderem auch zu dem Prinzip der dynamischen Viereckreihe (Abb. 12):

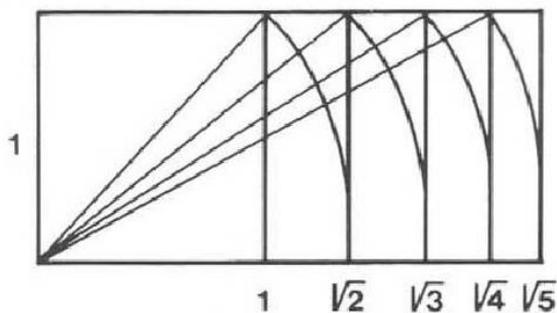


Abb. 12: Das Prinzip der dynamischen Viereckreihe: Die Diagonale eines Quadrats wird auf seine Basislinie abgeschlagen. Die neue Basislänge ergibt ein Rechteck der Proportion $\sqrt{2} : 1$.

Aus einem Grundquadrat der Seitenlänge 1 wird mittels Kreisschlag seiner Diagonalen die Basislänge eines Rechtecks. Diese Seitenlänge steht dabei zur Höhe 1 des Quadrats – und gleichzeitig des neuen Rechtecks – im Verhältnis $\sqrt{2} : 1$ oder anders ausgedrückt: 1,41 : 1.⁴² Dieses Seitenverhältnis entspricht aber mit großer Näherung dem Verhältnis von 10 : 7 (1,42 : 1), das unseren Forschungen zufolge die beiden vielleicht grundlegendsten Proportionen der Millstätter Klausur, nämlich die des Umfangsrechtecks und jene des Klosterhofs,

⁴¹ Die Nordmauer des Klausurrechtecks ist deshalb auch gegenüber der etwas längeren Südmauer bezogen auf die Rekonstruktion des Absteckungsvorgangs höher zu bewerten.

⁴² Genauer 1,414213862...

charakterisiert. Bezogen auf das Umfangsrechteck der Länge 180 Fuß ist der Unterschied seiner Breite Nord-Süd zwischen dem auf der Ostseite der Klausur gemessenen Wert und dem nach dem geometrischen Prinzip der dynamischen Viereckreihe errechneten Maß gerade einmal $1 \frac{1}{4}$ Fuß. Der – durch das abfallende, leicht hügelige Gelände geometrisch verzogene – Millstätter Grundriss erleichtert uns die Beurteilung: Genau nur in einem Punkt, nämlich am Schnittpunkt der Diagonalen eines am Westende der Basislinie des Rechtecks von 180 Fuß ansetzenden Quadrats mit dem Kreisschlag der Basislinie des Rechtecks wird die Breite von $127 \frac{1}{4}$ Fuß erreicht (Abb. 13).⁴³ Dieser Schnittpunkt definiert zugleich die Südostecke des für die Planung der Klausur grundlegenden Basisquadrats, dessen Ostseite genau der Außenkante der östlichen Klosterhofmauer entspricht. Zugleich ist diese Mauerflucht auch die einzige in Nord-Süd-Richtung verlaufende Raumkante des gesamten Klausurgrundrisses, die exakt rechtwinklig auf der Basislinie der Klausur – der Trennwand zwischen dem nördlichen Kreuzgangflügel und dem Kirchenraum – steht.⁴⁴ Erbracht ist damit der Nachweis für einen grundlegenden geometrischen Konstruktionsschritt beim Aufreissen der Millstätter Klausur auf dem schwierigen, gegen Süden abschüssigen Gelände: Der Anwendung des Prinzips der dynamischen Viereckreihe zu Ermittlung der Seiten eines Rechtecks im Verhältnis $\sqrt{2} : 1$.

⁴³ Das Naturmaß dieser Strecke ist dem verformungsgetreuen Aufmaß nach genau 39,63 m oder umgerechnet 127,43 Fuß. Die Abweichung gegenüber dem theoretischen Wert ist somit genau 0,18 Fuß oder 6 cm, ein Wert, der leicht durch vernachlässigte Putzstärken und Bau- bzw. Messungenauigkeiten erklärt werden kann.

⁴⁴ Der genaue Konstruktionsvorgang wäre wie folgt, Schritt 1: Definition der Basislinie a der Länge 180 Fuß mit dem Ursprungspunkt 0 der Konstruktion an ihrem westlichen Ende. Schritt 2: Konstruktion der Basislinie b von Punkt 0 aus nach Süden mittels eines pythagoräischen Dreiecks. Schritt 3: Konstruktion der Diagonalen (Winkelteiler) zwischen den Seiten a und b durch Kreisschläge aus Punkt O auf die Seiten a und b; Kreisschläge mit gleichem Radius aus den beiden Schnittpunkten a1 und b1: Die zwei Schnittpunkte dieser letzten Radien bilden die Diagonale eines beliebigen Basisquadrats. Schritt 4: Abschlagen der Länge 180 Fuß mittels Kreisschlag um Punkt 0 auf die Diagonale d, es entsteht der Schnittpunkt d1 als rechte untere Ecke des Basisquadrats der Klausur. Schritt 5: Berechnung der Seitenlängen a (= b) des Basisquadrats durch Umstellung der pythagoräischen Formel für ein gleichschenkliges Dreieck $2 \cdot a^2 = d^2$ nach $a = \sqrt{(d^2/2)}$; alternativ dazu kann diese Länge mit hinreichender Genauigkeit auch empirisch durch Abloten mit einem Seil von d1 auf die Basislinie und Kontrollmessung dieser Länge vom Punkt 0 aus erreicht werden.



Abb. 13: Verformungsgerechtes Aufmaß des Klosters Millstatt: Nachweis der Absteckung des Klausurrechtecks (grün) und des Klosterhofs (braun) als Kreisabschläge der Basislänge eines gegebenen Rechtecks auf die Diagonale eines Quadrats.

Der gleiche Konstruktionsvorgang scheint daneben der Konstruktion des Grundrissrechtecks des Klosterhofs zugrunde zu liegen. Grundsätzlich muss auch hier – der Logik architektonischer Planung folgend – davon ausgegangen werden, dass die Basislinie dieses Rechtecks im Norden liegt. Die hier messbare Länge entspricht im kalkulierten Rohbaumaß 69,6 Fuß, in der Planung waren daher wohl 70 Fuß intendiert.⁴⁵ Keine der beiden nord-südlich ausgerichteten Seitenlängen des Klosterhofrechtecks entspricht jedoch dem zu erwartenden Maß von 49,5 Fuß (Quotient aus 70 Fuß : $\sqrt{2}$).⁴⁶ Die Lösung bringt auch hier wieder – wie schon zuvor beim Umfangsrechteck der Klausur – das Abschlagen der Basislinie von 70 Fuß auf die Diagonale eines im Westen angesetzten Basisquadrats. Die aus dem Schnittpunkt der beiden Linien auf die Basislinie abgelotete Strecke trifft in ihrer Verlängerung im Süden bis auf wenige Zentimeter genau die Fassadenflucht des Klosterhofs. Die hier in der Natur messbare Strecke Nord-Süd von 49,77 Fuß verfehlt nur um 8 cm den zu erwartenden Wert von 49,5 Fuß. In beiden Fällen – dem Umfangsrechteck der Klausur und auch dem Rechteck des Klosterhofs – wurde folglich die gleiche Konstruktionsformel der dynamischen Viereckreihe zur Absteckung der Bauflächen im Gelände verwendet. Die Vermutung liegt daher nahe, dass sich bei der Planung und

⁴⁵ Die südliche Seite besitzt eine Rohbaulänge von 73,4 Fuß und kommt daher eher nicht als Basislinie in Betracht.

⁴⁶ Die Länge der Westseite weist zwar mit 48,5 Fuß einen Wert auf, der sehr nahe an 49 Fuß liegt, was zunächst auf ein angestrebtes Seitenverhältnis von 10:7 hindeuten würde. Allerdings weicht diese Seite sehr stark aus dem 90°-Winkel aus, weshalb sie nicht als maßgebende Kante eines regelmäßigen Rechtecks wahrgenommen werden kann. Die Länge der Ostseite dagegen ist mit 50,25 Fuß zu lang.

Ausführung der Millstätter Klausur arithmetische (zahlenbasierte) Planvorgaben und geometrische (formbasierte) Konstruktionsprinzipien mischen.



Abb. 14: Verformungsgerechtes Aufmaß der ehemaligen Stiftskirche in Millstatt mit Eintragung der Mauerfluchten und der Baumaße der Vorhalle und des Kirchenraums nach Umrechnung auf ein Fußmaß von 31,1 cm.

Baumaße und Grundrissproportionen der Kirche. Bei einer Überprüfung des in der Klausur ermittelten Fußmaßes bei den Rohbaumaßen der Vorhalle und des Langhauses der ehemaligen Millstätter Stiftskirche konnte das Fußmaß von 31,1 cm exakt bestätigt werden. Kirche und Klausur gehören damit einem gemeinsamen Maßsystem an und der Schluss liegt nahe, dass die Absteckung dieser beiden Einheiten des Klosters im Gelände in einem Zug oder – zumindest in großer zeitlicher Nähe zueinander ohne Wechsel des Fußmaßes – durchgeführt wurden. Demnach basiert die Vorhalle mit ihrem Baumaß der Außenkanten von 30 * 60 Fuß (OW*NS) auf einem Verhältnis der Seiten von 1:2 (Abb. 14). Das Mitteljoch der Vorhalle misst 16 * 16 Fuß bei einer Proportion von 1:1, die Seitenjoche zeigen mit ihren Raummaßen von jeweils 16 * 12 Fuß Seitenverhältnisse von 4:3. Im Langhaus lassen sich die vier Westjoche deutlich von den drei Ostjochen unterscheiden: Während die Westjoche sehr regelmäßig angelegt sind, brechen die Außenwände und Pfeilerstellungen im Osten in auffallender Weise aus der im Westen vorgegebenen Geometrie aus. Eine Errichtung der beiden Innenraumbereiche in zeitlicher Distanz zueinander scheint daher mehr als wahrscheinlich. Untersucht man die vier westlichen Joche als eine Einheit unter der Annahme, dass die beiden Joch 4 im Osten begrenzenden kreuzförmigen Pfeiler die Flucht der Ostwand eines ersten Kirchenbaus markieren, so ergeben sich aufgrund der Naturmaße für diesen Innenraum Baumaße von 75 Fuß der Länge Ost-West und 60 Fuß der Breite Nord-Süd. Dies entspricht einer Proportion dieses Kirchenraums von 5:4.⁴⁷ Die Jochmaße

⁴⁷ Die frühe Baugeschichte der Stiftskirche harret noch einer bauhistorischen Klärung. Für die Errichtung einer anzunehmenden Erweiterung nach Osten liegen keine verlässlichen Forschungsdaten vor. Auch die

des Langhauses geben – aus der Sicht der bisherigen Erkenntnisse zur arithmetischen Logik des Klausurplans – zunächst Rätsel auf: Während die Seitenschiffe jeweils Jochmaße von $16 * 14$ Fuß zeigen⁴⁸ und die Proportion sich folglich in dem ungewöhnlichen Zahlenverhältnis von $8:7$ ausdrückt, messen die vier Mittelschiffjoche jeweils $16 * 25$ Fuß. Gehören diesen beiden Zahlen zwar einerseits den gängigen Zahlensystemen an,⁴⁹ evoziert doch deren Zahlverhältnis erst nach ihrer Auflösung zu $5*5$ auf $4*4$ Fuß eine nach der Vollkommenheit ganzer Zahlen strebende höhere Bedeutung. Die im Kirchenbau messbaren ganzen Fußmaße $75 - 60 - 30 - 25 - 16 - 14 - 12$ gehören – mit Ausnahme der 14 – wie schon zuvor im Klausurtrakt wieder den beiden verbreiteten Zahlensystemen an.

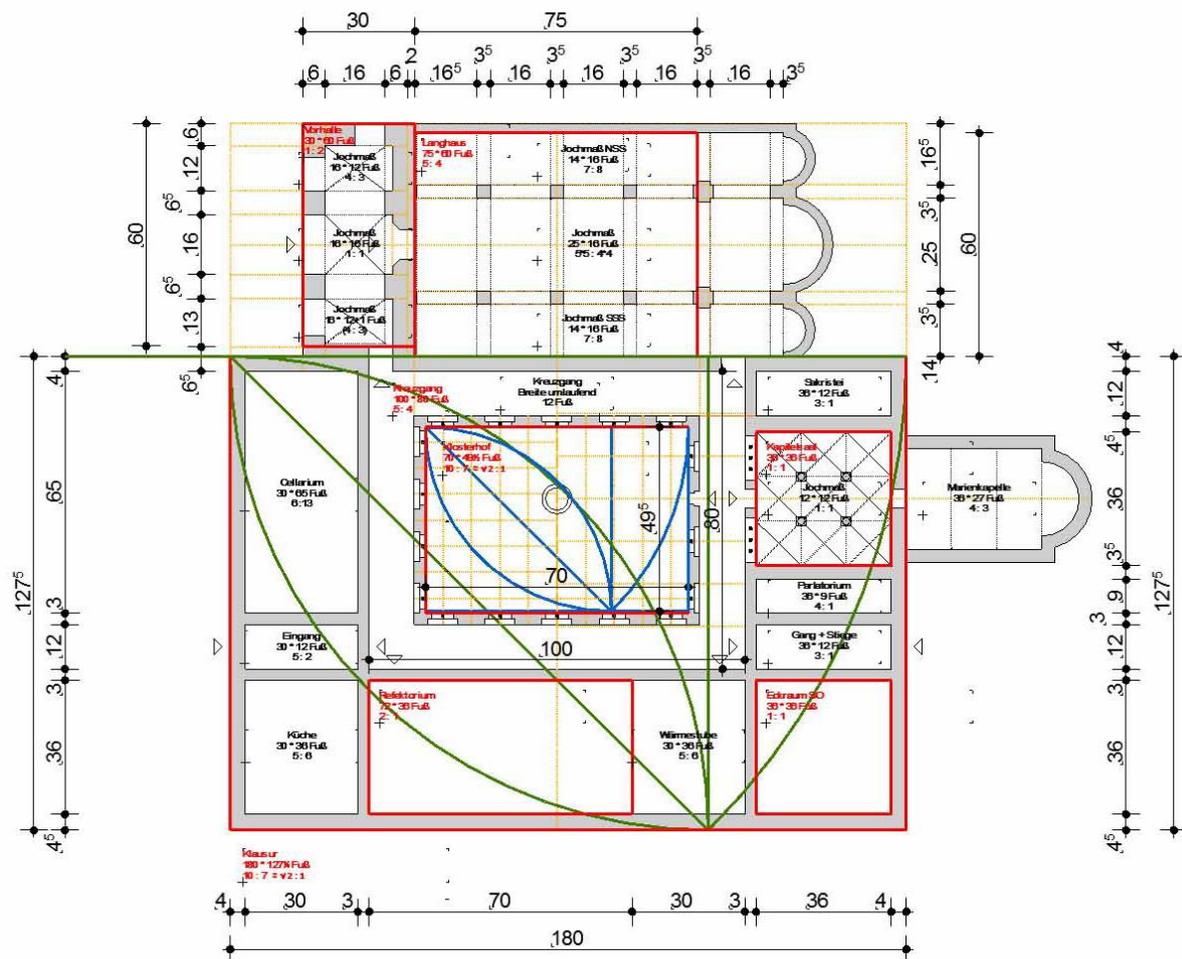


Abb. 15: Rekonstruierter Entwurfsplan der Klausur des Benediktinerklosters in Millstatt: Eintragung der Grundrissproportionen sowie des geometrischen Konstruktionsvorgangs des Klausurrechtecks und des Klosterhofs, alle Maßangaben in mittelalterlichen Fuß von 31,1 cm.

Vereint man die hier vorgefundenen Proportionen mit jenen der Klausur, so werden die bereits zuvor ermittelten Verhältnisse weiter gestärkt (Abb. 15). Zusammenfassend

Raumgeometrie dieses Teils ist weniger leicht fassbar, sodass auf die Analyse dieser vermutlich einer späteren Bauperiode angehörenden Osterweiterung – schon wegen der Fokussierung dieses Beitrags auf die Gründungsphase des Stiftes – verzichtet wurde.

⁴⁸ Gemessen jeweils zwischen den Pfeilern, als Raummaße also.

⁴⁹ $16 = 12 * 1 \frac{1}{3}$ und $25 = 10 * 2 \frac{1}{2}$.

gehörten die Klausur (Umfangsrechteck) und der Klosterhof der Proportion 10:7 bzw. $\sqrt{2}$:1, Langhaus und Kreuzgang 5:4 mit der Variante der Mittelschiffjoche mit $5 \cdot 5 : 4 \cdot 4$, Mitteljoch der Vorhalle und Eckraum Südost 1:1, Vorhalle und Cellarium 2:1, die Seitenjoche der Vorhalle 4:3, Küche und Brüdersaal/Wärmestube 5:6, Durchgang West und Durchgang Ost jeweils 5:2, die Seitenschiffjoche im Langhaus 7:8 und der Kapitelsaal 9:10.

Mit Rücksicht auf die Untersuchungsergebnisse konnte ein hypothetischer Entwurfsplan des inneren Bereichs der Klausur und Kirche gezeichnet werden, der dem Kloster Millstatt bei seiner Absteckung im abschüssigen, bewegten Gelände zugrunde gelegen haben könnte (Abb. 15). Sich aus der notwendigen Abstimmung von Gesamtmaßen mit einzelnen Raummaßen ergebende Kollisionen wurden in diesem Plan mittels der in der Untersuchung nicht betrachteten Mauerstärken zu Gunsten eines schlüssigen Gesamtentwurfs harmonisiert. Abweichungen der gebauten Anlagen wären somit – neben der Schwierigkeiten, die die Vermessung mit sich brachte – wesentlich auch aus den sich ergebenden Zwängen zu erklären, die die Absicht mit sich brachte, allen Klausurteilen nach dem Maßstab arithmetischer und geometrischer Formgebung und ganzzahliger Schönheit zu entsprechen.

Rückschlüsse auf die geometrische Konstruktion der Klausur und den Absteckvorgang auf der Baustelle

Neben der Suche nach Spuren des mittelalterlichen Kernbaus der Klausur des Millstätter Klosters und dessen Rekonstruktion wurde im Zuge unserer Forschungen versucht, Aussagen zur Absteckung dieser Bauwerke auf der Baustelle zu machen. Die Herangehensweise der Analyse der Proportionen des Gesamtbauwerks ist deshalb sinnvoll, weil beim Auftragen der Umriss im Maßstab 1:1 eben diese im Entwurfsstadium festgelegten Abmessungen und Seitenverhältnisse in Form geometrischer Figuren auf den Bauplatz übertragen werden mussten. Andererseits können über die Rekonstruktion der geometrischen Figuren, die im Grundriss wiedergefunden werden, auch Rückschlüsse auf den eigentlichen Entwurfsprozess gezogen werden. Wie schon im Abschnitt über die einzelnen Grundrissproportionen der Räume der Klausur klar wird, lag dem Entwurf ein klares Bauprogramm zugrunde, das sich an möglicherweise vorhandenen Idealplänen orientierte. Diese Proportionen wurden aber im einzelnen Anwendungsfall im Detail aber durch den Einsatz der – nicht zuletzt symbolhaften – geometrischen Figuren Kreis, Quadrat und Dreieck umgesetzt.⁵⁰

Während ein Nachweis derartiger Konstruktionsmethoden in den Querschnitten und Fassaden mittelalterlicher Bauwerke zur Genüge an verschiedensten Bauwerken schlüssig nachgewiesen worden ist, hat sich die Rekonstruktion eines solchen Konstruktionsprinzips im Grundriss bislang nicht lückenlos und nachvollziehbar ablesen lassen. Ein Beispiel für die Anwendung von Dreieck, Kreis und Quadrat im Entwurfsprozess der Biforien des romanischen Kreuzgangs in Millstatt ist im Folgenden dargestellt (Abb. 16). Hier wurde die Proportion 6:7 (oder 1:1,666) mit Hilfe der geometrischen Figur des sog. Sechsorts konstruiert⁵¹

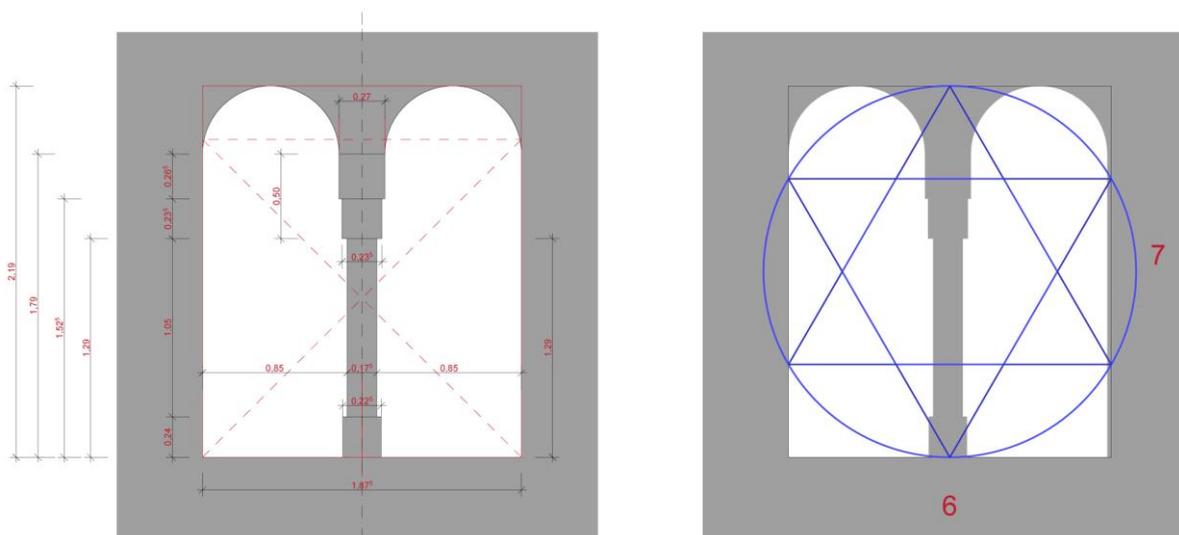


Abb. 16: Bauaufmaß (metrisch) und eingeschriebenes Proportionschema aus zwei verschränkten gleichseitigen Dreiecken (Sechsort od. Davidstern). Die Spitzen des Sechsorts definieren ein Rechteck mit dem Seitenverhältnis 6:7

⁵⁰ Die Interpretation der Anwendung geometrischer Figuren im Bauentwurf der Millstätter Klausur mit Blick auf ihre Symbolbedeutung ist nicht Thema dieses Beitrags. Nichtsdestotrotz soll nicht unerwähnt bleiben, dass der Kreis für das Universum, das Quadrat für die irdische und das Dreieck für die göttliche Dimension stehen.

⁵¹ Der Sechsort wird auch Davidstern genannt, er ergibt sich aus zwei miteinander verschränkten gleichseitigen Dreiecken.

Obwohl, wie an diesem Beispiel belegt, im Aufriss des Kreuzgangs das Dreieck als geometrische Grundform den Entwurf bestimmt – und nicht das Quadrat oder der Kreis, obwohl dieser jedem Dreieck um- oder eingeschrieben werden kann –, konnte die Verwendung des Dreiecks im Grundriss der Anlage nicht eindeutig nachgewiesen werden. Einzig im Zusammenhang der Mauerstärke im Bereich des Refektoriums konnte die Verwendung dieses Proportionierungssystems nachgewiesen werden (Abb. 17): Durch Drehung der verschränkten Dreiecke kommen die Spitzen entweder an den Innen- oder den Außenseiten der Außenmauern des Gebäudetraktes zu liegen. Man kann hier eine Methode zur Ermittlung der nötigen Mauerdicken vermuten. Zu untersuchen wäre in diesem Zusammenhang aber der zugehörige Querschnitt des Bauwerks und dessen Übereinstimmung mit diesem System. Ein Zusammenhang mit den Höhen des Bauwerks lässt sich aber vermuten, denn die Mauerstärke ist abhängig von den abzutragenden Auflasten, die wieder von den Gebäudehöhen bzw. den von diesen zu tragenden Decken abhängig sind.

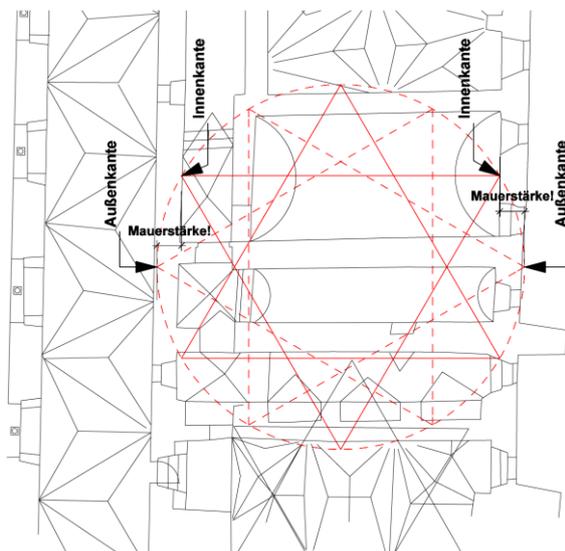


Abb. 17: Zusammenhang zwischen gedrehtem Davidstern und Mauerstärke im Bereich des Refektoriums.

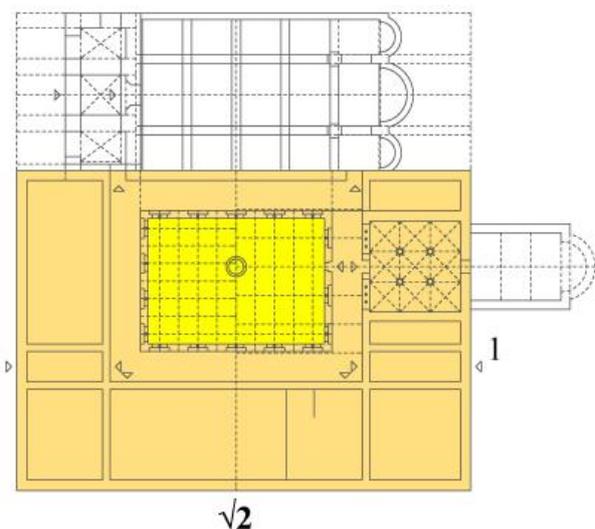


Abb. 18: Idealplan des Millstätter Klosters: Die Umriss der Klausur und des Kreuzganghofes sind proportional gleich. Das Seitenverhältnis ist $1:\sqrt{2}$.

Abgesehen von diesem Einzelfall konnte im Grundriss der Klausur dieses auf dem Davidstern beruhende Konstruktionsprinzip nicht nachgewiesen werden, wohl aber ein System, das sich auf von Quadrat und Kreis abgeleitete Rechtecke gründet, aus denen durch Diagonalenteilungen wieder verschiedene Flächen mit unterschiedlichen Seitenverhältnissen abgeleitet werden können. Auffällig war von Anfang an die Proportion des Kreuzgang-Hofes und die Umriss der Klausur mit einem Seitenverhältnis von $1:\sqrt{2}$ (Abb. 18).⁵²

Zur Konstruktion dieses Proportionierungssystems kann man sich grundsätzlich zweier Methoden bedienen (Abb. 19): Erstens durch Abschlagen der Diagonalen eines Quadrates auf seine Grundlinie, zweitens durch den Umkreis des Quadrats. Im zweiten Fall entspricht

⁵² Vgl. die Ausführungen weiter oben. Dieser Proportion begegnen wir auch heute noch in den DIN-Formaten bei Papier. Es zeichnet sich unter anderem dadurch aus, dass durch Teilung entlang der Hälfte der längeren Seite wieder zwei neue Flächen mit genau denselben Seitenverhältnissen entstehen.

die Seitenlänge des Quadrats dem Faktor 1, der Durchmesser des Umkreises dem Faktor $\sqrt{2}$. In diese Konstruktion können durch Einführung von Diagonalen gleichschenkelige Dreiecke gezeichnet werden, deren Verschneidungen zur Ableitung unterschiedlich proportionierter Rechteckflächen führen. Diese Unterteilung des Grundsystems kommt allerdings erst beim Anlegen der einzelnen Räume in der Klausur zur Anwendung. Zum Abstecken der Außenbegrenzungen der Anlage kommt man aber fast ausschließlich mit dem System aus Quadrat und Umkreis zurande. Es hat den Anschein, als ob Flächenteilungen auf dem Bauplatz – im großen Maßstab – zu unpraktikabel gewesen wären.

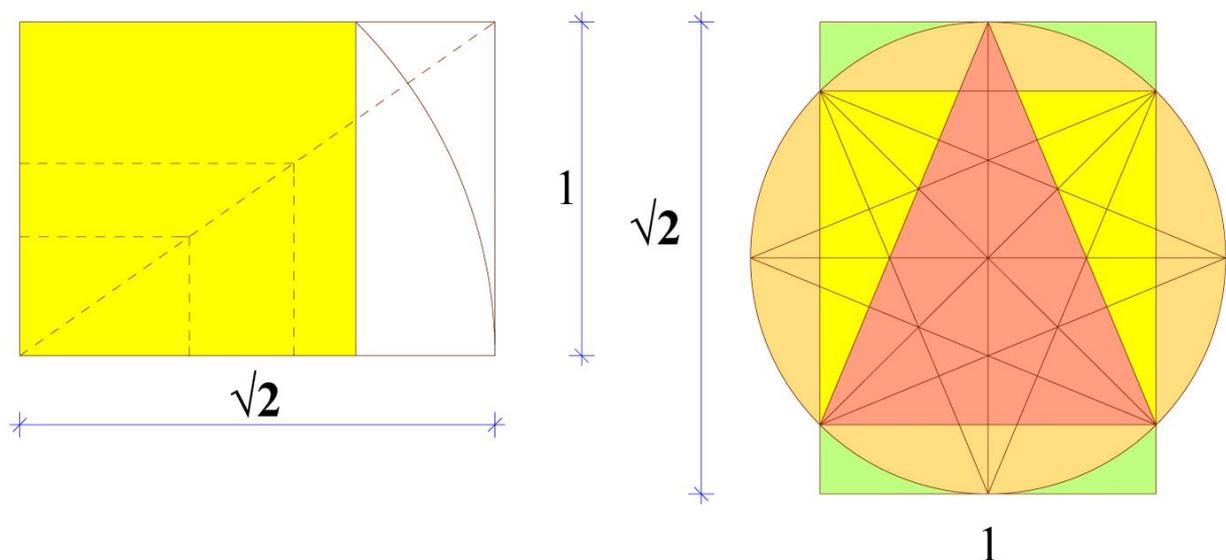


Abb. 19: Geometrische Konstruktionsmethoden von Rechteckflächen mit dem Seitenverhältnis $1:\sqrt{2}$

Durch das Wissen über die Konstruierbarkeit der vorgefundenen Seitenverhältnisse lässt sich relativ einfach ein Konstruktionsweg für die Klausur samt Klosterkirche zurückverfolgen. Interessant dabei ist, dass man beim Anlegen des Entwurfes fast von einem 'gebundenen System' sprechen kann, nämlich insofern als – ausgehend von einem Grundquadrat mit Startpunkt im Chor der Kirche – die Größe aller anderen Teile der Anlage entwickelt werden können, was im Folgenden gezeigt werden soll:

Die Richtung der Ost-West-Achse der Kirche wurde wie im Mittelalter üblich als erstes festgelegt (Abb. 20). Als deren ideelles Zentrum wurde hier der Scheitelpunkt des Halbkreises der Chorapsis angenommen. Die Klausur wurde im Süden der Kirche angelegt. Durch Auftragen eines Quadrats mit gegebener Seitenlänge von 112 Fuß wurde die Außenkante der südlichen Begrenzung der Klausur festgelegt. Mithilfe der nach oben abgeschlagenen Diagonalen des Quadrats entsteht ein Rechteck mit dem Seitenverhältnis $1:\sqrt{2}$. Die so gefundene östliche Begrenzungslinie entspricht genau der angenommenen Außenkante der aus dem Klausurrechteck herausragenden Marienkapelle, begrenzt also den engeren Klosterbereich im Osten.

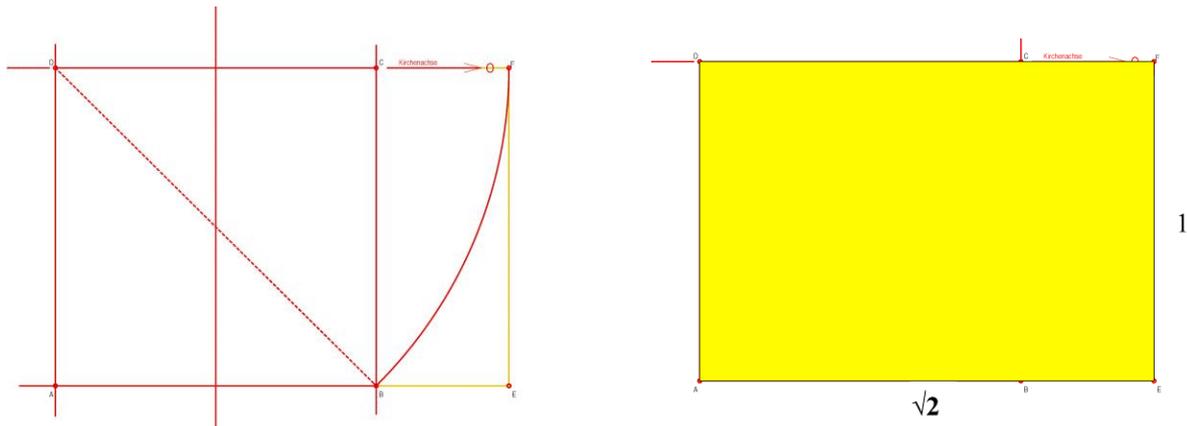


Abb. 20: Vom Scheitel der Chorapsis wird auf der Kirchenachse die Seitenlänge des Grundquadrats (112 oder 113 Fuß) aufgetragen. Durch Abschlagen der Diagonalen auf die Grundlinie (=Kirchenachse) entsteht ein Grundrechteck mit dem Seitenverhältnis $1: \sqrt{2}$.

Das so konstruierte Grundrechteck ist die Grundlage für die Konstruktion der Umriss der Klausur. Verschneidet man nämlich seine Diagonale mit dem Umkreis des Grundquadrats, ist dieser Schnittpunkt identisch mit der Nord-Ost-Ecke der Klausur (Abb. 21). Der Umriss der mittelalterlichen Klosteranlage kann also direkt von einem Grundquadrat, das in engem Zusammenhang mit der (geosteten) Kirchenachse steht, abgeleitet werden. Die vorherrschenden Proportionssysteme im Grundriss sind dabei Quadrat (1:1) und Rechteck ($1: \sqrt{2}$).

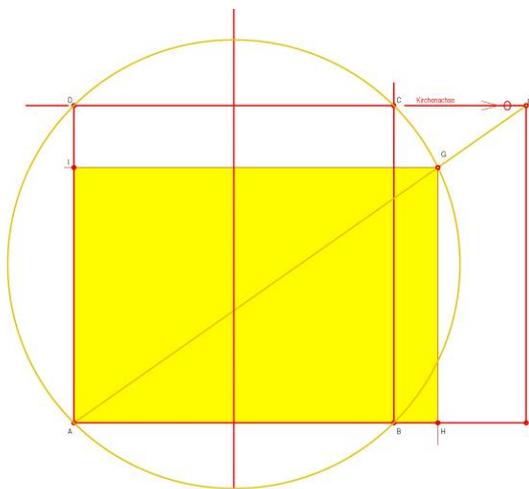


Abb. 21: Durch Verschneiden des Umkreises des Grundquadrats mit der Diagonalen des Grundrechtecks konstruiert man die Nord-Ost-Ecke der Klausur, die damit eindeutig definiert ist (gelbes Rechteck).

Für die Konstruktion der Umriss der Kirche sind einige wenige weitere Konstruktionsschritte notwendig. Ihre Längsachse und der Chorabschluss sind ja von vornherein festgelegt. Als Ausgangspunkt für die Konstruktion der Lage der Kirchennordwand wird wieder das Grundquadrat mit seinem Umkreis herangezogen (Abb. 22). Die Situierung der Nordwand wird durch den Schnittpunkt des Umkreises des Grundquadrates mit seiner (Nord-Süd-orientierten) Symmetrieachse festgelegt. Die Logik des Systems wird greifbar, wenn man sich vor Augen führt, dass das gleiche Ergebnis durch einfache Spiegelung der nördlichen Klausurbegrenzung erzielbar wäre. Diese Konstruktion kann also als absolut 'harmonisch' bezeichnet werden. Möglicherweise handelt es sich hier um einen Hinweis auf ein zu Stein gewordenes Deutungsmuster des ursprünglichen Bauprogramms.

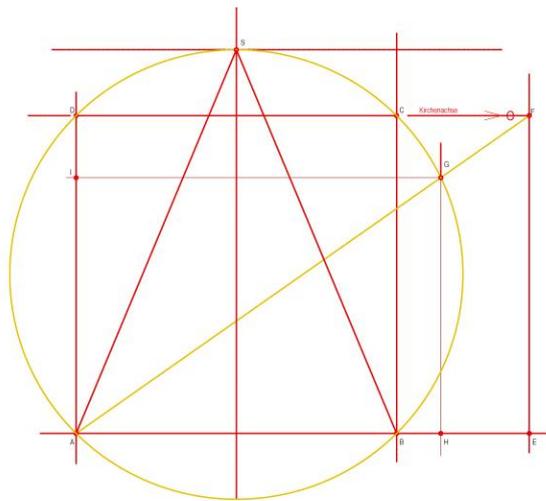


Abb. 22: Durch den Schnittpunkt von Umkreis und Symmetrieachse des Grundquadrats wird die nördliche Begrenzung des Bauplatzes (Kirchenmauer) festgelegt. In die Konstruktion kann ein Dreieck eingeschrieben werden, das durch Spiegelung wieder die Proportionen des Grundquadrates hätte (s. Abb. 04)

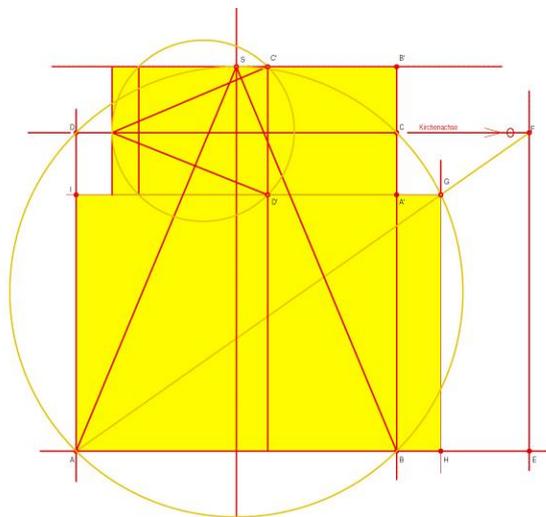


Abb. 23: Ausgehend vom Scheitelpunkt der Chorapsis werden entlang der Kirchenachse zwei Quadrate mit der Kirchenbreite als Seitenlänge aufgetragen. Der Verschnitt des Umkreises des westlichen Quadrates mit der Achse ergibt den Westabschluss der Kirche.

Die Länge des Kirchenbaus ergibt sich aus der Anordnung zweier Quadrate der Breite des Kirchenschiffs, die vom Scheitelpunkt der Chorapsis aus Richtung Westen aufgetragen werden (Abb. 23). Der Umkreis des westlichen Quadrates schneidet die Kirchenachse an der westlichen Begrenzung des Bauwerks. Das eingetragene gleichschenkelige Dreieck ist für die Konstruktion grundsätzlich nicht nötig.

Als Zusammenfassung sollen in **Abbildung 24** noch einmal alle Schritte, die zur Absteckung der Umriss der Klausur nötig sind, zusammengefasst werden:

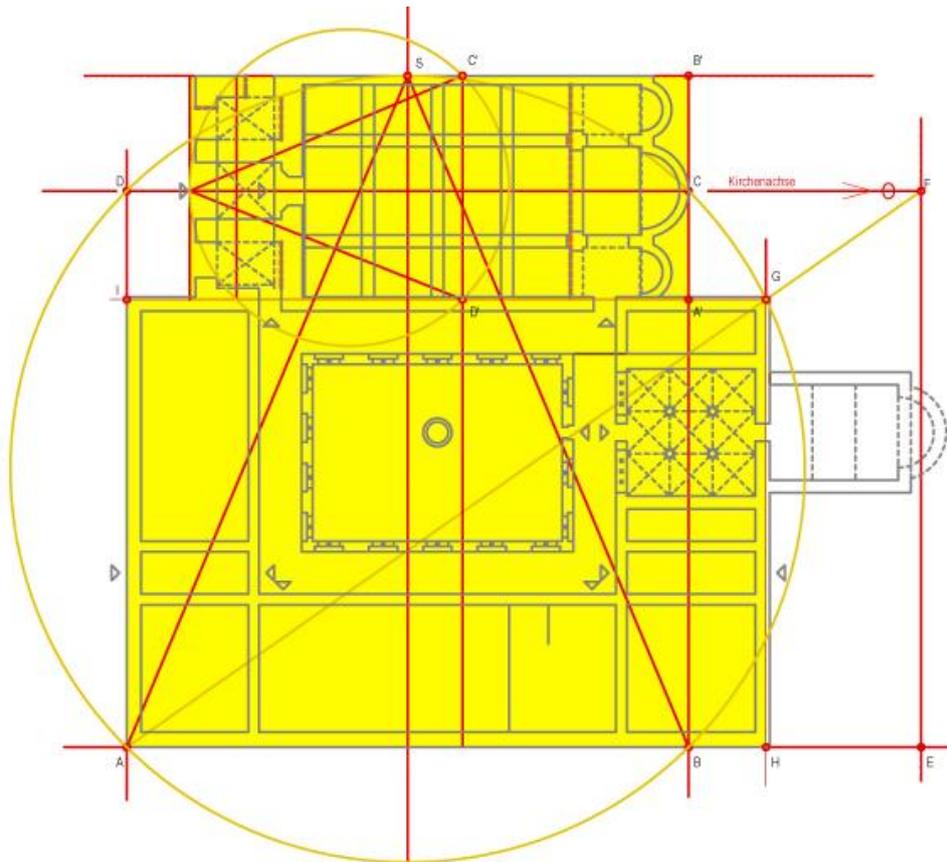


Abb. 24: Zusammenfassung aller nötigen Schritte bei der Absteckung des Bauplatzes und Festlegung der Begrenzungsmauern von Klausur und Kirche.

Ableitung der wichtigsten Raumproportionen durch Dreiecksteilung des Grundquadrats und Grundkreises.

Zur Konstruktion der Umriss der Klausur und der Kirche sind nach dieser Rekonstruktion also keine komplizierten Konstruktionen unter Verwendung von Dreiecken nötig. Der Absteckvorgang konnte mit Hilfe von Kreisen, Quadraten und deren Diagonalen erledigt werden. Mit diesen Konstruktionsmethoden war es sogar möglich, komplexe (nicht ganzzahlige) Proportionen wie z.B. $1: \sqrt{2}$ aufzutragen. Hier stellt sich die Frage, welche Methode in welchem Stadium des Entwurfs- bzw. Bauablaufs zum Einsatz gekommen ist. Möglicherweise wurden ja im Entwurfsprozess – sozusagen am Papier – die idealen Proportionen und die dazu nötigen Konstruktionen angewendet, was mit Zirkel und Reißschiene im kleinen Maßstab gut möglich war. Am Bauplatz aber mussten diese idealen aber nicht ganzzahligen – und daher nur schlecht einmessbaren – Maßverhältnisse zugunsten ganzzahliger – und mittels Meßlatte und Knotenschnur gut auftragbarer – Maße gerundet werden. Das könnte auch die Unschärfen zwischen der rein geometrischen und der ganzzahligen Rekonstruktion erklären.

Setzt man also voraus, dass dem Absteckvorgang am Bauplatz eine Idealplanung im kleineren Maßstab vorausgegangen ist, kann überlegt werden, mit welchen Konstruktionen die Entwerfer ihre Grundrisskonzepte entwickelt haben, bevor diese den Ausführenden zur Übertragung auf die Baustelle übergeben wurden:

Hier soll in übersichtlicher Weise dargestellt werden, wie durch Diagonalenteilung eines Quadrates und dessen Umkreises diese Proportionen konstruiert werden können (Abb. 25):

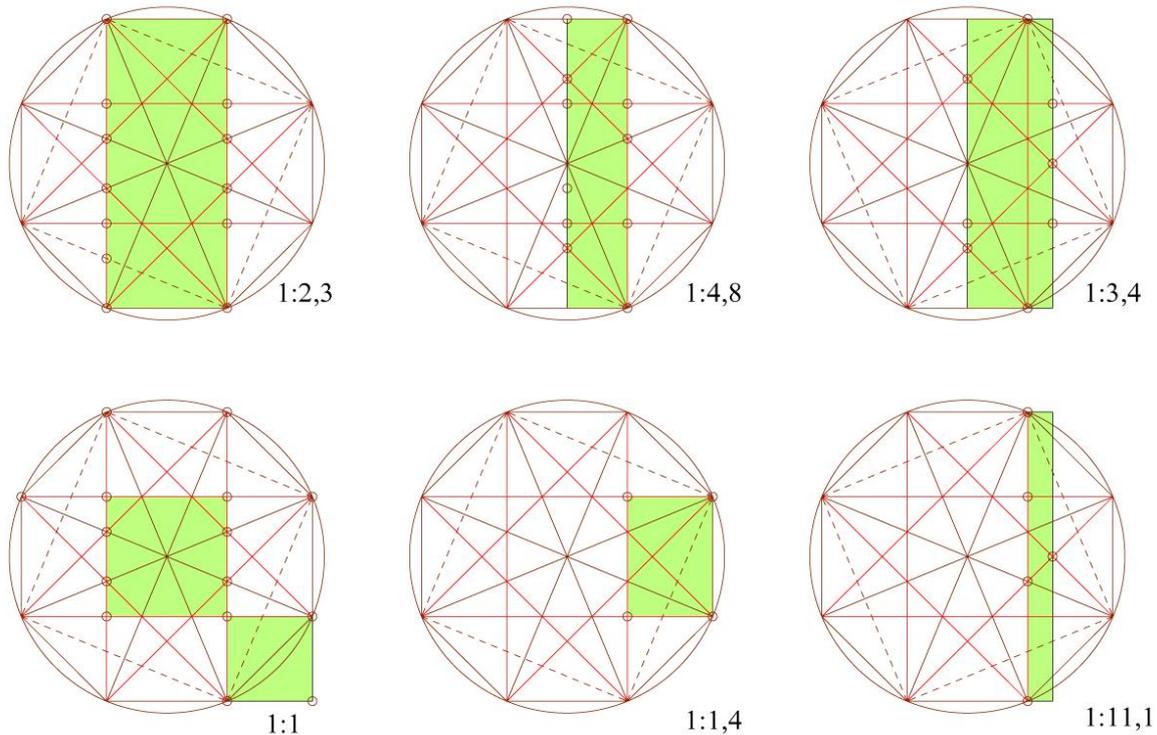


Abb. 25: Kreisteilung als Ausgangspunkt für die Konstruktion verschieden proportionierter Rechtecke, die auch im Grundriss der Klausur vorgefunden wurden: $1:2,3 \approx 3:7$ – $1:4,8 \approx 20:99$ – $1:3,4 \approx 7:24$ – $1:1,4 = 5:7$ – $1:11,1 \approx 1:11$

Für den Millstätter Klostergrundriss können mithilfe dieser Konstruktionen folgende Raumproportionen hergeleitet werden (Abb. 26):

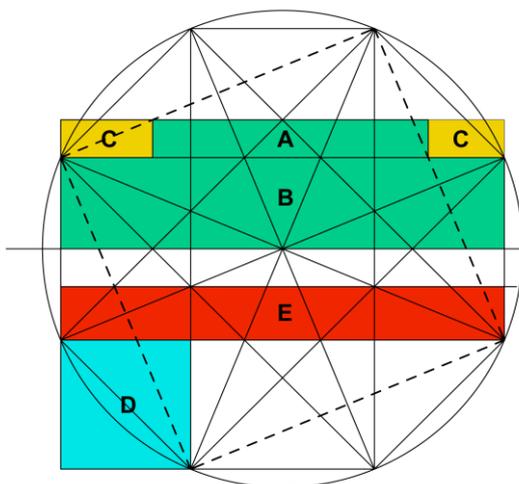


Abb. 26: Fläche A entspricht dem Seitenverhältnis der Kreuzgangsfläche im Süden vor dem Refektorium. B ist die Grundfläche des gesamten Refektoriumstraktes (Innenkanten), C: Proportion des Durchgangs vom Kreuzgang zum Garten D: Umrisse des Kapitelsaales (Neun Joche), E: Seitenverhältnis des Kreuzgangs an der Nordseite.

Überlagert man diese Konstruktion mit dem bestehenden Idealplan können die jeweiligen Entsprechungen sofort abgelesen werden (Abb. 27):

1. Die Außenkanten des Refektoriumstraktes sind gegeben. Von da werden die Mauerstärken aufgetragen.
2. Aus der proportionalen Teilung von Quadrat, Kreis und Dreieck ergibt sich das gesamte Innenmaß des Refektoriumstraktes (Fläche B), sowie
3. die Innenkante des Kreuzgangs und Durchgangs (Flächen A und C).
4. Wenn Refektoriumstrakt und Kapitelsaaltrakt (Süd- bzw. Ostseite) in der Hierarchie gleichwertig sein sollen, muss man auch gleiche Trakttiefen annehmen. Daraus resultiert der quadratische Eckraum (S-O Ecke).
5. Von den so ermittelten Rauminnenkanten werden wieder die Mauerstärken aufgetragen.
6. Die Breite des Kreuzgangs muss natürlich umlaufend gleich bleiben (Flächen R). Die Breite des Kreuzgangs kommt ebenfalls im Proportionssystem vor (Fläche E).
7. Die Lage des Hofes ist durch die Flächen E, R und A sowie die zugehörige Wände festgelegt. Seine Proportion entspricht dem Rechteck 1:1,4.
8. Die Sakristei ergibt sich aus der Verlängerung der Kreuzgangswand Richtung Osten. Trägt man hier wieder die Mauerstärke auf, kann an dieser Stelle der
9. quadratische Kapitelsaal angelegt werden.
10. Es bleiben damit das Cellarium bzw. Parlatorium als Restflächen (untergeordnete Räume) übrig

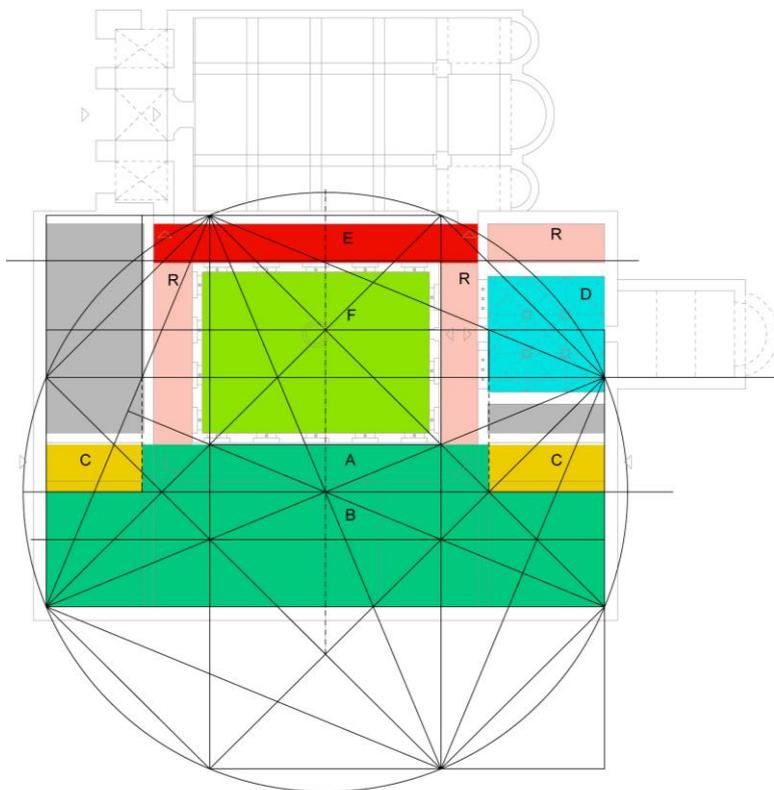


Abb. 27: Überlagerung der Konstruktion aus Abbildung 11 mit dem Idealplan: Ausgehend von Süden und Osten werden die wichtigsten Begrenzungslinien konstruiert. Die grau markierten Flächen bilden Restflächen, die auch funktional eine untergeordnete Rolle in der Hierarchie bilden. (Mit Blick auf das mönchische Leben könnte man hier von „Nebenräumen“ sprechen) Die rosafarbenen Flächen R werden notwendig, um den Kreuzgang in gleicher Breite um den Hof führen zu können, sind aber zumindest an einer Seite in das System aus Diagonalen eingebunden. Die Sakristei wiederum entspricht in der Breite dem Kreuzgang, in der Länge dem Kapitelsaal und entspricht in der Proportion der Fläche C. Durch die Ecklage sind auch Ihre Begrenzungen in das Grundsystem eingebunden.

Zusammenfassung

Aus den vorliegenden Untersuchungen lässt sich ableiten, dass dem Entwurf der Klosteranlage in Millstatt ein Bauprogramm zu Grunde lag, welches im Mittelalter allem Anschein nach weit verbreitet war und das für den Anwendungsfall Millstatt – zunächst als eine erste Skizze – in Form eines Idealplanes zeichnerisch umgesetzt wurde. Dieser Plan wurde dann unter Zuhilfenahme geometrischer Konstruktionen „harmonisiert“, die einzelnen Bauteile also zueinander in schlüssige Beziehungen gesetzt. Dazu war ein für die gesamte Anlage gültiges Konstruktionsprinzip nötig, das hier aufgrund der uns zur Verfügung stehenden exakten Baumaße nachgewiesen werden konnte. Inwieweit ein philosophischer Ansatz mit Hilfe von Symbolen wie Kreis, Dreieck und Quadrat umgesetzt werden sollte, lässt sich nicht schlüssig sagen. Es ist aber gleichwohl möglich, dass hier ein Bauwerk geschaffen wurde, das die irdische (Quadrat vorherrschend im Grundriss) und die göttliche Dimension (gleichseitiges Dreieck in den Ansichten und Querschnitten?) mit dem Universum (der Kreis) in Einklang bringen werden sollte.

Abbildungsnachweis:

Abb. 1, 2, 9, 10, 13-27: Autoren

Abb. 3 links: Sankt Galler Klosterplan, Stiftsbibliothek Sankt Gallen; Codex Sangallensis Ms 1092 (Faksimile), abgebildet bei Jens Ruffer: Mittelalterliche Klöster. Deutschland - Österreich - Schweiz, Darmstadt 2009, Fig. 23

Abb. 3 rechts:

http://www.google.at/imgres?um=1&hl=de&sa=N&biw=1920&bih=1016&tbm=isch&tbnid=6g1IS6XKMew3YM:&imgrefurl=http://www.ccbuchner.de/downloads/227/4783_linkliste_letzte_faassung.pdf&docid=5RqydHZjXkx-QM&imgurl=http://www.stgallplan.org/images/redplan2de.jpg&w=732&h=1000&ei=-71gT6u3BMzNsgbMtdSxBg&zoom=1&iact=hc&vpx=179&vpy=125&dur=1648&hovh=262&hovw=192&tx=110&ty=159&sig=100044635023413039827&page=1&tbnh=154&tbnw=113&start=0&ndsp=3&ved=1t:429,r:0,s:0 am 14.03.2012

Abb. 4 links: Kenneth John Conant: Cluny. Les églises e la maison du chef-d'ordre, Macon 1968, pl. IV, fig. 4

Abb. 5 links: Rolf Berger: Hirsauer Baukunst – ihre Grundlagen, Geschichte und Bedeutung, Band 2, Verlag M. Wehle, Witterschlick/Bonn 1997, Karte 8

Abb. 5 rechts: Jens Ruffer: Mittelalterliche Klöster. Deutschland - Österreich - Schweiz, Darmstadt 2009, Fig. 45

Abb. 6: Plangrundlage: Bauaufnahmen der Technischen Universität Wien, Institut für Kunstgeschichte Bauforschung Denkmalpflege (2006-2010), MISURA.AT, Wien (2005) und Dehio-Handbuch der Kunstdenkmäler Österreichs, Kärnten, 2. Aufl. 1981, S.401; Plankollage und Maßanalyse der Autoren

Abb. 7 links: Jens Ruffer: Mittelalterliche Klöster. Deutschland - Österreich - Schweiz, Darmstadt 2009, Fig. 18

Abb. 7 rechts: Albert Groiß, Werner Telesko (Hg.): Benediktinerstift Altenburg, Wien 2008, S. 39

Abb. 8: Gabriele Mergenthaler: Die mittelalterliche Baugeschichte des Benediktiner- und Zisterzienserklosters Disibodenberg, Bad Kreuznach 2003, S. 349

Abb. 8 rechts: http://de.wikipedia.org/wiki/Abbaye_de_Sainte-Marie_de_Valmagne am 14.03.2012

Abb. 11: Binding 2006, Als die Kathedralen in den Himmel wuchsen. Bauen im Mittelalter, Darmstadt 2006, Abb. 46 und 48

Abb. 12: M. Streit: Du aber hast alles nach Mass, Zahl und Gewicht geordnet, Diplomarbeit TU Wien 2011, Abb. 165

Erhellendes zu Leben und Werk von Felix von Luschan und Gabriel von Max

„Felix als Tannhäuser von Max gemalt!“

Huber D. Szemethy



Abb. 1: Felix von Luschan,
Privatbesitz



Abb. 2: Gabriel Max, Städtische
Galerie im Lenbachhaus, München

Die Auswertung der Reisebriefe von Felix von Luschan, die in der Handschriftensammlung der Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, im Nachlass Felix von Luschans verwahrt sind, ist immer wieder für Überraschungen gut. Waren von Luschans schriftliche Aufzeichnungen schon für die Aufarbeitung der Geschichte der Erwerbung der Skulpturen des Heroons von Trysa in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts überaus hilfreich¹, so bieten sie auch für seine Beziehung zum Münchner Maler Gabriel Max (ab 1900 Gabriel Ritter von Max) zahlreiche neue

Der Verf. dankt Karl R. Krierer für die kritische Durchsicht dieses Manuskripts. - Folgende Sigel finden Anwendung:

StaBi, PK, HA, NL von Luschan = Staatsbibliothek Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Handschriftenabteilung, Nachlass Felix von Luschan.

Aichelburg 2003 = W. Aichelburg, Das Wiener Künstlerhaus 1861–2001, Bd. 1: Die Künstlergenossenschaft und ihre Rivalen Secession und Hagenbund (Wien 2003).

Andree 1998 = R. Andree, Arnold Böcklin. Die Gemälde ²(Basel – München 1998).

Böcklin 2001 = B. W. Lindemann – K. Schmidt (Red.), Arnold Böcklin – Eine Retrospektive. Ausstellungskatalog Basel – Paris – München (Heidelberg 2001).

Boetticher 1895 = I. von Boetticher, Malerwerke des neunzehnten Jahrhunderts, 1. Band (Dresden 1895).

Katalog München 2009 = H. W. Rott, Sammlung Schack. Katalog der ausgestellten Gemälde (Ostfildern 2009).

Katalog München 2010 = K. Althaus – H. Friedel (Hrsg.), Gabriel von Max. Malerstar – Darwinist – Spiritist. Katalog der Ausstellung vom 23. Oktober 2010 bis 30. Januar 2011, Städtische Galerie im Lenbachhaus und Kunstbau, München (München 2010).

Kuhn 1876 = J. Alois Kuhn, Katalog der Kunst- und Kunstindustrie-Ausstellung alter und neuer deutscher Meister sowie der deutschen Kunstschulen im Glaspalaste zu München 1876, I. Theil: Werke neuer deutscher Meister und der deutschen Kunstschulen (München 1876).

Pecht 1876 = F. Pecht, Aus dem Münchener Glaspalast. Studien zur Orientierung in und außer demselben während der Kunst- und Kunstindustrie-Ausstellung des Jahres 1876 (Stuttgart 1876).

¹ Vgl. dazu H. D. Szemethy, Die Erwerbungsgeschichte des Heroons von Trysa. Ein Kapitel österreichisch-türkischer Kulturpolitik, mit einem Beitrag von Ş. Pfeiffer-Taş, Wiener Forschungen zur Archäologie, Band 9 (Wien 2005).

Informationen und führen uns auch auf das Gebiet der Kunstgeschichte, genauer gesagt auf den Österreichischen Kunstverein und die Münchner Malerei des ausgehenden 19. Jahrhunderts.

Die in diesem Beitrag behandelten Archivalien, vorwiegend von der Hand Felix von Luschans, gehen auf die Mitte der 1870er zurück, also in eine Zeit, in der er noch Student der Medizin an der Universität Wien war. Sie sind bislang nicht ausgewertet worden und daher unpubliziert und gelangten per testamentarischer Verfügung von Luschans als Teil seines Nachlasses an die damalige Königliche Bibliothek zu Berlin. Dass es dazu kommen würde, hatte er schon Jahre zuvor dem Chemiker, Wissenschaftshistoriker und leidenschaftlichen Sammler von Autographen Ludwig Darmstaedter² mitgeteilt. Dieser hatte sich nämlich am 11. Juli 1918 bei Felix von Luschan um den Fortbestand seiner wissenschaftlichen Korrespondenz erkundigt, worauf ihm von Luschan in einem vom 1. August 1918 datierten Brief aus Millstatt antwortete, dass er seine „ganze Correspondenz wissenschaftlicher Art ohnehin testamentarisch der Königl<ichen> Bibliothek zugesichert habe. Diese Correspondenz die sich jetzt schon bald durch 50 Jahre erstreckt, ist vollkommen geordnet und wird von meiner Frau sorgsam verwahrt. Es besteht also keine Gefahr, dass sie vorzeitig untergeht.“³ (Abb. 3).

Im Übrigen hatte Felix von Luschan in den Jahren davor immer wieder einzelne Autographe an die Sammlung Darmstaedter gelangen lassen, so z. B. am 20. Oktober 1894 ein auf die Erwerbung der Stele des Asarhaddon bezogenes Autograph (Abb. 4) Osman Hamdy Beys, des Begründers des Kaiserlich Ottomanischen Museums der Türkei in Konstantinopel (heute: Istanbul) und seit 1881 dessen Direktor, zu der Felix von Luschan anmerkte:

„... unter den Briefen, die ich von Hamdy Bey besitze, scheint mir der inliegende für Sie vielleicht am geeignetsten; er enthält eine für die Geschichte der Berliner Museen wichtige Mittheilung, die Nachricht von der Überlassung der grossen 1888 in Sendschirli ausgegrabenen Stele Asarhaddon's, des grössten und vornehmsten Prachtstückes unserer vorderasiatischen Sammlung.

Die Mittheilung ist ganz formlos auf ein halbes Blatt schlechtes Papier gefetzt, während H<amdy> sonst mit Vorliebe auf Handpapier schreibt, aber sie hatte mir damals doch eine sehr grosse Freude gemacht, da die Verhandlungen, ob wir das Stück bekommen sollten oder nicht, lange unsicher hin und her schwankten.“⁴

Wenden wir uns nun aber der Beziehung Felix von Luschans zu Gabriel Max zu. Ein für unser Thema zentrales Dokument ist ein Brief der Mutter von Felix von Luschan, Christine, die ihn am

² Zu Ludwig Darmstaedter (9.8.1846–10.10.1927) s. Neue Deutsche Biographie 3 (1957) 516 f. (G. Lockemann); A. Habermann, Die Rolle von Bibliothekaren und Sammlern im wissenschaftlichen Leben der Weimarer Republik. Eine biographische Annäherung (Hannover 1994) 36–43; J. Weber, Halte das Bild der Würdigen fest! Die Autographensammlung Ludwig Darmstaedter, Bibliotheksmagazin – Mitteilungen aus den Staatsbibliotheken in Berlin und München 2008, H. 3, 16–21 (http://staatsbibliothek-berlin.de/fileadmin/user_upload/zentrale_Seiten/ueber_uns/pdf/bibliotheksmagazin_0803.pdf; 10.12.2011).

³ StaBi, PK, HA, Slg. Darmstaedter 2i 1888 (Luschan, Felix von).

⁴ StaBi, PK, HA, Slg. Darmstaedter 2i 1888 (Hamdy Bey, O.). – Zu Osman Hamdi Bey (30.12.1842–24.2.1910) s. A. M. Mansel, Osman Hamdi Bey, *Anatolia* 4, 1959, 189–193; A. M. Mansel, Osman Hamdi Bey: *Ölümünün ellinci yıldönümün vesilesi*, *Belleten* 24, 1960, 291–301; A. Pasinli, *Archäologische Museen Istanbul* (1989) 3; M. Cezar, *Sanatta Batı'ya Aklı ve Osman Hamdi*, 2 Bände (Istanbul 1995); Suzanne L. Marchand, *Down from Olympus: Archaeology and Philhellenism in Germany, 1750–1970* (Princeton 1996) 200 f.; E. Eldem, *An Ottoman Archaeologist Caught between Two Worlds: Osman Hamdi Bey*, in: D. Shankland (Hrsg.), *Archaeology, Anthropology and Heritage in the Balkans and Anatolia: The Life and Times of F. W. Hasluck, 1878–1920*, Bd. 1 (Istanbul 2004) 121–149.

13. Oktober 1878 aus Wien an ihre enge Freundin Georgiana von Hochstetter, die Frau von Ferdinand von Hochstetter, den bekannten Mineralogen und Geologen an der Wiener Technischen Hochschule, berühmten Neuseelandreisenden und ersten Intendanten des k. u. k. naturhistorischen Hofmuseums, geschrieben hatte. Die Familie Hochstetter weilte zu diesem Zeitpunkt anlässlich der Weltausstellung des Jahres 1878 in Paris.

Felix von Luschan hatte sich im Jahr 1878 ab April ebenfalls in Paris aufgehalten, um die anthropologisch-ethnographische Ausstellung von Österreich aufzubauen und zu betreuen, hatte aber am 30. August per Telegramm die Mitteilung bekommen, dass er nach Bosnien einberufen sei. Zum Zeitpunkt der Abfassung des Briefes seiner Mutter an Georgiana von Hochstetter befand er sich schon eine geraume Zeit im Kriegsgebiet, von wo er – wie von allen seinen Reisen – detaillierte Briefe nach Hause, aber auch an die Familie von Hochstetter gelangen ließ.

Seine Mutter Christine war an diesem Tag, dem 13. Oktober, sehr beunruhigt. Denn tags zuvor war ein Brief ihres Sohnes aus Stupnik im damaligen Slavonien angekommen, in dem er ihr ausführlich von Einzelgefechten berichtete und auch davon, dass er in höchster Bedrängnis einem Bosniaken das linke Ohr abgeschossen und einen prachtvollen Handjar (Krummdolch) sowie eine Pistole abgerungen habe⁵.

Zur Ablenkung von diesem sie emotional aufwühlenden Brief des Sohnes ging Christine von Luschan in den Kunstverein und schrieb danach Folgendes an Georgiana von Hochstetter (Abb. 5):

„Daß dieser Brief die Mutter sehr erregte kannst Du Dir denken. Zu allem Ueberfluß war ich nichts ahnend im Kunstverein der seine 1. dießjährige Ausstellung eröffnet hatte & zwar mit „Tannhäuser“, von Gabriel Max. Als ich in den Saal trete, denn aus 1. Zimmer & Kapelle ist ein großer Saal gerichtet worden, sehe ich Felix vor mir !

Felix als Tannhäuser von Max gemalt ! in seinem Schooß das schönste Weib, [das] Du Dir denken kannst. Er aber sieht träumend ins blaue Meer hinaus, will die Fesseln der Venus abschütteln ! & mit den Schiffen die im Hafen liegen der Heimat zu segeln ! –

Heute Nacht verwirren sich mir die Gedanken immer, bald sah ich meinen armen Felix von einem Bosniaken mit gezücktem Dolche umarmt, bald war er wieder der Tannhäuser, der nicht blickt auf die Schönheit die kosend mit seinen Haaren spielt sondern nur hinaus blickt aufs blaue Meer !

Er ist auf Max Bild nicht verschönert, aber vergeistigt. Die Stirn ist prachtvoll Venus ist aber schön wie ein Wunder ! – die schönste die ich noch gesehen & der schönste Körper der in seiner Schönheit leuchtet; während Tannhäuser in schwarzem Sammt im Schatten ist, von dem sie sich prachtvoll abhebt. Es ist dieß wirklich das schönste & vollendetste Bild das Max gemalt.“⁶

Das 1878 datierte und in der linken unteren Ecke mit „Tannhäuser / Gab. Max“ signierte 194 × 139 cm große Gemälde befindet sich heute im Nationalmuseum in Warschau, Inv.Nr. M.Ob. 500

⁵ Brief Felix von Luschan an seine Mutter aus Stupnik, zum 4. Oktober 1878 (StaBi, PK, HA, NL von Luschan, K. 1, Konvolut „Briefe D^r Felix von Luschan an seine Mutter bis 1879 Bosnien“).

⁶ Brief von Christine von Luschan an Georgiana von Hochstetter aus Wien, 13. Oktober 1878, fol. 33r/33v (StaBi, PK, HA, NL von Luschan, K. 1, Konvolut „Briefe von Christine von Luschan an Frau Georgiana von Hochstetter“).

MNW (Abb. 6). Das Gemälde war ursprünglich Teil der Sammlung Theodor Eggers in Wien, wo es Ende April 1888 durch die im Jahr 1861 von Hugo Othmar Miethke (1834–1918) gegründete Galerie Miethke (damals an der Adresse Wien Innere Stadt, Neuer Markt 13) zur Versteigerung kam⁷. Das Gemälde gelangte danach ins Schlesische Museum der bildenden Künste und von dort nach Warschau⁸.

Mit dem Thema „Tannhäuser“ hatte sich Gabriel Max schon in früheren Jahren beschäftigt, so datiert etwa aus 1872 seine *Elisabeth im Gebet für Tannhäuser*⁹ oder aus 1875 *Die Mußestunde, Geschwisterpaar (Szene aus Tannhäuser)*¹⁰. Im Oktober 1875 notierte von Luschan nach einem Besuch im Atelier des Künstlers an seine Mutter, dass „ein todter Mönch, ein Bettler mit einem toden Kind, eine Gruppe von Affen, eine vom Pferd gestürzte Reiterin die ebenfalls todt ist – lauter angefangene Bilder, die Max nur aufhebt um die Leinwand wieder zu benützen ... übereinandergelehnt an einer Wand (standen). Dagegen hat Max jetzt einen grosartigen Plan, ein Cyclus von 7 Tannhäuserbildern soll in diesem Winter fertig werden, und wird wol in Wien zuerst ausgestellt werden, was (auch das Thema) aber groszes Geheimnis bleiben soll.“¹¹ Und wieder nach einem Atelierbesuch erwähnte von Luschan im Jahr darauf, 1876: „seine Tannhäuserskizzen hielt er leider zurück, so dasz wir eigentlich nicht viel neues sahen“¹². Es ist nicht auszuschließen, dass sich darunter auch jenes Gemälde im Entwurf befand, das er 1878 fertigstellte und das sich heute im Warschauer Museum befindet.

⁷ Die Sammlung Eggers galt damals als eine der bedeutendsten Sammlungen moderner Kunst in Wien, s. Th. von Frimmel, *Lexikon der Wiener Gemäldesammlungen*, Band A–F (München 1913) 300–302. Die Versteigerung fand vom 25. bis 28. April 1888 statt und umfasste laut Katalog 226 Positionen, vgl. *Verzeichnis der Gemälde-Sammlung moderner Meister ersten Ranges des Herrn Theodor Eggers (Wien 1888)*. Gabriel Max' Tannhäuser und Venus erreichte den ansehnlichen Auktionserlös von 5250 Gulden, s. *Neue Freie Presse*, *Morgenblatt*, Nr. 8503, Freitag, 27. April 1888, S. 5. – Zur Galerie Miethke s. K. von Lützwow, *Galerie Miethke*, *Neue Freie Presse*, *Morgenblatt*, Nr. 11420, Dienstag, 9. Juni 1896, S. 1–3; M. Marchetti (Hrsg.), *Wien um 1900. Kunst und Kultur (Wien – München 1985)* 533 f. (E. Badura-Triska); W. J. Schweiger, „Damit Wien einen ernsten Kunstsalon besitze“. Die Galerie Miethke unter besonderer Berücksichtigung von Carl Moll als Organisator, in: *Belvedere. Zeitschrift für bildende Kunst* 4, H. 2, 1998, 64–85; T. G. Natter, *Die Galerie Miethke. Eine Kunsthandlung im Zentrum der Moderne. Ausstellungskatalog des Jüdischen Museums Wien* 19. November 2003 – 8. Februar 2004 (Wien 2003).

⁸ Zu diesem Gemälde s. Boetticher 1895, 954 f. Nr. 71; *Katalog der Gemälde und Skulpturen, Schlesisches Museum der bildenden Künste* ⁶(Breslau 1926) Nr. 836 (non vidi); *European Academicism in the Nineteenth Century. Paintings and Drawings from the National Museum in Warsaw and other Polish Collections*, 13 May – 15 June 1997 Hokkaido Obihiro Museum of Art, Obihiro; 9 August – 28 September 1997 Ashikaga Museum of Art, Ashikaga; 4 October – 30 October 1997 Yawatahama Public City Gallery, Yawatahama; 2 January – 8 February 1998 Saga Prefectural Art Museum (Yawatahama 1997–1998) 71 Kat.Nr. 37; I. Danielewicz (Red.), *Akademizm w XIX wieku: Sztuka europejska ze zbiorów Muzeum Narodowego w Warszawie i innych kolekcji polskich* (Warszawa 1998) Kat.Nr. 42; P. Lang (Hrsg.), *Richard Wagner. Visions d'artistes. D'Auguste Renoir à Anselm Kiefer. Ausstellungskatalog Musée Rath und Musées d'Art et d'Histoire 2005–2006 (Paris 2005)* 128 f. Kat.Nr. 24. Die Informationen zu dem Gemälde verdanke ich Iwona Danielewicz, Warschau. – Ob die im Besitz des polnischen Komponisten Krzysztof Penderecki befindliche Kopie dieses Gemäldes auf Gabriel Max zurückgeht, ist vorerst noch unklar. Ich danke Maestro Penderecki für die Gelegenheit, das Gemälde im August 2011 in Augenschein nehmen zu können, und die lebenswürdige Gastfreundschaft.

⁹ Boetticher 1895, 954 Nr. 32; *Katalog München 2010*, 59 Abb. 34.

¹⁰ *Katalog München 2010*, 60 Abb. 35.

¹¹ Brief Felix von Luschan an die Mutter aus München, Dienstag, 19. Oktober 1875 (StaBi, PK, HA, NL von Luschan, K. 1, Konvolut „Briefe D' Felix von Luschan an seine Mutter bis 1879 Bosnien“ – aus diesem Konvolut stammen alle hier zitierten Briefe an die Mutter).

¹² Brief Felix von Luschan an die Mutter aus München, Montag, 7. August 1876 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

Man fragt sich unweigerlich, was einen berühmten Maler wie Gabriel Max dazu bewogen hat, einen jungen Wiener Medizinstudenten als Tannhäuser zu malen. Wir müssen dazu kurz die wichtigsten Fakten zum Leben des Malers Revue passieren lassen.

Gabriel Max, geboren am 23. August 1840 in Prag als Sohn des Bildhauers Joseph Max und dessen Frau Anna, erhielt durch seinen Vater die erste künstlerische Ausbildung. Von 1855–1858 besuchte er als Schüler von Eduard von Engerth die Kunstakademie in Prag und wechselte danach nach Wien an die Akademie, wo er bis 1861 bei Karl von Blass, Karl Mayer, Christian Ruben und Carl Wurzinger studierte. Von 1863 bis 1867 absolvierte er bei Karl von Piloty an der Akademie der Bildenden Künste in München seine letzten Studienjahre. „Unter dessen Anleitung bildete er den ihm eigentümlichen, raffiniert empfindsamen Stil aus, in dem er in der Folge eine große Schar gekreuzigter, von Löwen zerrissener, ertränkter und geblendeter Jungfrauen einem Publikum darstellte, das bei ihrem Anblick Gelegenheit fand, aufs interessanteste zwischen Lust und Grauen zu oszillieren.“¹³

In München teilte er sich mit Hans Makart, der später in Wien zum „Malerfürsten“ erkoren wurde¹⁴, ein Atelier. Auch mit Franz von Defregger und Franz von Lenbach, um nur zwei der bekanntesten Maler zu nennen, verband ihn eine enge Freundschaft¹⁵. Seinen Durchbruch feierte er mit der 1865 gemalten *Märtyrerin am Kreuz (Hl. Julia)* (Abb. 7) und avancierte damit, als sie 1867 im Münchner Kunstverein – und im selben Jahr noch auf der Pariser Weltausstellung – ausgestellt wurde, zu einem der am höchsten geschätzten und einflussreichsten Maler seiner Zeit in der Münchner Kunstszene. Der Kunstkritiker Friedrich Pecht erinnerte sich:

„Es war im Frühjahr 1867, als eines Sonntags das ganze gebildete München in nicht geringe Aufregung gerieth, alle Damen mit nassen Augen aus dem Kunstverein kamen, und (jeder den andern) mit der Frage empfing: ›Haben Sie die Märtyrerin schon gesehen?‹ Die Menge drängte sich derart vor der armen gekreuzigten S. Julia, dass die meisten sie gar nicht ordentlich zu Gesicht bekamen und nur um so gerührter weggingen.“¹⁶

Es sind Gemälde mit literarischen, christlichen und mythologischen Motiven, für die er bewundert wird. Gemälde wie *Der Anatom*, *Nonne im Klostersgarten* (1869), *Adagio*, *Verblüht* (1870), *Licht* (1872), *Gretchen in der Walpurgisnacht* (1873), *Christuskopf auf dem Schweifstuch der Veronika*, *Letzter Gruß* (auch: *Ein Gruß*) (1874), *Löwenbraut*, *Abasverus an der Leiche eines Kindes* (1875), *Die Kindsmörderin* (1877), *Christus erweckt des Jairus' Töchterlein*, *Tannhäusers Abschied von Venus* (1878) helfen

¹³ P. Hahlbrock, *Le salon imaginaire. Bilder aus den großen Kunstaussstellungen der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts*. Ausstellungskatalog Berlin (Berlin 1968) 171.

¹⁴ Vgl. dazu zuletzt R. Kassal-Mikula (Hrsg.), *Hans Makart – Malerfürst (1840–1884)*. Katalog der Ausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, 14. Oktober 2000 – 4. März 2001 (Wien 2000); E. Marx – P. Laub (Hrsg.), *Hans Makart 1840–1884* (Salzburg 2007); A. Husslein-Arco – A. Klee (Hrsg.), *Makart – Maler der Sinne*. Ausstellungskatalog Belvedere Wien, 9. Juni – 9. Oktober 2011 (München u. a. 2011).

¹⁵ K. Althaus – S. Böller, *Gabriel von Max. 1840–1915*, in: *Katalog München 2010*, 18–37; Th. Wiercinski, *Makart und die Münchner Schule*, in: A. Husslein-Arco – A. Klee (Hrsg.), *Makart – Maler der Sinne*. Ausstellungskatalog Belvedere Wien, 9. Juni – 9. Oktober 2011 (München u. a. 2011) 99–109.

¹⁶ F. Pecht, *Gabriel Max. Eine Charakteristik*, *Zeitschrift für bildende Kunst* 14, 1879, 325 f., zitiert nach K. Althaus, *Märtyrerinnen*, in: *Katalog München 2010*, 76–78. – Bezüglich des in Abb. 7 gezeigten Gemäldes, das sich heute in Seattle befindet, danke ich Jo-Anne Birnie Danzker und Cory Gooch für wertvolle Informationen. Es existieren zwei weitere Versionen dieser Märtyrerin, eine in der Nationalgalerie in Prag, die andere in der Eremitage in St. Petersburg. Welches dieser drei Gemälde das Original ist, ist derzeit nicht entschieden.

seinen hervorragenden Ruf zu begründen. Regelmäßig malt er – der Auftragslage entsprechend – mehrere Versionen eines Bildes.

In späteren Jahren nehmen neben Genre- und Historienthemen Bilder der parapsychologischen Bildwelt (Somnambulismus und Hypnotismus) größeren Raum ein, wie z. B. *Geistesgruß* (1879), die *Seherin von Prevorst* (1885) oder *Katharina Emmerick* (1885). In zunehmendem Maße wählte er Affen, die er sich in München und auf seinem Landsitz in Ammerland am Starnberger See hielt, als Thema. Das heute vielleicht bekannteste der Bilder von Gabriel Max entstand 1889 - *Affen als Kunstkritiker (Kränzchen)*¹⁷. Aus Anlass des 60. Geburtstages seines Freundes Ernst Haeckel (16.2.1834–9.8.1919), des berühmten Naturforschers¹⁸, schuf er 1894 *Pithecanthropus alalus*, ein „Manifest der Präexistenz des Menschen im Tier und zugleich Travestie der biblischen Heiligen Familie“¹⁹, über welches sogar in der New York Times Meldungen erschienen²⁰.

1879 wurde er Professor für Historienmalerei in München, gab diese Stelle 1883 aber wieder auf, um ohne Störung seinen Arbeiten nachgehen zu können.

Richard Muther, der an Gabriel Max seine Individualität schätzte, ihn jedoch nicht zu den Malern ersten Ranges zählte, urteilte 1893 über ihn folgendermaßen: „Aber er hat vor seinen Zeitgenossen, an deren Werken das Gute nur so selten neu war, die unschätzbare Tugend voraus, dass er, wenn nicht Gutes, doch stets Neues gab. Seine Kunst ist eine Kunst ohne Ahnen, eine ganz persönliche Kunst, Etwas, das vor Max Niemand gemacht hatte und was nach ihm wenige mehr machen werden.“²¹

Seine Gemälde wurden auf nationalen und internationalen Kunstausstellungen, in Galerien und auf mehreren Weltausstellungen gezeigt, oft verkauft und reproduziert und machten ihn zu einem der erfolgreichsten Künstler Münchens des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Selbst in Amerika waren seine Bilder hochgeschätzt und erzielten bei Auktionen Rekordergebnisse²².

Leben und Werk des Malers ist über den Jahreswechsel 2010/2011 in München in einer spektakulären Ausstellung erstmals umfassend vorgestellt worden²³, wobei u. a. der Wert autobiographischer Aufzeichnungen für die Vita des Malers thematisiert wurde. Auch Felix von Luschan's Briefe sind wertvolle, unmittelbare Zeitzeugnisse und geben aus einer sehr persönlichen Sicht Einblicke in das Leben des Malers und seiner Familie, in seine Persönlichkeit, Stimmungen und Überzeugungen. Selten hat sich Max einer Person so geöffnet wie gegenüber dem um 14 Jahre

¹⁷ Es wurde nicht nur für den Einband des Münchner Ausstellungskataloges ausgewählt, sondern zierte auch das Cover des jüngst erschienenen Romans des australischen Autors DBC Pierre, *Das Buch Gabriel* (Frankfurt am Main 2011). Vgl. dazu K. Artinger, *Der beobachtete Mensch. Gabriel Max' ›Affen als Kunstrichter‹ und Paul Meyerheims ›Affenakademie‹ im Kontext der Anfänge der anthropologischen Forschung*, *Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst* 46, 1995 (1996) 163–174.

¹⁸ *Neue Deutsche Biographie* 7 (1966) 423–425 (G. Uschmann); G. Uschmann, *Ernst Haeckel. Biographie in Briefen mit Erläuterungen* (Leipzig 1984); R. Mann, *Ernst Haeckel, Zoologie und Jugendstil*, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 13, 1990, 1–11; O. Breidbach, *Ernst Haeckel – Kunstformern aus dem Meer* (München u.a. 2005); O. Breidbach, *Ernst Haeckel – Bildwelten der Natur* (München u. a. 2006).

¹⁹ *Neue Deutsche Biographie* 16 (1990) 457 f. (H. Siebenmorgen); *Katalog München 2010*, 285 Abb. 272.

²⁰ „Pliocene Man Pictured“, *The New York Times*, 22. Juli 1894.

²¹ R. Muther, *Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert*, 1. Band (München 1893) 439.

²² Vgl. etwa *The New York Times*, 2. April 1881: „A large number of bidders attended, and competition was spirited when the best works were offered. Gabriel Max's “St. Cecilia,” which attracted much attention while on exhibition recently in this City and in Boston, got a start at \$3,000, and was sold for \$3,985 ...“. Vgl. dazu auch S. Böller, *Gabriel von Max und Amerika*, in: *Katalog München 2010*, 173–182, bes. 179.

²³ *Katalog München 2010*. Darin auch grundlegende Literatur auf S. 368–374.

jüngeren Felix von Luschan. Ebenso waren bislang Felix von Luschans kunsthistorische Interessen und Aktivitäten der 1870er Jahre in seiner Vita fast vollkommen unbekannt²⁴, sieht man von einer kurzen Passage in Fritz Kiffners biographischer Skizze ab, in welcher er sich erinnert:

„Eine sehr originelle Auffassung hatte v. LUSCHAN vom Theater: er hielt es lediglich für ein „Institut für Analphabeten“! Das schloß aber nicht aus, daß der Vierundzwanzigjährige sich im Kreise von Künstlern, in diesem Falle von Malern, sehr wohl gefühlt haben muß. Denn er saß einmal mit Männern wie HANS MAKART, GABRIEL MAX UND F. V. LENBACH und anderen auf der Terrasse eines Cafés oder Weinhauses in anscheinend lustigster Stimmung, denn die jungen Leute hatten diese Zusammenkunft auf einem Notizblock verewigt mit der ulkigen Bemerkung: „Wir versichern, daß wir es heraußen genügend warm finden!“ Es folgen dann sämtliche Unterschriften. GABRIEL MAX hat übrigens v. LUSCHAN als Modell für einen Christuskopf genommen; Frau v. LUSCHAN sagte mir, weil er eine „so makellose, wie durchscheinende“ Haut hatte. Das Original befand sich in seinem Millstätter Haus, es hat mir einen nachhaltig starken Eindruck hinterlassen.“²⁵

Über den Verbleib des Christuskopfes ist mir nichts bekannt.

Wie erklärt sich die Übernahme des Porträts Felix von Luschans in zwei Gemälde des angesehenen Münchner Malers Gabriel Max? Wo und unter welchen Umständen sind sich die beiden mit ihren äußerst unterschiedlichen Viten begegnet und nähergekommen? Die Studienzeit von Gabriel Max in Wien scheidet aus, da Felix von Luschan zu diesem Zeitpunkt erst wenige Jahre alt war. Überdies wohnte er damals nicht in Wien, sondern wuchs in Oberhollabrunn im Weinviertel auf, wo sein Vater Maximilian seit 1852 als Advokat und ab 1855 auch als Notar tätig war²⁶. Erst 1863 übersiedelte Maximilian von Luschan mit seiner Familie von Hollabrunn nach Wien, nachdem vom Justizministerium ein Tausch mit dem Amtssitz des in Wien ansässigen Advokaten Dr. August Edler von Gschmeidler genehmigt worden war²⁷.

Der Schlüssel zur Beantwortung dieser Fragen liegt im naturwissenschaftlichen Interesse von Gabriel Max. In autobiographischen Notizen aus dem Jahr 1907 offenbarte er: „Ich muß malen (15 Jahre alt), bin aber Naturforscher; dem gehört die Zeit. [...] Nun geht das Sammeln an – Exkursionen, Reisen, Bücher, Urgeschichte. – Erwerbsleben war mir das Malen.“²⁸ Bereits seit den

²⁴ Vgl. H. Grimm, Zeittafeln zur Personengeschichte und zur Wirksamkeit von Felix von Luschan, Abhandlungen und Berichte des Staatlichen Museums für Völkerkunde Dresden 34, 1975, 675–699; P. Ruggendorfer – H. D. Szemethy (Hrsg.), Felix von Luschan (1854–1924). Leben und Wirken eines Universalgelehrten (Wien 2009) 17 („Curriculum Vitae des Felix Alexander Maria von Luschan“).

²⁵ F. Kiffner, Felix von Luschan. Eine biographische Skizze aus persönlichen Erinnerungen und Äußerungen seiner Zeit, Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Mathematisch-naturwissenschaftliche Reihe 10, 2, 1961/1962, 237; vgl. dazu auch A. Tunis, Das Hausbuch der Tante Emma, in: F. Nikolasch (Hrsg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2009, S. 89 ff., bes. 95.

²⁶ s. dazu L. Knoll, Felix von Luschan – Biografische Skizzen zur Familiengeschichte und seinen Jugendjahren, in: Ruggendorfer – Szemethy a. O. 23–41, bes. 25–27.

²⁷ Vgl. StaBi, PK, HA, NL von Luschan, K. 4, Konv. 4 „Familienpapiere“. In Lehmann's Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger nebst Handels- und Gewerbe-Adreßbuch für die k.k. Reichshaupt und Residenzstadt Wien und Umgebung wird Maximilian Ritter von Luschan von 1864 bis 1867 als Hof- und Gerichts-Advokat unter der Adresse Wollzeile 27 verzeichnet, ab 1868 unter Stoß im Himmel 3. Vgl. <http://www.digital-wienbibliothek.at/periodical/titleinfo/5311>; 11.1.2012.

²⁸ Zitiert nach H. Siebenmorgen, Gabriel von Max und die Moderne, in: K. G. Beuckers – A. Jaeggi (Hrsg.), Festschrift für Johannes Langner zum 65. Geburtstag am 1. Februar 1997 (Münster 1997) 221. Vgl. auch weitere autobiographische Aufzeichnungen von Gabriel von Max in: Katalog München 2010, 330–335.

frühen 1870er Jahren verfügte er über eine umfangreiche anthropologische, zoologische, ethnologische und prähistorische Sammlung, die er beständig erweiterte (Abb. 8). Sie umfasste letztendlich weit über 60.000 Objekte und ist heute zum größten Teil im Besitz der Reiss-Engelhorn-Museen (REM) in Mannheim²⁹.

Max stand mit vielen ausgewiesenen Fachleuten in permanentem schriftlichen, zum Teil auch persönlichen Kontakt. Aus diesen Kreisen bekam er Kunde vom Schädel Fund von Brüx in Böhmen (heute Most in Tschechien), einem der wichtigsten fossilen Funde zur Vorgeschichte des Menschen, den von Luschan 1873 in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien publiziert hatte³⁰.

Max hatte durch den Anthropologen Hermann Schaaffhausen³¹ in Bonn erfahren, dass von Luschan einen Abguss des Schädelfragmentes herstellen lassen könnte, und bat ihn in einem Schreiben vom 25. Jänner 1874 darum (Abb. 9)³². Schon am 7. Februar antwortete von Luschan darauf und schickte zusammen mit zwei seiner früheren Veröffentlichungen in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft³³ und mit Photographien den erwünschten Abguss an Max' damalige Münchner Adresse, Schwanthalerstraße 19. Höflich bedankte sich Max dafür in einem Brief vom 28. Februar und legte dem Schreiben, wie man lesen kann, „einige Photographien nach meinen Schmiererein“ bei³⁴. Gegen Ende des Jahres schickte von Luschan noch eine Reihe von Obsidianstücken nach München sowie ein schönes Steinbeil vom Attersee.

Von da an entspinnt sich zwischen den beiden ein reger Briefwechsel, der bis August 1915 nachzuverfolgen ist. Die beiden waren, wie von Luschan selbst im Jahre 1919 schreibt, durch

²⁹ Zur Sammlung Gabriel Max' s. A. von Gagern, Vor fünfzig Jahren: Die Erwerbung der Sammlung Gabriel von Max, Mannheimer Hefte, H. 2, 1967, 20–28; G. Bucher, Die „Korjaken“-Objekte der Sammlung Gabriel von Max im Reiss-Museum Mannheim (Bamberg 1994); W. Rosendahl u. a., Südamerikanische Mumien aus den Sammlungen der Reiss-Engelhorn-Museen, in: A. Wiczorek – M. Tellenbach – W. Rosendahl (Hrsg.), Mumien. Der Traum vom ewigen Leben. Ausstellungskatalog Mannheim (Mainz 2007) 358–366; M. Tellenbach u. a., Die „wissenschaftliche Sammlung“ des Gabriel von Max, in: P. Kort – M. Hollein (Hrsg.), Darwin. Kunst und die Suche nach den Ursprüngen. Ausstellungskatalog Frankfurt (Köln 2009) 188–197; diverse Beiträge in: Katalog München 2010, 247 ff.; D. Möller, Auf dem Weg zur anthropologischen Wissenschaft. Historische Schädel Sammlungen in Deutschland, in: A. Wiczorek – W. Rosendahl (Hrsg.), Schädelkult. Kopf und Schädel in der Kulturgeschichte des Menschen. Ausstellungskatalog Mannheim (Regensburg 2011) 302–307; W. Rosendahl – D. Möller – U. Wittwer-Backofen – Gisela Gruppe – M. Vohberger, Alte Schädel im neuen Licht. Historische Hintergründe und moderne Untersuchungen zu ausgewählten Objekten aus der Schädel Sammlung des Gabriel von Max, ebenda 318–323.

³⁰ F. von Luschan, Die Funde von Brüx, Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 3, 1873, 25–54. – Zur Kritik an F. von Luschan s. J. Woldřich, Zum Brüxer Schädel, Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 3, 1873, 248.

³¹ Allgemeine Deutsche Biographie 35 (1893) 748–751 (J. Ranke); U. Zängl-Kumpf, Hermann Schaaffhausen (1816–1893). Die Entwicklung einer neuen physischen Anthropologie im 19. Jahrhundert (Frankfurt am Main 1990) bes. 212–215 zum Schädel von Brüx (mit Anm. auf S. 252 f.); U. Zängl-Kumpf, Hermann Schaaffhausen (1816–1893) und die frühe Geschichte des Faches Anthropologie, Anthropologischer Anzeiger 50, 1992, 335–354.

³² Brief von Gabriel Max aus München an Felix von Luschan vom 25. Jänner 1874 (StaBi, PK, HA, NL von Luschan, Korrespondenz mit Gabriel Max).

³³ Da im darauffolgenden Brief von diesen die Rede ist, handelte es sich vermutlich um F. von Luschan, Eine Begräbnisstätte aus der Bronzezeit bei Villach in Kärnten, Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 2, 1872, 10 ff. und F. von Luschan, Ueber ein altes Grab an der Mündung des Casones (Mexico), Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 2, 1872, 153 ff.

³⁴ Brief von Gabriel Max aus München an Felix von Luschan vom 28. Februar 1874 (StaBi, PK, HA, NL von Luschan, Korrespondenz mit Gabriel Max).

„mehr als vierzigjährige Freundschaft verbunden“³⁵. Sie teilten viele gemeinsame Interessen – die Anthropologie, Ethnographie, Medizin, Astronomie, Photographie, alte und neue Kunst – und standen sich, soweit man das den erhaltenen Dokumenten entnehmen kann, wohl auch im Charakter, in ihrer Einstellung zur Religion und in ihrer Sprache in gewisser Weise nahe. Sätze wie: „In der hiesigen trostlosen versumpften Kleinstadt wo Militär u<nd> Pfaffen Hauptrollen spielen nebst Typhus u<nd> Cholera, ist wie auf einer Wüstenreise jeder angewiesen alle geistige Nahrung selber bei sich zu führen“, entnommen einem Brief von Gabriel Max aus München an Felix von Luschan vom 21. März 1874, könnten genauso gut aus einem Brief von Letzterem an seine Eltern stammen.

Nach Gabriel Max' Tod am 24. November 1915 in München, von dem von Luschan durch eine Zusendung von Max' Kindern erfuhr, trat er mit diesen in eine Korrespondenz ein und beriet sie in Bezug auf den Verkauf der umfangreichen anthropologisch-ethnologischen Sammlungen ihres Vaters³⁶, die 1917 als Gesamtes an die Stadt Mannheim gelangten und heute, wie bereits erwähnt, in den Reiss-Engelhorn-Museen verwahrt werden³⁷.

Allein die Briefe Felix von Luschans an seine Mutter Christine aus den Jahren 1875 bis 1877 umfassen in der Transkription ungefähr 100 maschingschriebene Seiten. Wollte man die enge Beziehung Felix von Luschans zu Gabriel Max im Detail beleuchten, wäre darüber hinaus auch die gesamte Korrespondenz zwischen ihnen miteinzubeziehen, die sich außer in Berlin in größerem Umfang noch in Mannheim (REM) befindet. Das Deutsche Kunstarchiv im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg verwahrt dagegen nur ein kleines Konvolut³⁸.

Aufgrund des zur Verfügung stehenden Raumes können an dieser Stelle nur einige wenige Streiflichter auf die Beziehung Felix von Luschans zu Gabriel Max geworfen werden³⁹.

Die erste Reise nach München 1875

Zum ersten persönlichen Zusammentreffen von Felix von Luschan mit Gabriel Max kam es Mitte Oktober 1875. Von Luschans Aufenthalt in diesem Jahr war nur ein relativ kurzer und währte circa eine Woche. Drei Briefe verfasste er in dieser Zeit, die ein lebhaftes Zeugnis der Münchner Künstlerszene ablegen, in die er durch Gabriel Max eingeführt wurde⁴⁰.

³⁵ Durchschrift eines Briefes von Felix von Luschan an Wilhelm Föhner vom 7. Juni 1919 (StaBi, PK, HA, NI von Luschan, Korrespondenz mit Wilhelm Föhner).

³⁶ StaBi, PK, HA, NL von Luschan, Korrespondenz mit Corneille und Colombo Max.

³⁷ Brief von Stora Max aus München an Felix von Luschan vom 22. Mai 1917 (StaBi, PK, HA, NL von Luschan, Korrespondenz mit Corneille und Colombo Max): „Dieser Verkauf war in der schweren Kriegszeit ein freudiges Ereignis für uns; besonders weil wir die Sammlungen nicht zerreißen mussten, sondern sie als Ganzes gesammelt sind so scheint, würdige Unterkunft bekommen sollen.“

³⁸ Es besteht aus Korrespondenzen von Gabriel Max mit Christine und Felix von Luschan im Umfang von etwa sieben Briefen, zwei Postkarten, Antwortbriefen und Beilagen (freundliche Mitteilung von Frau Daniela Uher). Eine kommentierte Herausgabe des gesamten Konvolutes wäre freilich wünschenswert.

³⁹ Eine kommentierte Herausgabe des gesamten Konvolutes wäre freilich wünschenswert.

⁴⁰ Das Konvolut „Briefe D^r Felix von Luschan an seine Mutter bis 1879 Bosnien“ umfasst im Bestand der StaBi, PK, HA, NL von Luschan, Kasten 1, für das Jahr 1875 neun Bögen. Das Ende des neunten Bogens bricht allerdings mitten im Satz ab, sodass wir über den genauen Umfang und vor allem über die letzten Erlebnisse von Luschans in München nicht Bescheid wissen.

Gleich am ersten Tag hat er um 9 Uhr einen Termin im Hause von Gabriel Max, wo er mit dem Maler und Restaurator Daniel Penther zusammentrifft. Ein gemeinsames Flanieren durch München schließt sich an und beim abendlichen Souper lernt er die Frau des Künstlers, Emma, kennen. Später am Abend steht noch Kegeln in illustrierter Runde am Programm. Von Luschan's Kegelgegner haben so klingende Namen wie Gyula Benczur, Franz von Lenbach oder Lorenz Gedon.

Aber nicht nur dem gesellschaftlichen Leben widmet er sich. Mehr oder weniger alle Museen und bedeutenden Privatsammlungen besucht er. In die alte Pinakothek wird er von Max und Penther begleitet, mit denen er sich in intensiven Kunstdiskussionen ergeht. Viel Zeit investiert er im Nationalmuseum (heute beherbergt der ursprüngliche Bau das Staatliche Museum für Völkerkunde) in das Studium der prähistorischen und römischen Sammlung. Er besucht ferner die ethnographische Sammlung, die neue Pinakothek, das Antiquarium, die königliche Bibliothek, den Münchner Kunstverein und die Privatsammlung des Paläontologen und Direktors des Naturhistorischen Museums in München, Karl Alfred Zittel.

Während ihn die Glyptothek und das Kunstaustellungsgebäude eher enttäuschen, ist er von der Privatgalerie des Grafen Adolf Friedrich von Schack⁴¹, in der mehrere Werke des von ihm hoch bewunderten Arnold Böcklin hingen, besonders angetan:

„Da sind Bilder darunter, deren ich mich erinnern werde, solange ich lebe; so eine ungemein effectvolle Sturm-Landschaft, die auf einem Rappen der Tod durchrast⁴². Da ist ein Mörder, der eben den blutigen Dolch abwischt, und von seinem Opfer scheu zum Himmel aufsieht, während schwarze Gewitterwolken überall heranziehen, an eine alte Mauer aber lehnen sich, noch ungesehen von ihm, die Furien, 3 halb nackte Weiber, wahre Scheusale⁴³. Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden, sie schwingen in entfleischten Händen der Fackel düstere Gluth; in ihren Wangen fließt kein Blut, und wo die Haare lieblich flattern, um Menschenstirnen freundlich wehen, da sieht man Schlangen hier und Nattern die giftgeschwollenen Bäuche blähen. Doch wehe wehe, wer verstohlen des Mordes schwere That vollbracht! Wir heften uns an seine Sohlen, das furchtbare Geschlecht der Nacht⁴⁴.

Weniger grauenhaft aber doch ergreifend sind zwei einander recht ähnliche im wesentlichen gleiche Bilder: ein einsames Schloß am Meeresufer, eine trauernde Frauengestalt steht am Strand und starrt ins Weite⁴⁵. ... Auf einem anderen Bilde sieht man Kaufleute eine enge Schlucht hinaufwandern, aus einer Höhle aber pendelt ein immenser Drache seinen viel-

⁴¹ Bedeutender Kunstsammler und -mäzen, Übersetzer, Dichter, Kunst- und Literaturhistoriker (2.8.1815–14.4.1894): s. Allgemeine Deutsche Biographie 55 (1910) 158–163 (M. Koch); Ch. Lenz (Hrsg.), Adolf Friedrich Graf von Schack. Kunstsammler, Literat und Reisender (Heidelberg 1994); A. Pophanken, Graf Schack als Kunstsammler. Private Kunstförderung in München (1857–1874) (München 1995); Neue Deutsche Biographie 22 (2005) 492 f. (E. Chrambach); Katalog München 2009, 11–29.

⁴² Arnold Böcklin, *Der Ritt des Todes* (Herbst und Tod), 1871, s. Andree 1998, 341 Kat.Nr. 243; Böcklin 2001, 218 f. Kat.Nr. 38; Katalog München 2009, 61–63.

⁴³ Arnold Böcklin, *Ein Mörder von Furien verfolgt*, 1870, s. Andree 1998, 332 Kat.Nr. 232; Böcklin 2001, 212 f. Kat.Nr. 35; Katalog München 2009, 60.

⁴⁴ Aufmerksame Leser werden erkannt haben, dass Felix von Luschan an dieser Stelle ein Zitat aus Friedrich von Schillers Ballade „Die Kraniche des Ibikus“ (1797) eingebaut hat.

⁴⁵ Arnold Böcklin, *Villa am Meer I*, 1864 (Andree 1998, 283 Kat. 173; Böcklin 2001, 188 f. Kat.Nr. 25; Katalog München 2009, 50 f.) bzw. *Villa am Meer II*, 1865 (Andree 1998, 284 Kat.Nr. 174; Böcklin 2001, 190 f. Kat.Nr. 26; Katalog München 2009, 52 f.). Vgl. auch Ch. Heilmann, Tradition und Aufbruch – Gedanken zu Arnold Böcklins »Villa am Meer«, in: Böcklin 2001, 33–45.

klafterlangen Hals hervor – Unheil und Verderben drohend⁴⁶. Etwas freundlicher ist ein anderes, groszes – leider (denn man kann sich an Böcklin nicht satt sehen) schon das letzte Bild. In der Anlage dem ähnlich, das uns damals im Kunstverein mehr durch seine einzelnen Fehler als seine vielen Schönheiten aufgefallen, ist es viel feiner gemalt, und macht einen viel besseren und ungetheilten Eindruck, der allerdings auch wieder durch einen decidirt überflüssigen „Megalo-Python“ etwas herabgestimmt wird; das Ungethüm hat auf häszlich-grünem Grunde eine schwarze Zeichnung, die in allerunangenehmster Weise an das ordinarste und geschmackloseste Teppich Muster erinnert, das man sich überhaupt vorstellen kann⁴⁷. Auszerdem hält man die Trommelfelle für die Augen und diese wieder für die Nasenlöcher, was auch nicht sehr erquicklich ist. Glücklicherweise sind die Hauptfiguren so wunderschön, das man mit der Zeit auch den gräulichen Wurm in etwas gewöhnen kann.“

Die Wertschätzung, die von Luschan Böcklin und seinen Werken entgegenbringt, geht aus dieser langen Aufzählung von Gemälden und deren zum Teil ausführlicher Beschreibung klar hervor. Keinem anderen Maler – Gabriel von Max ausgenommen – widmet er mehr Raum, mehr Aufmerksamkeit. An mehreren Stellen gemachte Hinweise auf den Österreichischen Kunstverein, auf den ich später noch genauer eingehen werde, belegen, dass von Luschan sich schon seit geraumer Zeit auch mit der modernen Malerei und mit Kunstgeschichte auseinandersetzt. Inwieweit wir hier den Einfluss der malenden Mutter oder sein unmittelbares Interesse auch an diesem Fach erkennen dürfen, muss vorerst offen bleiben. Vermutlich ist beides der Fall. Schließlich erfahren wir aus Briefen von Christine von Luschan an Georgiana von Hochstetter, dass ihr Sohn Felix neben seinem Medizinstudium auch Vorlesungen in Klassischer Archäologie besuchte⁴⁸, er also schon damals vielen Disziplinen offen gegenüberstand.

Viel Zeit, zum Teil bis in die Nacht hinein, widmete von Luschan den Sammlungen von Gabriel Max. Dessen Photosammlung schätzte von Luschan schon damals auf ca. 10.000 Aufnahmen: „Gemälde, Landschaften, Ethnographisches, Künstler & Gelehrte, Architektonisches & Archaeologisches ist alles überreich vertreten.“⁴⁹ Ethnographische Typen und Photographien exotischer Landschaften faszinierten ihn besonders und machten ihm schon 1875 die Bedeutung der Photographie als Mittel der exakten Dokumentation bewusst, jenes Mediums, dem er sich Jahre und Jahrzehnte später selbst intensiv und praktisch widmen wird. Und er fragte sich

⁴⁶ Arnold Böcklin, *Drache in einer Felsenschlucht*, 1870, s. Andree 1998, 336 f. Kat.Nr. 238; Böcklin 2001, 214 f. Kat.Nr. 36; Katalog München 2009, 58 f.

⁴⁷ Arnold Böcklin, *Triton und Nereide*, 1873/74, s. Andree 1998, 373 Kat.Nr. 284 mit Farbtafel 28 auf S. 157; Böcklin 2001, 244 f. Kat.Nr. 50; Katalog München 2009, 66–69.

⁴⁸ Selbst der Trubel der Wiener Ballsaison hielt ihn davon nicht ab, s. Brief Christine von Luschan an Georgiana von Hochstetter, Wien, 24. Februar 1876 (StaBi, PK, HA, NL von Luschan, K. 1, Konvolut „Briefe von Christine von Luschan an Frau Georgiana von Hochstetter“): „Der Felix hat sich gestern so gut unterhalten, dass er heute wieder auf einen Ball ist. Er ist mit Pfersche [Emil Pfersche, ein Wiener Jurist, 18.12.1854–11.3.1916, Anm. Verf.] zu Fuß nach Hause, war wie gewöhnlich beim Frühstück – was Papa sehr gefallen thut ... war den ganzen Vormittag auf den Kliniken. Nach dem Essen bei Brücke [Ernst Wilhelm von Brücke, Physiologe, 6.6.1819–7.1.1892, Anm. Verf.] – dann Visite (bei den Kranken im Spital), dann zu Haus gekommen Balloilette gemacht & in die Vorlesung des Prof<essor> Conze (Ausgrabungen in Olympia) gegangen ...“.

⁴⁹ Brief Felix von Luschan an die Mutter aus München, Samstag, 16. Oktober 1875 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

schließlich, „warum Stillfried & Doblhoff auf ihrer Reise um die Welt anstatt oder wenigstens neben Blaas nicht einen Photographen mitgenommen“ haben⁵⁰.

Als eifriger Medizinstudent nutzte von Luschan die Zeit in München auch, um im Krankenhaus vorstellig zu werden. Er suchte die Anatomie und das pathologische Institut auf und erhielt sogar die Genehmigung, an den Morgenvisiten teilzunehmen. Überaus begeistert war er danach von der Reinlichkeit, der Desinfektion und der humanen Behandlung der Kranken in Prof. Nussbaums chirurgischer Klinik. Er schrieb dies dem ausschließlichen Einsatz „gebildeter und intelligenter Nonnen als Krankenschwestern“ zu, „mit denen verglichen unsere Wärterinnen ärger als Bestien erscheinen.“ Kein gutes Zeugnis für Wiens Spitäler!

Ein Höhepunkt seines München-Aufenthaltes wäre vermutlich ein beabsichtigter Besuch im Atelier von Franz von Lenbach geworden, der jedoch durch die Anwesenheit des preußischen Generalfeldmarschalls Helmuth Moltke vereitelt wurde, der sich bereits zum dritten Mal porträtieren ließ. Von Luschan kommentierte diese Episode mit trockenem Humor:

„Wir warteten einige Zeit im Vestibüle, da wir aber die Essenstunde nicht versäumen durften mussten wir uns mit dem erhebenden Bewusstsein begnügen, eine Viertelstunde lang mit Moltke unter demselben Dach geathmet zu haben.“

Er wurde dafür „durch ein exquisites Diner mit holländischen Delicatessen entschädigt“, bei welchem „Max ... von verschiedenen Künstlerfesten (erzählte) an denen er mitgewirkt; furchtbar originell war besonders eines, wo alle als Leichen erschienen. Der Saal war ausschließlich mit Salz-bestäubten Weingeistlampen (geben ein grügelbes Licht) erhellt, und todte Klosterfrauen & Mönche, zerschossene Soldaten und Selbstmörder wandelten umher, und einer ist darüber verrückt geworden.“⁵¹ Solche Geschichten, noch dazu erzählt während des Essens, waren ganz nach dem Geschmack von Luschans!

Wie sich aus dieser kurzen Zusammenfassung leicht erkennen lässt, war das Programm dieser einen Woche im Oktober 1875 dicht gedrängt. Es bot von Luschan einen ersten Einblick in die reichen Bestände der Münchner Museen und Sammlungen und in den Münchner Kunstbetrieb. Die vielen gemeinsamen Interessen, die er mit Max teilte – wissenschaftlich die Anthropologie und Ethnographie, künstlerisch die Malerei und Photographie – führte darüber hinaus zu einer persönlichen Annäherung an Max und an seine Familie, wie wir aus dem Schriftverkehr und den Ereignissen des Jahres 1876 ersehen.

⁵⁰ Julius von Blaas hatte mit dem österreichischen Diplomaten, Forscher und Schriftsteller Joseph von Doblhoff-Dier von Oktober 1873 bis Juni 1874 eine Reise nach Ostasien unternommen, die im Mittelmeer ihren Ausgang nahm, vgl. J. von Doblhoff, Tagebuchblätter von einer Reise nach Ostasien, 1873–1874, 3 Bände (Wien 1874/75); ders., Von den Pyramiden zum Niagara. Eine Reise um die Erde. Tagebuchnotizen und Schilderungen aus Aegypten, Indien, China, Cochinchina, Japan und Nordamerika (Wien 1881); M. Ortmayr, Josef Freiherr v. Doblhoff. Versuch einer Monographie (ungedr. Diss. Univ. Wien 1950) 45–58; A. Blaschek, Maler – Reisende – Aegypten. Die Wahrnehmung des Alten Ägypten im 19. Jahrhundert anhand von Malern als Reisebegleiter berühmter Persönlichkeiten (Wien 2010) 64–67.

⁵¹ Die letzten Zitate aus dem Brief Felix von Luschans an die Mutter Christine aus München, Samstag, 16. Oktober 1875 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

Die zweite Reise nach München und Ammerland 1876

Im Unterschied zu 1875 verbrachte Felix von Luschan im Jahr 1876 gleich mehrere Wochen – von Ende Juli bis Anfang September – in München und in Ammerland, dem sommerlichen Landsitz von Gabriel Max am Starnberger See. Für diesen langen Aufenthalt war vor allem die Kunst- und Kunstindustrie-Ausstellung alter und neuer deutscher Meister sowie der deutschen Kunstschulen im Glaspalast in München verantwortlich – und der Österreichische Kunstverein.

Die Gründung dieses Kunstvereins ging auf den Militär- und Zivilgouverneur Graf János von Waldstein und Rudolf Ritter von Arthaber und auf das Jahr 1850 zurück⁵². Der Verein hatte es sich vor allem zum Ziel gemacht, neben inländischer auch ausländische Kunst auszustellen. Insbesondere durch die Betonung einer Vergleichsmöglichkeit mit ausländischen Kunstwerken spielte der 'neuere' Österreichische Kunstverein auf einen älteren, bereits 1830 gegründeten Kunstverein an, der durch Ausstellungen fast ausschließlich Künstlern, die volkstümliche Motive wiedergaben, sein Augenmerk schenkte⁵³. In dieser Zielsetzung, sich der Kunst des Auslandes zu öffnen⁵⁴, aber auch in der Möglichkeit zur Gründung von Filialvereinen⁵⁵ bestand der wesentliche Unterschied des neueren vom älteren Kunstverein, und lagen auch schon bald auftretende Differenzen und Rivalitäten und sichtbar werdende Gräben begründet⁵⁶. Vor allem die Akademie der bildenden Künste war dem Verein nicht wohlgesonnen, äußerte heftigste Bedenken gegen seine Tätigkeiten und „erklärte ... auf das bestimmteste, daß der Verein statt wirklichem Kunstinteresse nur Schaulust, statt Kunstverständnis nur Unverstand und Verwirrung der Kunstbegriffe gefördert und die österreichische Künstlerschaft auf Kosten der Fremden herabgedrückt und entmutigt habe.“⁵⁷

Ritter von Arthaber war zwar bemüht, gegenseitige Feindseligkeiten zu kalmieren, und bot auch mehrmals eine Vereinigung der beiden Kunstvereine an, doch dazu kam es nicht⁵⁸. Ebenso gab es später mit der 1861 begründeten Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens zum Teil intensive Fusionsverhandlungen, die aber auch alle scheiterten⁵⁹.

⁵² Grundlegend zu diesem Verein s. A. Weissenhofer, Der neuere Wiener Kunstverein, Monatsblatt des Vereines für Geschichte der Stadt Wien, früher Altertums-Verein zu Wien, XI. (46.) Jg., 1929, Nr. 10/12 (Oktober – Dezember) 49–54. Darauf bezogen E. Konecny, Die Familie Dumba und ihre Bedeutung für Wien und Österreich (Diss. Wien 1970) 24–34; dies., Die Familie Dumba und ihre Bedeutung für Wien und Österreich (Wien 1986) 4–7.

⁵³ Zu diesem „Verein zur Beförderung der bildenden Künste“, später auch „Älterer Kunstverein“ genannt, s. Aichelburg 2003, 27–32.

⁵⁴ Vgl. etwa das Inserat in der Wiener Zeitung Nr. 193 vom 14. August 1850, S. 2449 und die „Grundzüge des oesterreichischen Kunst-Vereins“ (Wiener Stadtbibliothek E 27016).

⁵⁵ Vgl. z. B. das Inserat in der Wiener Zeitung Nr. 113 vom 11. Mai 1851, S. 1408.

⁵⁶ s. dazu etwa F. Feichtinger, 130 Jahre Oberösterreichischer Kunstverein – eine kritische Bilanz, in: Oberösterreichische Heimatblätter 35, 1981, 250–285, bes. 276 f. Anm. 6 mit Hinweis auf ein Inserat in der Wiener Zeitung Nr. 191, 11. August 1850, S. 2425, in welchem es im Anschluss an eine Subskriptionseinladung heißt: „Der „Oesterreichische Kunstverein in Wien“ findet sich veranlaßt zu ersuchen, ihn nicht mit jenem älteren hier noch bestehenden Vereine zu verwechseln, der eigentlich seinen Statuten und seinem Vereins-Siegel nach „Verein zur Beförderung der bildenden Künste“ heißt, seit einiger Zeit aber sich „Kunstverein Wien“ und Wiener Kunstverein nennt.“

⁵⁷ Weissenhofer a. O. 52.

⁵⁸ Feichtinger a. O. bes. 252. Aichelburg 2003, 32 macht dafür die „Unnachgiebigkeit seiner (d. h. Arthabers, Anm. Verf.) Kollegen verantwortlich und verweist in Anm. 31 auf A. Roessler – G. Pisko (Hrsg.), Ferdinand Georg Waldmüller. Sein Leben, sein Werk, seine Schriften (Wien 1907) 57.

⁵⁹ Aichelburg 2003, 32.

An Mitgliedern mangelte es dem Verein nicht. Für das Jahr 1857 sind 4234 und für 1858 5626 Teilnehmer aktenkundig⁶⁰. Zu ihnen zählten in großer Zahl auch aktive Künstler und Architekten, was nicht verwundert, schließlich war ihnen auch gestattet, eigene Werke im Verein auszustellen. Ziemlich sicher war auch die Mutter Felix von Luschan Mitglied oder Teilnehmerin in diesem Verein. Ob sie ausstellte, ist nicht belegt.

Seinen Sitz hatte der Österreichische Kunstverein, den H. P. Hye als „sehr bedeutende Institution gesellschaftlicher Vernetzung“ bezeichnete⁶¹, im sog. Schönbrunnerhaus in Wien I, Tuchlauben 8 (zugleich Milchgasse 2). An seiner Stelle befand sich bereits im 15. Jahrhundert ein Haus, das im Besitz des Rats Herrn Konrad Ramperstorffer stand und einen kleinen Platz zwischen der Bognergasse und dem Hohen Markt beherrschte. Später wurde es durch das Gräflin Visendsche Stiftungshaus ersetzt, ein reich ornamentiertes Barockpalais, von dessen äußerer Erscheinung ein Stich aus dem 18. Jahrhundert, der von Salomon Kleiner aus den Jahren 1725–1733 herrührt, eine Vorstellung gibt⁶². Kurzfristig, von 1731–1733, war das Haus auch Sitz der Akademie der bildenden Künste.

Der Name des Hauses – „Schönbrunnerhaus“ – geht auf einen Brunnen zurück, der von 1436–1753 als sogenannter „Tuchmacher-Brunnen“ den Platz vor dem Haus zierte. Im Laufe der Jahre wurde das alte Palais weitgehend entbarockisiert. Auch der Brunnen wurde abgebaut. Auf einem Aquarell von Franz Poledne (1873–1932) aus dem Jahr 1893, das auch den bereits weitgehend entbarockisierten Zustand dokumentiert, fehlte er bereits (Abb. 10)⁶³. Im Erdgeschoß war lange Zeit eine Musikalienhandlung untergebracht. Im ersten und zweiten Geschoß befanden sich die Räumlichkeiten des Kunstvereins, in denen regelmäßig Ausstellungen stattfanden⁶⁴.

Für die Medien waren diese Ausstellungen im Kunstverein ein beliebtes Thema. Täglich wurden Annoncen auf die jeweilige Ausstellung gesetzt und regelmäßig widmete man ihnen ausführlichere Berichte. Die Redaktion der „Neuen Freien Presse“ stand dem Verein offenbar besonders positiv gegenüber, schaltete sie doch die Anzeigen des Kunstvereins stets vor jenen des Künstlerhauses⁶⁵.

⁶⁰ Gemäß dem Vortrag von Sektionschef Altgraf zu Salm vom 16. September 1859, Z. 24.128, zitiert nach Weissenhofer a. O. 54. Für 1859 werden 1648 Mitglieder und 5624 Teilnehmer genannt, s. Aichelburg 2003, 32. Im Unterschied zu ‚Teilnehmern‘ besaßen ‚Mitglieder‘ Stimm- und Wahlrecht bei Generalversammlungen und das Recht, Kunstwerke auszustellen. Entscheidend für die Zugehörigkeit zu der einen oder anderen Gruppe war ausschließlich die Höhe des Mitgliedsbeitrages.

⁶¹ H. P. Hye, Wiener „Vereinsmeier“ um 1850, in: H. Stekl – P. Urbanitsch – E. Bruckmüller – H. Heiss (Hrsg.), „Durch Arbeit, Besitz, Wissen und Gerechtigkeit“. Bürgertum in der Habsburgermonarchie II (Wien – Köln – Weimar 1992) 292–316, bes. 307.

⁶² Vgl. E. A. Berg, Als der Adler noch zwei Köpfe hatte. Ein Florilegium 1858–1918 (Graz u. a. 1980) 37 Abb. 18.

⁶³ Wir besitzen weiters ein undatiertes Blatt des Malers Rudolf von Alt, Tuchlauben Nr. 8 (Schönbrunnerhaus) in Wien, 221 × 158 cm, Historisches Museum Wien, Inv.Nr. 30.538, Bleistift, sign. li. u.: R. Alt, vgl. T. Erben, Werke von Jakob, Rudolf und Franz Alt im Besitz des Historischen Museums der Stadt Wien. 44. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, Karlsplatz, 1. Juli bis 19. September 1976 (Wien 1976) Nr. 192; W. Koschatzky, Rudolf von Alt: mit einer Sammlung von Werken der Malerfamilie Alt der Raiffeisen Zentralbank Österreich AG ²(Wien – Köln – Weimar 2001) 398.

⁶⁴ 1870 zog die Familie Conrad Berg in den dritten Stock dieses Hauses ein. Der später als Komponist bekannte Alban Berg wurde hier am 9. Februar 1885 geboren und verbrachte in diesem Haus seine ersten Lebensjahre.

⁶⁵ Das führte in den neunziger Jahren zu erheblichen Konflikten mit dem Ergebnis, dass ab März 1894 Anzeigen des Künstlerhauses vor denen des Kunstvereins erschienen. Der Kunstverein hatte damals seine Bedeutung schon eingebüßt. Nachdem 1899 das Schönbrunnerhaus abgerissen worden war, zog der Verein in die Krugerstraße 6 um und stellte ab 1907 in der Weihburggasse 22 aus. Der Verein hatte mitunter beträchtliche Schulden. Mit dem Ende der Monarchie fand auch der Österreichische Kunstverein sein Ende. – Aichelburg

Bald schon war reger Verkehr und Austausch von Wiener Künstlern mit Paris und München eingetreten. Die internationalen Kontakte wurden aber auch durch Mitglieder bzw. durch Angehörige von Mitgliedern des Kunstvereins gepflegt, wie wir an dem Beispiel Felix von Luschan und seinen schriftlichen, d. h. brieflichen Aufzeichnungen klar erkennen können. Er wurde nämlich 1876 vom damaligen Kunstvereinspräsidenten, Regierungsrat Moritz Terke (20.7.1833–13.6.1908), beauftragt, sich in München nach Gemälden umzusehen, die für Wien ausstellenswert wären. Von Luschans Korrespondenz mit Münchner Malern belegt überdies, dass er selbst namens des Kunstvereins mit den Künstlern in Kontakt bzw. in Verhandlungen trat.

Dass Terke gerade von Luschan auswählte, wird kein Zufall gewesen sein. Zum einen muss er um dessen gute Kontakte zum Maler Gabriel Max gewusst haben, zum anderen wird es auch von Luschan verstanden haben, sich bei Terke in besonderer Weise zu empfehlen, schließlich war es für ihn nicht nur eine abwechslungsreiche und interessante Tätigkeit, sondern bot ihm auch die Gelegenheit, sich intensiv in den Münchner Museen, Ausstellungen und Sammlungen weiterzubilden und dabei auch ein wenig den mageren Verdienst im Spital aufzubessern.

Allem Anschein nach hatte von Luschan bereits im Herbst 1875 versucht, Gemälde aus München – vor allem von Max – für Wien zu vermitteln. Denn Max schrieb ihm am 12. Jänner 1876, dass er nach der schönen Zeit des ihm so angenehmen Besuches von Luschans allerhand Versuche angestellt habe, einige seiner „Bilder ... für eine Ausstellung in Wien zugesagt zu erhalten.“ Doch möge Terke selbst mit den Besitzern in Verbindung treten, da es ja auch um Finanzielles gehe. Die *Löwenbraut* für den Kunstverein zu bekommen, sei durchaus gegeben. Max selbst sei dann, so schrieb er, „gern bereit jenes Bild, welches ich gerade auf der Staffel habe als Neuestes beizusteuern.“⁶⁶

Felix von Luschan war also zumindest indirekt in die Ausstellungsvorarbeiten des Wiener Kunstvereins eingebunden, und vielleicht sind einige der zahlreichen bis Ende Februar 1876 im Verein ausgestellten ausländischen Meisterwerke auch unmittelbar mit ihm und seinem Aufenthalt in München 1875 zu verbinden: etwa das große Gemälde *Die Taufe Königs Stephan des Heiligen* von Gyula Benczur, dem Schwager von Gabriel Max, oder von Max selbst die berühmten Bilder *Christus erweckt des Jairus' Töchterlein*⁶⁷ sowie *Abasver* und *Gruß in der Löwengrube*⁶⁸. Für diese Ausstellung wurde täglich in der Neuen Freien Presse eine kleine Werbeanzeige geschaltet (Abb. 11)⁶⁹. Dass Max „das angefangene Bild: Ahasverus vor einem toten Kinde⁷⁰ fertig machen“ und er „(d)ann ein lebensgroßes Bild, das schon ein Jahr lang bestellt ... ganz neu malen (musste): Christus erweckt eine Tote“, hatte er Felix von Luschan in dem bereits erwähnten Brief vom 12. Jänner 1876 ebenfalls mitgeteilt.

2003, 32 mit Verweis auf: Bericht an Erzherzog Franz Ferdinand vom 6.9.1910, Kopierbuch 80, S. 586. – W. Freiherr von Weckbecker, Handbuch der Kunstpflege in Österreich (Wien 1902) 234. – Th. von Frimmel, Lexikon der Wiener Gemäldesammlungen, Band G–L (München 1914) 466 (dort auch weitere Literaturhinweise).

⁶⁶ Brief von Gabriel Max aus München an Felix von Luschan vom 12. Jänner 1876 (StaBi, PK, HA, NL von Luschan, Korrespondenz mit Gabriel Max).

⁶⁷ Boetticher 1895, 954 Nr. 47; Katalog München 2010, 176 f. Abb. 157.

⁶⁸ Boetticher 1895, 954 Nr. 40. 41; Katalog München 2010, 174 f. Abb. 154–156.

⁶⁹ Vgl. z. B. Neue Freie Presse, Morgenblatt, Nr. 4135, Dienstag, 29. Februar 1876, S. 11.

⁷⁰ Boetticher 1895, 954 Nr. 46; Katalog München 2010, 135 f. Abb. 112.

Möglicherweise vermittelte von Luschán auch schon das seit 1. März 1876 beworbene Gemälde von Gabriel Max *Jesus Christus auf dem Schweißstuche der heiligen Veronika*, das „zuletzt in der „French Gallery“ in London bei dreimaliger Verlängerung der Exposition und außerordentlichem Andränge des Publicums ein Jahr lang ausgestellt“ gewesen war⁷¹.

Dieser Christuskopf (Abb. 12), „eine Wiederholung eines vermarterten Christuskopfes“, die Gabriel Max nach von Luscháns Besuch 1875 malen bzw. fertigstellen musste⁷², machte übrigens in Wien wegen des scheinbaren Wechsels von offenen und geschlossenen Augen nicht weniger Aufsehen als in London. Die Neue Freie Presse berichtete am 9. März 1876 sogar, dass „Barrièren, die man vor dem Bilde aufzustellen versuchte“, umgeworfen wurden und entfernt werden mussten. Das Bild sollte unmittelbar nach Schluss der Ausstellung im Österreichischen Kunstverein nach St. Petersburg zu einer weiteren Ausstellung gebracht werden, wurde davor aber noch in Graz gezeigt⁷³. Und auch Wochen danach lockte der Christuskopf „noch immer Schaaren von Schwärmern für die beweglichen Augen nach dem Schönbrunnerhause, das nun zumeist so besucht ist, wie irgend ein berühmter Wallfahrtsort, wo ein wunderthätiges Bild in dem Geruche steht, Lahme gehend und Blinde sehend zu machen“, wie die Neue Freie Presse unmittelbar vor einem Bericht über „Die Ausgrabungen von Olympia“ mitteilte⁷⁴.

Dass aber selbst dieser sensationelle Kopf noch von einem weiteren „übertroffen“ werden konnte, „der drei Stücke spielt“, ist der Neuen Freien Presse zu entnehmen, bezeichnenderweise in der Morgenausgabe vom 1. April 1876. Im Abendblatt desselben Tages wurde schließlich ausführlicher darüber berichtet. Bei einem schon am 24. März abgehaltenen Jux-Abend im Albrecht-Dürer-Verein hatte Hermann Juch, der Illustrator des „Figaro“, einer bekannten, in Wien wöchentlich erscheinenden Satirezeitschrift, nämlich Max' Kopf insofern persifliert, als dieser die

⁷¹ Neue Freie Presse, Morgenblatt, Nr. 4136, Mittwoch, 1. März 1876, S. 11; Boetticher 1895, 954 Nr. 42; Katalog München 2010, 78 Abb. 63.

⁷² Brief von Gabriel Max aus München an Felix von Luschán vom 12. Jänner 1876 (StaBi, PK, HA, NL von Luschán, Korrespondenz mit Gabriel Max).

⁷³ Neue Freie Presse, Morgenblatt, Nr. 4144, Donnerstag, 9. März 1876, S. 6. Vgl. auch K. Wagner – M. Kaiser – W. Michler (Hrsg.), Peter Rosegger – Gustav Heckenast. Briefwechsel 1869–1878 (Wien – Köln – Weimar 2003) 388 Nr. H 144; 389 f. Nr. 146; 662 f. (Kommentar zu H 144 und H 146).

⁷⁴ Neue Freie Presse, Abendblatt, Nr. 4157, Mittwoch, 22. März 1876, S. 4. - Zu diesem Christuskopf s. auch den Brief von Gabriel Max aus München an Felix von Luschán vom 11. März 1876 (StaBi, PK, HA, NL von Luschán, Korrespondenz mit Gabriel Max): „Im Jahre 64 stand in meinem Atelier eine alte Leinwand und auf dieser zum Jux oder etc. entworfen dieser Kopf. Das erfuhr sein jetziger Besitzer und kaufte ihn gleich zum Zweck ihn in Farbendruck zu vervielfältigen. Für Missionäre d. h. Wilde und böhmische Landpfarrer u<nd> Bauern ist er gut genug dachte ich und ein halbes Jahr darauf machte ich ihn fertig und sand ihn ab. Aber die Wilden u<nd> Bauern fanden sich in Städten u<nd> zahlten Entrée was mehr trug (einstweilen) und nebenbei das Ding bekannt machen sollte. In der Hoffnung mit verschiedenen Missionären auf diese Art „anbandeln“ zu können, anbetracht meiner „fexereien“ schwieg ich. Und nun ist es zu späth. Die Kritiker machten sich darüber her lobten u<nd> schimpften und blamirten sich alle zusamm. Doch fanden sich auch darunter Wilde u<nd> Bauern. Nun verlangte der Besitzer, ich möchte den Kopf noch einmal malen. Ich sagte zu und benützte die Gelegenheit das Kunststückel (zu erbärmlich) weg zu lassen und diesmal für ein besseres Publikum einen edlern Kopf zu machen, ohne fierlefanzerien und glaube er ist wirklich weit besser geworden. Aber – der Besitzer hielt ihn versteckt damit er dem Wunder nicht schadet und neulich erhielt ich ihn ob ich die Augen nicht auch so herrichten könnt. Ich schlag es ab und sagte ich will ihm den alten copieren wenn er mir den nicht „wunderbaren“ lässt. Aber keine Rede niemand soll ihn besitzen als er. Ich hätte gern eine Gegen- oder Nachausstellung zur Versöhnung gemacht denn nebst dem auf Wilde berechnetem Augenzwinkern ist der Kopf selbst ganz schlecht gemalt, was ich beim zweiten so viel ich kann vermied. Ich habe das Bedürfniß gerade Ihnen das mitzutheilen, denn sich lächerlich machen ist das fatalste was einem passiren kann. Also pardon! –“ Vgl. dazu N. Mann, Gabriel Max. Eine kunsthistorische Skizze ²(Leipzig 1890) 34 f.; Katalog München 2010, 83 f.

Augen nicht nur offen und geschlossen hat, sondern dabei auch noch schielt und gegen Himmel blickt⁷⁵.

Muss der Anteil Felix von Luschans an diesen spektakulären Ausstellungen des Kunstvereins Anfang 1876 vorerst noch vorsichtig eingeschätzt werden, so war er an der Herbstausstellung des Kunstvereins ganz sicher in wesentlichem Ausmaß gegeben. Denn während seines Aufenthaltes in München im Sommer 1876 war von Luschan dank Max mit besten Empfehlungen an die Münchner Kunsthändler ausgestattet und hatte selbst direkten, zum Teil persönlichen Kontakt mit den Künstlern aufgenommen. Er machte sich in diesem Jahr ein umfassendes Bild vom Angebot auf dem Münchner Kunstmarkt und brachte der Malerei sein spezielles Interesse entgegen: oft und lange weilte er in der Kunst- und Kunstgewerbeausstellung im Glaspalast⁷⁶ - einer der international angesehensten Ausstellungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts - und bei verschiedenen Galerien, etwa der des Kunsthändlers Fleischmann oder der Galerie Wimmer, um seinem Auftrag, Gemälde für Ausstellungen des Österreichischen Kunstvereins auszuwählen, nachzukommen.

Sehr interessant ist in diesem Zusammenhang, wie Felix von Luschan die Wertigkeit der offiziellen Ausstellung im Vergleich zur privaten Kunsthandelsszene sieht: „Die hiesigen Kunsthändler haben meist ihre eigenen Bilder-Salons die entweder in Verbindung mit Ihrem übrigen Locale oder separirt, und dann gegen kleines Entrée zugänglich sind. Ich wusste schon von Wien aus, dass hier weit bessere Bilder zu sehen seien, als in den beiden officiellen Ausstellungs-Räumlichkeiten, im „Kunstverein“ und in der etwa unserem Künstlerhaus zu vergleichenden sog. „Local-Ausstellung“ vis a vis der Glyptothek.“⁷⁷

Als ihm dann Ende August Terke „von einer grossen Kunst-Wolthätigkeitslotterie geschrieben [hatte], die er als grossen Humbug in Scene gesetzt hat“, erleichterte das von Luschans Mission ein wenig und er zog los und machte Kunst-Einkäufe in großem Stil.

Beträchtliche Ausbeute machte er vor allem in der Fleischmann'schen Kunsthandlung. In sechs Stunden gelang es ihm hier, „nicht weniger als 40 gute Bilder die einen Gesamtwerth von circa 100000 Mark repräsentiren für unsere Octoberausstellung zu gewinnen. Auszer Max' Löwenbraut, dem Gretchen und seinem neuen kleinen Bilde einer Dame mit zwei Mädchen erwähne ich nur eine herrliche Walkyre von Makart, (ein brillant gemaltes, weit über lebens-groszes Brustbild) und nenne Namen wie Gysis, F. A. Kaulbach, Brandt mit seinen unübertrefflichen Kosakenbildern, der nebenbei gesagt der einzige Pole zu sein scheint, der nicht gänzlich verrückt ist, Defregger, Lier, dessen ruhige und stimmungsvolle Landschaften mir sehr imponiren, A<ndreas> Achenbach, Kurzbauer, Seitz, Bolanachi, Lossow etc etc.“. Max' Löwenbraut empfahl er Terke als ersten Preis der Wohltätigkeitslotterie: „Sie kostet gegenwärtig nur 23000 Mark.“⁷⁸

⁷⁵ Neue Freie Presse, Abendblatt, Nr. 4166, Samstag, 1. April 1876, S. 4.

⁷⁶ Die Münchner Kunstausstellung 1876 fand im Glaspalast statt, der 1854 nahe dem Stachus errichtet worden war. Zur Ausstellung s. Kuhn 1876, 30; Pecht 1876. - Zum Gebäude: E. Roth, Der Glaspalast in München. Glanz und Ende. 1854–1931 (München 1971); V. Hütsch, Der Münchner Glaspalast 1854–1931. Geschichte und Bedeutung² (Berlin 1985).

⁷⁷ Brief Felix von Luschans an die Mutter aus München, 3. August 1876 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

⁷⁸ Die letzten Zitate aus dem Brief Felix von Luschans an die Mutter aus Marienau am Mondsee, 5. September 1876 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

Mit so glücklicher Hand im 'Shoppen' begriffen, machte er sich „gleichwol noch an Wimmer's Art-Gallery⁷⁹, wo ich ganz prächtige Dinge fand, die aber vor November nicht mobil sind, für die späteren Ausstellungen im Kunstverein aber sehr geeignet sein werden. Auszer Max's Herbstreigen, den Kirchenmäusen und einer ziemlich matten Copie seiner Julia am Kreuze sah ich da wiederum unter einem unerhörten Wust von Schund-Bildern ganz herrliche Kurzbauer, Brandt, Schleich, zwei famose Parkscenen von Hennings und Schneider, einen äusserst feinen Kopf von F. A. Kaulbach sowie ein groszes älteres Bild von Piloty – Wallenstein an einem Kirchhof vorbeifahrend und einen Schädel betrachtend den eben der Todtengräber aus einem frischen Grab geschaufelt.“⁸⁰

Von Luschans nutzte also die Gunst der Stunde und wählte gleich auch Gemälde, die für den Beginn der Ausstellungssaison des Kunstvereins am 1. Oktober noch nicht verfügbar waren, für zukünftige Ausstellungen des Kunstvereins aus.

Darüber hinaus suchte er persönlichen Kontakt zu Künstlern, stattete z. B. Nikolaos Gysis einen Besuch ab und besuchte auch Franz von Defregger in seinem Haus in der Königinstraße, weil er von ihm sein Gemälde *Heimkehrender Tiroler Landsturm im Krieg von 1809* für Wien haben wollte. Defregger musste ihm aber wenige Wochen später brieflich mitteilen, dass er dieses Bild dem Kunstverein nicht schicken könne, da es bereits Eigentum der Berliner Nationalgalerie sei (Abb. 13)⁸¹.

Diese ausgewählten Beispiele mögen genügen, um von Luschans Münchner Engagement für den Österreichischen Kunstverein in Wien vor Augen zu führen, eine Tätigkeit, die bislang für seine Vita absolut unbekannt war.

Dass er dabei, vor allem durch den direkten Kontakt zu den Malern, seinen Kunstgeschmack schulte, zeigen seine Briefe. Die kunsthistorische Abteilung der Kunstaussstellung imponiert ihm sehr, störend empfindet er freilich „die militärisch uniformirten Wächter die zahllos umherstehen und ungezählte Gläser Bier zu vertilgen für ihre Hauptaufgabe zu halten scheinen, in der sie sich nur stören laszen, wenn sie ihre aus stinkender Salami und noch ärger duftendem Käs bestehenden Malzeiten einnehmen, was allerdings nicht selten geschieht.“⁸²

Das ist aber das einzig Schlechte, das er über die Ausstellung sagen kann. Denn er sieht „prachtvolle Portraits von Lenbach⁸³ und einige Bilder des jüngeren Kaulbach⁸⁴...“, die zu dem schönsten

⁷⁹ Zur Geschichte der Galerie Wimmer, der ältesten Kunstgalerie Münchens, die heute noch besteht, s. http://de.wikipedia.org/wiki/Galerie_Wimmer; http://www.galerie-wimmer.de/sites/historie/hist_07.htm (engl. http://www.galerie-wimmer.de/sites/historie/hist_07_e.htm; 3.1.2012).

⁸⁰ Brief Felix von Luschans an die Mutter aus Marienau am Mondsee, 5. September 1876 (StaBi, HA, NL von Luschans, K. 1). - Das Gemälde von Karl Theodor von Piloty, *Wallensteins Zug nach Eger*, um 1861/62, befindet sich heute in US-amerikanischem Privatbesitz, s. dazu D. Wijsenbeek in: R. Baumstark – F. Büttner (Hrsg.), *Großer Auftritt. Piloty und die Historienmalerei*. Ausstellungskatalog München, Neue Pinakothek, 4. April – 27. Juli 2003 (Köln 2003) 180–193 Kat.Nr. 6.

⁸¹ Brief von Franz von Defregger an Felix von Luschans aus München, 15. Oktober 1876 (StaBi, PK, HA, NL von Luschans, Korrespondenz Franz von Defregger).

⁸² Brief Felix von Luschans an die Mutter aus München, Dienstag, 1. August 1876 (StaBi, HA, NL von Luschans, K. 1).

⁸³ Von Franz von Lenbach waren vier Porträts und ein Brustbild eines Arabers in Saal 22 ausgestellt, Kuhn 1876, 30; Pecht 1876, 80 f.

⁸⁴ Ziemlich sicher meint Felix von Luschans hier mit dem „jüngeren“ Kaulbach nicht Hermann, von dem nur ein einziges Gemälde - *Friedrich der Grosse und Sebastian Bach* - im Saal 38 hing (s. Kuhn 1876, 55; Pecht 1876, 55 f.), sondern Friedrich August Kaulbach, von dem zwei Ölbilder im Saal 22 (Kuhn 1876, 29; Pecht 1876, 84) und ein *Portrait des Directors Wilhelm von Kaulbach* im Cabinet 101 (Kuhn 1876, 178) zu sehen waren.

gehören was man sich denken kann.“ Dass Max’ *Der Wirtbin Töchterlein*⁸⁵ ausgestellt sei, hatte er schon in Wien erfahren⁸⁶.

Beim Kunsthändler Fleischmann sieht er, wie zuvor schon erwähnt, die 1875 entstandene *Löwenbraut* (Abb. 14)⁸⁷ und schreibt darüber an seine Mutter: „Ich hatte mir von dem Bilde von jeher eine grosze Vorsteltung gemacht; aber der wirkliche Eindruck hat sie noch weit übertroffen. Das Bild ist von einer geradezu fabelhaften Schönheit! Es wäre thöricht, irgend eine Beschreibung zu versuchen. Nur gleichsam um die Photographie, die du kennst zu coloriren, registrire ich hier, dasz das Mädchen ein sehr licht rosafarbenes Kleid anhat und dasz es den tödlichen Schlag auf den Kopf erhalten wie das zerraupte Haar und eine kleine Blutspur beweist. Der Löwe ist viel heller gehalten als ich ihn mir gedacht, selbst die Mähne, die auf der Photographie ganz schwarz aussieht, ist kaum dunkelbraun, was den Effect wesentlich erhöht.“⁸⁸

Ferner besaß Fleischmann damals weitere drei Bilder von Max, darunter auch jenes Bild einer Dame, „die mit zwei jungen Mädchen an einem Gartentisch sitzt“⁸⁹.

An mehreren Stellen reflektierte von Luschan über sich selbst bzw. über seine Einstellung zur Malerei. Seit der Wiener Weltausstellung des Jahres 1873 hatte er sich intensiver mit ihr auseinandergesetzt und meinte selbstbewusst in einem Brief an die Mutter: „Im übrigen glaube ich factisch, in den drei Jahren die seit der Ausstellung verflossen sind, etwas an Kunstverständnis gewonnen zu haben.“⁹⁰

Besonders der Umgang mit Gabriel Max, Daniel Penther und anderen hatte gewiss dazu beigetragen, dass von Luschan den Kunstsinn bildete und schärfte. Im oftmaligen gemeinsamen Besuch der Museen und Ausstellungen sah er „viele neue und von neuen Gesichtspuncten.“⁹¹ Wie Max schätzte von Luschan Hans Makart ungeheuer hoch. Drei Bilder waren von ihm in München ausgestellt, von denen ihm besonders die ägyptischen Wasserträgerinnen gefielen. Auch seine prachtvolle *Walküre* sah er hier, „ein weit über lebensgroszes Brustbild einer mit antiken Goldschmuck bekleideten blonden Schönheit“⁹², das die groszen Bilder die Makart in den Glaspalast hängen liesz, meiner Meinung nach xfach übertrifft an künstlerischen und technischen Werth.“⁹³

Und zur großen Nilfahrt Makarts, ebenfalls bei Fleischmann ausgestellt, meinte er, dass sie „mit ihren bizarren Verschlingungen von Menschen und Thierleibern und ihren furchtbar kühnen

⁸⁵ Boetticher 1895, 954 Nr. 54; Katalog München 2010, 103 Abb. 80.

⁸⁶ Ausgestellt in Saal 22, s. Kuhn 1876, 31; Pecht 1876, 58.

⁸⁷ Boetticher 1895, 954 Nr. 49; Katalog München 2010, 173 Abb. 153.

⁸⁸ Brief Felix von Luschan an die Mutter aus München, 3. August 1876 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

⁸⁹ Brief Felix von Luschan an die Mutter aus Ammerland, 13. August 1876 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1). – Gemeint sind *Die Schwestern*, 1876 (heute: Staatliche Museen zu Berlin, Nationalgalerie), vgl. Katalog München 2010, 118 Abb. 88.

⁹⁰ Brief Felix von Luschan an die Mutter aus München, 3. August 1876 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

⁹¹ Brief Felix von Luschan an die Mutter aus München, 26. August 1876 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

⁹² Das als *Walküre* bezeichnete Gemälde stellt nach Emil Pirchan, Hans Makart (Wien 1954) 41 Abb. 52 und 53 die Schriftstellerin und Schauspielerin Helene von Racowitza, geb. von Dönniges, dar. Das 1874 entstandene Gemälde (126 × 83 cm) befindet sich heute im Bass Museum of Art, Miami Beach, Florida, USA, Inv.Nr. 79.188: M. A. Russell, *Paintings and Textiles of the Bass Museum of Art. Selections from the Collection* (Florida 1990) 124 f.; G. Frodl, *Hans Makart. Monographie und Werkverzeichnis* (Salzburg 1974) 362 Nr. 293. – Zur Dargestellten s. H. von Racowitza, *Von Anderen und mir. Erinnerungen aller Art* (Berlin 1918); A. Hirner, *Die Todesparzschönheit. Helene Prinzessin Racowitza – Ein Münchner Kind in der Fremde* (München 2011) (non vidi).

⁹³ Brief Felix von Luschan an die Mutter aus München, 3. August 1876 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

Farbentönen nicht so sehr den Eindruck eines Makart'schen Bildes als einer genialen Caricatur eines solchen macht, trotzdem aber, oder eigentlich eben deshalb von dem Ausstellungspublikum gar sehr bewundert wird.⁹⁴ Sie habe ihm „im Anfang zwar den Eindruck gemacht, als ob sie mehr von einem Nachahmer & Übertreiber Makarts als von diesem selbst herrühren würde, doch gewöhnt man sich allmählig an alle Übertriebenheiten des Bildes sogar an die australischen Cacadu's die in der egyptischen Landschaft eigentlich sehr störend sind.“⁹⁵

Bezogen auf seine Tätigkeit für den Kunstverein merkte er zu den ausgestellten Werken im Glaspalast noch an: „vieles ist ohnehin schon in Wien gewesen, anderes von den Malern, die principiell nichts im Kunstverein ausstellen weil sie dem Künstlerhaus⁹⁶ liirt sind, das meiste so schlecht dasz ich mich compromittiren würde, wollte ich es nach Wien bringen.“⁹⁷ Von Luschan machte sich demnach ernsthaft Sorgen um seinen Ruf, den er in der Wiener Kunst- und Ausstellungsszene zu verlieren gehabt hätte.

Dass er bei seinem Urteil bis zu einem gewissen Grad natürlich von Max beeinflusst wurde, zeigte sich zum wiederholten Male gegen Ende seines München-Aufenthaltes: „... Nachmittag vergrub ich mich wieder in die alte Abtheilung im Glaspalast, wo ich immer neue Schätze entdecke und sehr viel lerne, während von der neuen Abtheilung mir immer mehr und mehr Max's Wort sich zu bewahrheiten scheint: „Man müsse zur Erholung davon zu einem Trödler gehen“.“⁹⁸

Besuche im Atelier des Künstlers zählten für Felix von Luschan stets zu den Highlights seiner München-Aufenthalte. Der Entstehungsprozess von Gemälden, die Geschichten hinter den Bildern interessierten ihn sehr. Dazu kam die besondere Atmosphäre, die diesen Ort umgeben haben muss: „Sein Atelier gleicht einer Kapelle, in der ein mysteriöser Todtengottesdienst gehalten wird oder dem Arbeitsraum eines Anatomen mehr als der Werkstatt eines Malers.“⁹⁹ 1876 sah er darin zum Beispiel „(v)ier oder fünf verschiedene Entwürfe zu einer Kindsmörderin¹⁰⁰, – eine schmerzverzerrte Mutter die ihr kleines Kind ins Wasser zu werfen sich nicht entschlieszen kann und es doch thun wird ...“. Er musterte ferner Affenskizzen. Eine davon hatte Max schon „zu einem merkwürdigen Bild vollendet, ein todter Affe liegt auf einer Decke, und ein Teufel, von dem man nur den streng profilirten Kopf sieht ... reckt ihm die Zunge heraus“, ein Bild, von dem Luschan zu sagen wusste, dass es Max „unter der Bedingung des nie Ausstellen's zum Tausch gegen americanische Alterthümer einem transatlantischen Gelehrten schicken wird.“ Anlässlich dieses Atelierbesuches versprach Max von Luschan „jene grosze „hl. Dreifaltigkeit“

⁹⁴ Brief Felix von Luschans an die Mutter aus München, 3. August 1876 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

⁹⁵ Brief Felix von Luschans an die Mutter aus München, 26. August 1876 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

⁹⁶ Das Wiener Künstlerhaus war 1868 eröffnet worden. Es diente der 1861 durch den Zusammenschluss von zwei Künstlervereinen („Albrecht Dürer“ und „Eintracht“) gegründeten „Genossenschaft bildender Künstler Wiens“, der Standesvertretung für Wiener Maler, Bildhauer und Architekten, als Ausstellungsgebäude. Vgl. R. Schmidt, Das Wiener Künstlerhaus. Eine Chronik 1861–1951 (Wien 1951); J. Quittan (Hrsg.), 100 Jahre Künstlerhaus 1861–1961 (Wien 1961); H. Koepf (Red.), 100 Jahre Künstlerhaus (Wien 1968); Aichelburg 2003, passim.

⁹⁷ Brief Felix von Luschans an die Mutter aus München, 3. August 1876 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

⁹⁸ Brief Felix von Luschans an die Mutter aus München, 26. August 1876 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1). Das Zitat stammt aus der Nachschrift in diesem Brief vom 28. August 1876.

⁹⁹ R. Muther, Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert, 1. Band (München 1893) 439.

¹⁰⁰ Die *Kindsmörderin* stellte Gabriel Max 1877 fertig (heute: Hamburger Kunsthalle), Studien dazu finden sich in München in der Städtischen Galerie im Lenbachhaus, vgl. Katalog München 2010, 130 ff. Abb. 109. 110.

oder „vor dem Krach“ oder wie er das Bild sonst taufen will – jene Gruppe von 3 Affen, die ich im gleich unvollendeten Zustand schon im Herbst gesehen hatte, und die er für mich fertig malen will.“¹⁰¹ – Die Antwort auf die Frage, ob von Luschan das Bild jemals bekam, muss vorerst offenbleiben.

Von Luschan beschäftigte sich 1876 in München freilich nicht nur mit Malerei, sondern besuchte auch in diesem Jahr so ziemlich alle Museen und Sammlungen Münchens, konnte sich aber weit mehr Zeit dazu nehmen als im Jahr zuvor während seines lediglich kurzen Aufenthaltes. Und gleich bei seinem ersten Besuch bei Gabriel Max konnte er wieder einer seiner Lieblingsbeschäftigungen nachgehen und sich in Max' Sammlung voll Forscherlust vertiefen, war dieser doch gerade damit beschäftigt, „die vornehmsten Schätze seiner Sammlung auf dem ausgezogenen Speisetisch auszubreiten. ... Er hat seine Sammlung wieder in unglaublicher Weise vermehrt ... darunter vieles von der Novara¹⁰² aus dem Nachlasse Selleny's, und einen immensen Reichthum an nordamericanischen Steingeräthen neu erworben, von welch letzteren er mir sofort eine ungemein werthvolle abgerundete Sammlung aussuchte und zum Geschenk machte.“¹⁰³

Ende August kamen Kisten aus Rochester an von Henry Ward, der „in echt americanischer Weise zugleich Universitätsprofessor, Gypsgieszer, Naturalien & Antiquitätenhändler“ war und jährlich Altertümer im Wert von ca. 3000 Mark an Max schickte¹⁰⁴:

„Die jetzige Sendung betrug fast die Hälfte dieser Summe und enthielt z. B. eine peruanische Mumie noch in ganz intacter Originalverpackung aus 6 verschiedenen indianischen Tüchern bestehend, die wir sehr gespannt lösten, ... eine Reihe von Racenschädeln ... verschiedene Steinbeile ... Der Rest der Sendung bestand hauptsächlich aus alt indianischen Gefäßen von zum Theil äusser<s>t interessanter Form ... Da war es mir denn auch plötzlich klar, wie Max zu seiner grosartigen Sammlung gekommen ist! Wenn man für einen einzelnen Welttheil allein eine jährliche Summe von 3000 Mark = 1650 fl ÖW auswirft, kann man bald etwas ordentliches bekommen. Ausserdem reisen gegenwärtig viele Capitäne auf der ganzen Welt herum, denen er irgend ein Bild gemalt oder versprochen hat und die ihm dafür die schönsten Dinge regelmässig einsenden. ... Beim Auspacken war er also sehr lustig und hatte bei jedem einzelnen Stück das er aus dem Heu zog fast ebensoviel Freude als ich etwa bei der Eröffnung meines intacten Tumulus gefühlt habe. „Für meine Hilfeleistung beim Auspacken“ schenkte er mir ausser einem Gypsabgusz eines sehr merkwürdigen alt-peruanischen Gefäßes in Form einer Kröte zwei grosze Photographien eine nach seinem Christus, die andere von Jairi Töchterlein, zwei herrliche Blätter, die er mir selbst nach Wien schicken wird.“¹⁰⁵

¹⁰¹ Alle Zitate dieses Absatzes aus dem Brief Felix von Luschans an die Mutter aus München, Montag, 7. August 1876 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

¹⁰² Name einer Fregatte, mit welcher die von der österreichischen Kriegsmarine von 1857 bis 1859 unternommene Weltumsegelung durchgeführt wurde. Sie ist wegen ihrer reichen wissenschaftlichen Ausbeute bekannt, s. R. Basch-Ritter, Die Weltumsegelung der Novara 1857–1859. Österreich auf allen Meeren (Graz 2008); Ch. Riedl-Dorn (Hrsg.), Novara – Das Vermächtnis (Wien 2010); D. G. L. Weiss – G. Schilddorfer, Die Novara. Österreichs Traum von der Weltmacht (Wien 2010).

¹⁰³ Brief Felix von Luschans an die Mutter aus München, Sonntag, 30. Juli 1876 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

¹⁰⁴ Vgl. S. Böller, Gabriel von Max und Amerika, in: Katalog München 2010, 178.

¹⁰⁵ Brief Felix von Luschans an die Mutter aus München, 26. August 1876 (fortgeschrieben am 28. August 1876; StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

Die Briefe Felix von Luschan an seine Mutter geben uns aber auch Auskunft über ein für Gabriel Max damals sehr heikles Problem. Regelmäßig wurden von seinen Bildern nämlich ohne Zustimmung des Künstlers Vervielfältigungen in Photographie vertrieben, was Max dadurch zu unterbinden bestrebt war, dass er seine Werke unter gesetzlichen Schutz gegen Vervielfältigung stellen ließ. Gleichzeitig nutzte er die Möglichkeit der Verwertung seiner Bilder durch das Reproduktionsmedium der Photographie sehr intensiv.

Schon 1862 waren seine *Phantasiebilder zu Tonstücken* als Photographiealbum bei Jägermeyer in Wien erschienen. Am großen Erfolg seines Gemäldes *Märtyrerin am Kreuz (Hl. Julia)*¹⁰⁶ hatte der Kunstverleger Friedrich Bruckmann, der sich das „ausschließliche Vervielfältigungs- und Verlagsrecht“ gesichert hatte, erheblichen Anteil¹⁰⁷. Bruckmann ging dabei ganz ‘auf Nummer sicher’, indem er das Gemälde mit allen Rechten kaufte und mit Max darüberhinaus einen eigenen Vertrag für die weitere photographische Vervielfältigung abschloss. Max’ wichtigster Verleger sollte später aber Franz Hanfstaengl in München werden, der bis zu Max’ Tod 165 seiner Werke reproduzierte (Abb. 15).

Dass Max seit frühen Jahren ganz bewusst damit kalkulierte, mit diesen Kunstreproduktionen zusätzliche Einnahmen zu erwirtschaften, zeigt sein 1874 gemalter *Letzter Gruß* - einer von Max’ größten Erfolgen -, den er in geringfügig veränderter Komposition gleich dreimal malt und bei drei verschiedenen Verlegern erscheinen lässt: Victor von Flüggen (Abb. 16), Bruckmann und Hanfstaengl.

Viel Zeit verbrachte Felix von Luschan 1876 gemeinsam mit der Familie Max auf dessen Landsitz in Ammerland am malerischen Starnberger See (Abb. 17). Wir verdanken diesem Aufenthalt sehr detaillierte Einblicke in das Alltagsleben des Künstlers, eine gute Beschreibung seines Anwesens, des Tagesablaufs, der Familienmitglieder und der anstehenden Arbeiten.

Max’ Villa - ehemals ein Bauernhaus, das der Familie Spitzeder gehörte und von Max selbst umgebaut wurde - hatte eine „famose Aussicht ins Hochgebirge ... jedes Jahr [wird] etwas zugebaut und ein Zimmer alt eingerichtet. Heuer wurde er mit einem sehr schönen Speiszimmer fertig und hat einen Keller aufgeführt, aufs Jahr will er die etwas an’s Millstätter Seehaus erinnernde Treppe im Innern des Hauses durch eine Freitreppe mit Veranda an der dem See abgewandten Seite des Hauses ersetzen“. Felix wurde ein Zimmer im zweiten Stock zugewiesen, in welches Max extra für seinen Gast „eine ganze anthropolog<ische> Bibliothek geschafft hat“.

Regelmäßig wird im See gebadet, woran sich nicht selten großartige Essgelage mit Wildente und Champagner oder ähnlich adäquate Menüs anschlossen. Generell lässt sich den Briefen entnehmen, dass von Luschan sich der besten Küche erfreuen konnte. Er hatte sich „nothgedrungen sogar das Biertrinken angewöhnt, was mir nicht schlecht anzuschlagen scheint – wenigstens nehme ich entschieden an Fleisch und Fett zu!“¹⁰⁸ Ja, er wurde geradezu zu Fraß und Völlerei gezwungen. Als nämlich Hofrat Ferdinand von Hochstetter mit seiner Gattin für einige Tage auf Besuch war, hatte ihm dieser erklärt, „bevor ich nicht so viel esse wie er, und nicht wenigstens 2

¹⁰⁶ Boetticher 1895, 953 Nr. 10; Katalog München 2010, 76–82 mit Abb. 61 (auf S. 77).

¹⁰⁷ H. Heß, Gabriel von Max und die Reproduktionsindustrie, in: Katalog München 2010, 150–154 (Zitat von S. 150).

¹⁰⁸ Die letzten Zitate aus dem Brief Felix von Luschan an die Mutter aus München, Dienstag, 1. August 1876 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

Maasz Bier zu jeder Mahlzeit trinke, könne ich nicht nach Madagascar!“¹⁰⁹ Madagaskar: das war damals – und bis zu seiner Einberufung nach Bosnien 1878 – jenes Land, welchem von Luschans seine höchste wissenschaftliche Aufmerksamkeit schenken wollte und wohin er nur allzu gerne Expeditionen unternommen hätte.

Zum Anwesen von Max gehörte ein bedeutender Waldbestand und eine Kapelle. Da der Waldbestand durch die Vorbesitzer allerdings sehr vernachlässigt worden war, war viel dafür zu tun. Zudem wollte ihn Max mit einem Zaun aus eigenem Holz einplanken und ließ daher alle nicht tadellosen Nadelhölzer fällen.

Auf dem Grundstück befand sich ferner eine kleine Schiffhütte, in der Max zwei Aufzüge herstellen ließ, mit denen die zwei darin verwahrten Schiffe über den Wasserspiegel gehoben werden konnten, um sie vor dem Wellenschlag zu schützen.

Über den Tagesablauf Felix von Luschans in Ammerland sind wir ziemlich genau informiert. Photographien oder Zeichnungen gibt es dazu leider nicht. Aus einem Brief an seine Mutter erfahren wir allerdings einigermaßen detailliert über die näheren Umstände seines dortigen „Schlaraffenlebens“:

„Aus Gründen die Du leicht einsehen wirst, habe ich mein Frühaufstehen aufgegeben, und erscheine mit Müh & Noth erst um 7 Uhr zum allgemeinen Frühstück. Dann gehts mit Max in den neuen Wald, der furchtbar verwahrlost ist und viele Tagelöhner beschäftigt, da fast alles Nadelholz ausgeschlagen wird, um den Buchenbäumen Luft zu machen. Da arbeite ich denn bis 11 Uhr mit Beil & Säge soviel als ein Arbeiter im ganzen Tag, also wie Frau Max meint wenigstens für 3 Mark. Dann werden die Lederhosen gewechselt, mit denen ich manchmal Staat mache und dann gehts ins Bad, wo entweder die „Löwenbraut“ [d. i. Max' Schwägerin Helene Kitzing] mit obligaten Ertrinkungsscenen Schwimmunterricht erhält, oder ich mich für Schnellschwimmen und Tauchen trainire. Um 12 Uhr gibt es dann ein colossales Gabelfrühstück wo mit Holzhackerheiszhunger meinerseits drei Eier, drei Butterbröter und entsprechende Quantitäten von Schinken vertilgt werden. Dann lese ich mit Frau Max Hiawatha¹¹⁰ bis zum Diner, dann wird geplauscht, Caffé getrunken und „zur Verdauung“ sodann durch eine oder zwei Stunden laut gelesen; Hammerling¹¹¹, der Trompeter v<on> Säckingen¹¹², Juniperus¹¹³, Heine¹¹⁴, Björneson¹¹⁵ müszen abwechselnd herhalten,

¹⁰⁹ Brief Felix von Luschans an die Mutter aus Ammerland, Sonntag, 13. August 1876 (StaBi, HA, NL von Luschans, K. 1).

¹¹⁰ Henry Wadsworth Longfellow, *The Song of Hiawatha* (Boston 1855). Das berühmte Epos erzählt das Leben des Indianers Hiawatha, in das Legenden von Indianern eingewoben sind. Es wurde bald schon in Übersetzungen vorgelegt, vgl. A. Böttger, *Das Lied von Hiawatha* (Leipzig 1856); F. Freiligrath, *Der Sang von Hiawatha* (Stuttgart – Augsburg 1857).

¹¹¹ Der österreichische Dichter und Schriftsteller Robert Hamerling (24.3.1830–13.7.1889) ist vor allem durch sein Epos „Ahasverus in Rom“ (Hamburg 1866) bekannt geworden und zählte fortan zu den meistgelesenen deutschsprachigen Autoren seiner Zeit, vgl. *Allgemeine Deutsche Biographie* 49 (1904) 736–747 (A. Schlossar); *Österreichisches Biographisches Lexikon* 2 (1859) 168–170; Th. Kracht, *Schicksal an der Schwelle: Robert Hamerling. Sein Leben – sein Denken zum Geist* (Dornach 1989).

¹¹² Das in den 1870er Jahren sehr populäre Versepos „Der Trompeter von Säckingen, ein Sang vom Oberrhein“ (Stuttgart 1854), welches die auf das 17. Jahrhundert zurückgehende und auf wahren Begebenheiten basierende dramatische Liebesbeziehung des bürgerlichen Trompeters Franz Werner Kirchhofer mit der adeligen Tochter Maria Ursula von Schönau (Scheffels „Margaretha“) zum Gegenstand hatte, war das Erstlingswerk des deutschen Schriftstellers und Dichters Joseph Victor von Scheffel (16.2.1826–9.4.1886). Zum Autor vgl.

uns die Zeit zu vertreiben bis man wieder baden kann. Dann wird irgend ein Spaziergang gemacht, soupirt und geplauscht oder gelesen bis nach 10 Uhr, wenn nicht irgend ein Anlass gefunden ist bei den Haaren herbeigezogen wird, „moussirenden“ [leicht prickelnden] zu trinken, was dann die Schlafensstunde wieder wesentlich hinausschiebt.“¹¹⁶

Von den Tieren auf Max' Anwesen schreibt von Luschan nicht viel, allerdings berichtete er einmal, dass sie beim Heimkommen „einen auf einem Hunde reitenden Affen auf der Strasse [fanden], der uns im Hofe eine Extravorstellung geben musste und mir sodann als ich wegen einer Anomalie sein Gebisz untersuchen wollte, nicht weniger als 24 Kratzer beibrachte, die sich ziemlich gleichmässig auf beide Handrücken vertheilten, aber bereits sämmtlich gut geheilt sind.“¹¹⁷

Dem nahen persönlichen Umgang mit der Familie von Gabriel Max, über den von Luschan von seinen Reisen seiner Mutter ausführlich berichtete, aber auch den späteren Korrespondenzen verdanken wir zahlreiche Informationen und die eine oder andere Anekdote über Max' Maleien. Von Luschan fasste sogar den Plan, über Max ein Feuilleton zu schreiben, wovon der Maler vor der Veröffentlichung nichts erfahren sollte. Er dachte dabei an eine Herausgabe in der Deutschen Zeitung, wo er durch private Kontakte zum Herausgeber Heinrich Reschauer¹¹⁸ bzw. zum Reichsratsabgeordneten Josef Kopp¹¹⁹ auf unkomplizierte Annahme des Manuskripts gegen ein Honorar hoffte¹²⁰.

Von der kleinen, 1870 entstandenen Idylle *Adagio* (Abb. 18)¹²¹, über das die Meinungen der Kunstkritiker und Enthusiasten diametral auseinandergingen, erfahren wir daraus zum Beispiel, dass das „Bild ... ursprünglich Uriel Acosta darstellen [hätte] sollen, der seine Tochter unterrichtet, erst später ward dieses durch den bleichen Knaben ersetzt, als die Sehnsucht nach der ital<ienischen> Reise die schlus<z> Voll<endung> des Bildes <v>erhi<n>erte und ein passendes Modell für den alten Vater eben nicht zur Hand war.“¹²²

Allgemeine Deutsche Biographie 30 (1890) 777–791 (J. Braun); R. Braun-Artaria, Von berühmten Zeitgenossen. Lebenserinnerungen einer Siebzigerin ⁸(München 1918) 4–19; W. Berschin – W. Wunderlich (Hrsg.), Joseph Victor von Scheffel (1826–1886). Ein deutscher Poet – gefeiert und geschmäht (Ostfildern 2003).

¹¹³ Die Novelle „Juniperus. Geschichte eines Kreuzfahrers“ (Stuttgart 1868) ist ebenfalls ein Werk von Joseph Victor von Scheffel.

¹¹⁴ Christian Johann Heinrich Heine (13.12.1797–17.2.1856), der „letzte Dichter der Romantik“, s. W. Wadepuhl, Heinrich Heine. Sein Leben und seine Werke (Köln 1974); W. Hädecke, Heinrich Heine. Eine Biographie (Reinbek 1989); E. Grözinger, Heinrich Heine. Deutscher Dichter, streitbarer Publizist, politischer Emigrant (Berlin 2006).

¹¹⁵ Bjørnstjerne Martinius Bjørnson (8.12.1832–26.4.1910), ein norwegischer Dichter und Politiker, von dem von Luschan und Gabriel Max gemeinsam mit dessen Frau in München im Alten Residenztheater (Cuvillies-Theater) auch sein „Fallissement“ gesehen hatten.

¹¹⁶ Brief Felix von Luschan an die Mutter aus Ammerland, 19. August 1876 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1). – Ein andermal wurde „am Vorabend von Fr. Helenens Namenstag Champagner getrunken (Tags vorher weil Mittwoch war!)“, ebenda.

¹¹⁷ Brief Felix von Luschan an die Mutter Chistine aus Ammerland, 19. August 1876 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

¹¹⁸ Österreichisches Biographisches Lexikon 9 (1984) 85 (P. G. Fischer).

¹¹⁹ Österreichisches Biographisches Lexikon 4 (1969) 118 f. (Ströher).

¹²⁰ Den Feuilleton-Beitrag im Abdruck zu finden, gelang mir noch nicht, von Luschan handschriftliches, 17 Blätter umfassendes Konzept im Format von ca. Din A6 dazu ist allerdings in seinem Nachlass verwahrt (StaBi, PK, HA, NL von Luschan, K. 2, Konvolut 3 [Gabriel Max]).

¹²¹ Boetticher 1895, 953 Nr. 22; Katalog München 2010, 112 mit Abb. 83 (auf S. 110).

¹²² Vgl. dazu eine Passage aus dem Brief Felix von Luschan an die Mutter aus München, 24. August 1876, in welcher von Luschan eine Anekdote festhält, die Max eines Abends erzählt hatte: „Adagio z. B. ärgert ihn so

An anderer Stelle erfahren wir über den *Anatom*¹²³: „Vom Anatomen, den er oft und in allen Gröszen (und Kleinen) wiederholt hat erzählte er dasz er die ganze Freude daran für immer verloren habe, als einmal ein Modell ungeheuer stolz und gerührt die Bemerkung gemacht habe: Ah der Leichenbeschauer.“¹²⁴

Dass Max' erste Frau Emma dem Maler häufig Modell gestanden hat, ist bekannt, die Gemälde sind allerdings sehr schwierig zu identifizieren. Nun zeigt sich, dass die Briefe Felix von Luschan geeignet sind, auch bei der Klärung der Frage der Zuschreibung von Modellen an bestimmte Gemälde sehr hilfreich zu sein. Wir erfahren aus den Korrespondenzen etwa, dass das Modell der *Löwenbraut* Max' Schwägerin Helene Kitzing war, die er im Gemälde „ungeheuer idealisirt“ hatte¹²⁵. Max' Schwester Caroline wiederum ist das Original der *Wirthin Töchterlein*¹²⁶.

Und zu *Christus erweckt des Jairus' Töchterlein* schreibt von Luschan:

„Die kleine Mimi war mit Zahnschmerzen bettlägerig ich besuchte sie und war erstaunt mit einem male zu erfahren, woher sie mir immer so bekannt vorgekommen: Jairi Töchterlein. Ebenso idealisirt wie ihre Schwester als Löwenbraut, hat sie doch gleichwol ganz die Figur und die Züge der erweckten Todten und als ich sie da so leidend auf das immense Doppelbett der „Grandmama“ wie Frau Kitzing Max's Schwiegermutter von allen Hausgenossen genannt wird, hingelehnt sah war ich ganz verblüfft über die Ähnlichkeit und beinahe ärgerlich, dasz ich sie nicht schon längst wahrgenommen. Wegen überhand nehmender Schmerzen machte ich ihr Abends auch eine kleine Morphin Injection und so fehlte auch der „Heiland“ dem Bilde nicht.“¹²⁷

Was wäre für Felix von Luschan aber ein Aufenthalt am Starnberger See gewesen, wenn er nicht den Pfahlbauten eine Visite abgestattet hätte. Gemeinsam mit Max fuhr er also am 18. August 1876 frühmorgens in den sog. Karpfenwinkel, eine am Westufer des Starnberger Sees südlich von Tutzing liegende Uferzone, wo sich Pfahlbauten befanden. Kaum hatten sie das andere Ufer erreicht, begannen sie „rundernd und watend, bohrend und schaufelnd den Karpfenwinkel zu durchsuchen“¹²⁸. Ein immenser Sturm zwang sie allerdings bald, eine nahe Schiffhütte aufzusuchen, ihre beabsichtigten Untersuchungen abzuberechnen und schlussendlich zu verschieben.

Zwei Tage später, am Sonntag den 20. August, starteten Max und von Luschan frühmorgens ihre zweite Pfahlbautenexpedition, dieses Mal zur Roseninsel. Voll Begeisterung berichtete von Luschan darüber in einem Brief seiner Mutter:

oft er daran denkt, weil er so oft schon darüber gefragt wurde, und selber nichts weisz. Er hatte ursprünglich die Absicht dabei gehabt, Uriel Acosta zu malen, wie er seine Tochter unterrichtet ! Da fiel es ihm plötzlich ein, nach Italien zu gehen und da das Bild früher fertig sein muszte, und ihm der Alte nicht gefiel, verjüngte er ihn, und nannte „den ganzen Unsinn mit einem würdigen Namen“. Überhaupt meinte er, sei es nicht gut, Bilder zu benennen, man solle sie nur nummeriren, wie Tonstücke !“ – Das Ölgemälde befindet sich heute in der Österreichischen Galerie, Belvedere, s. B. Holaus u. a. (Bearb.), Kunst des 19. Jahrhunderts. Bestandskatalog der Österreichischen Galerie des 19. Jahrhunderts, Band 3: L–R (Wien 1998) 68.

¹²³ Boetticher 1895, 953 Nr. 17; Katalog München 2010, 94 f. Abb. 74.

¹²⁴ Brief Felix von Luschan an die Mutter aus München, 24. August 1876 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

¹²⁵ Brief Felix von Luschan an die Mutter aus München, Dienstag, 1. August 1876 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

¹²⁶ Brief Felix von Luschan an die Mutter aus München, Dienstag, 1. August 1876 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

¹²⁷ Brief Felix von Luschan an die Mutter aus München, 24. August 1876 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

¹²⁸ Brief Felix von Luschan an die Mutter aus Ammerland, 19. August 1876 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

„Dann aber – sah ich den ersten Pfahlbau ! Grosze flache schwarze Scheiben von manchmal 1' Durchmesser dazwischen Knochen und Topfscherben. Wir waren höchst erstaunt, einen groszen ja den gröszten Teil des Pfahlbaues noch ganz jungfräulich zu finden, obwol die offizielle Untersuchung desselben seitens der hiesigen anthrop<ologischen> Gesellsch<aft> respective des Herrn Landrichter v<on> Schab bereits definitiv abgeschloszen ist nachdem sie 900 fl verschlungen hat, über deren Verwendung uns übrigens zahlreiche Scherben von Bierkrügeln und Schnapsflaschen die mitten unter alten Gefässtrümmern umherlagen ganz merkwürdigen Aufschlusz gaben. Nur mit unseren Hemden bekleidet wateten wir im Gerölle unter dem Schilf umher Topfscherben und zahlreiche gespaltene Knochen auflesend und vergebens nach Broncen spähend. Wir muszten uns auf das freiliegende beschränken, da wir keine Werkzeuge hatten, empfanden aber den Mangel derselben nicht besonders da früher nur im Winter gegraben wurde und zwar durch Anlage von Gängen in der gefrorenen Erde ... Jetzt ist das Wasser viel höher, die Gräben sind aber ... überall durch den Wellenschlag etc eingesunken und eben dadurch ist eine Menge von früher intacter Fundschicht blosgelegt.“¹²⁹

Der Erfolg beflügelte, und so ging es am Dienstag den 22. August gleich ein weiteres Mal zur Roseninsel:

„Ich war auch mit einer zweiten Unterhose bewaffnet, die ich im Wasser anzog und in deren Tiefen ich die zahlreichen Knochen etc begrub die auch diesmal uns für unsere nicht geringe Mühe lohnten. ... Unter andern fand Max einen kleinen tadellosen Thonwirtel und ich einen Fusz eines mittelalterlichen Glasbechers – wol aus der Blüthezeit des benachbarten Schloszes Possenhofen stammend¹³⁰. Sehr müde traten wir beuteschwer und reichbeladen um 2 Uhr die Rückfahrt an ...“¹³¹.

Die dritte Reise nach München und Ammerland 1877

Derartige gemeinsame Erlebnisse wie auch anregende Diskussionen über wissenschaftliche Belange brachten die beiden immer näher zusammen, und es ist daher nicht weiter verwunderlich, dass Felix von Luschan auch für 1877 einen Besuch bei Gabriel Max plante. Während seine Eltern schon von Wien weg auf Sommerfrische waren, die sie nach Linz, Gmunden, Brixlegg, Lienz, Millstatt, St. Peter in Holz und Villach führte, hatte von Luschan im Rahmen seines Medizinstudiums nach seinem vormittäglichen Spitalsdienst noch Apotheken-Unterricht. Angesichts des schönen, hochsommerlichen Wetters mit Temperaturen jenseits von 40 Grad Celsius und der Tatsache, dass sich in Wien so gut wie nichts ereignete, hielt sich seine Begeisterung über seine studentische Beschäftigung in Grenzen. In schlechter Laune teilte er der Mutter missmutig mit: „ich kann bereits Pillen drehen und Stuhl-Zäpfchen machen.“¹³²

¹²⁹ Brief Felix von Luschan an die Mutter aus München, 24. August 1876 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

¹³⁰ In Schloss Possenhofen, das auf das 16. Jahrhundert zurückzuführen ist, hat die Tochter von Herzog Maximilian Joseph in Bayern, die spätere Kaiserin Elisabeth von Österreich, ihre Kindheit verbracht, vgl. J. Zeune, Burgen und Schlösser Bayern (Regensburg 2007) 80 ff.; R. Reiser, Kaiserin Elisabeth. Das andere Bild von Sissi²(München 2009) 4 ff.

¹³¹ Brief Felix von Luschan an die Mutter aus München, 24. August 1876 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

¹³² Brief Felix von Luschan an die Mutter aus Wien, 3. Stosz im Himmel, 31. Juli 1877 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

Dazu kam, dass er Schroffs Pharmakologie-Buch¹³³ mit 730 Seiten für eine in den nächsten Wochen bevorstehende Prüfung durcharbeiten musste. Zu allem Überdruß war er „seit 6. August ... Chef der electrotherapeutischen Abtheilung“ und schwer abkömmlich, „da ich Protokolle und alle Krankengeschichten aufnehmen musz, und meine subordinirten Collegen noch nicht hinlänglich dressirt sind.“¹³⁴ Obwohl sich viele Kollegen für seine Beurlaubung eingesetzt hatten, sah es damit vorerst schlecht aus, und so plante er schon, krankheitshalber nicht mehr ins Spital zu gehen.

Von Gabriel Max war schon vor Wochen eine freundliche Einladung nach Ammerland eingetroffen. Gerne auch wäre von Luschan wieder für Terke – gegen Bezahlung – nach München gefahren, die Verhandlungen mit ihm waren aber „höchst unerquickliche“, wie er brieflich seiner Mutter am 31. Juli mitgeteilt hatte, und so rechnete er nicht mehr damit, in dem Jahr noch nach München zu kommen. Den Plan, nach Ammerland zu reisen, wollte er aber nicht aufgeben.

Schließlich wurde ihm doch noch Urlaub genehmigt. Er verließ das hochsommerliche Wien am 13. August und fuhr über Salzburg, wo er die Familie Frey besuchte¹³⁵, nach München. Dies sollte für lange Zeit das letzte längere, circa zwei Wochen währende Zusammentreffen bzw. -leben von Luschan mit Max bleiben.

Ehe er mit Max nach Ammerland hinausfuhr, wollte er sich aber wieder der Malerei widmen und suchte die Galerie Wimmer auf, wo er *Das erste Grün*¹³⁶ von Max sah. Für die Mutter stand wieder Max' Frau Modell. Auch bei Fleischmann waren einige Köpfe von Max ausgestellt, und Böcklins *Flora*, die er schon im letzten Jahr hier gesehen hatte, entzückte ihn von Neuem.

In Ammerland fand er Max' Familie (Abb. 19) wohlauf: „Die Kinder sind wunderbar geworden, Milla noch immer so zart und schlank wie vor einem Jahre, aber geistig unglaublich entwickelt, Corneil aber aus einem undifferencirten Fleischklumpen ein wundernetter Bauernbub geworden, der in einem fort spricht, und Augen hat wie ein Rubens'scher Engel.“ Außer durch Colon, den drei Monate alten Sproß von Max, von einer bayrischen Amme gut genährt, war „die Familie noch durch einen zweiten Papagei vermehrt“¹³⁷, Arthur, der manche Eigenheiten hatte¹³⁸. Auch

¹³³ Karl Damian von Schroff, Lehrbuch der Pharmacologie. Mit besonderer Berücksichtigung der Österreichischen Pharmacopoe vom Jahre 1869 und der Pharmacopoea Germanica 1872⁴ (Wien 1873).

¹³⁴ Brief Felix von Luschan an die Mutter [aus Wien], Freitag, 3. August 1877 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

¹³⁵ Felix von Luschan war vor allem mit Maximilian von Frey (16.11.1852–25.1.1932), in späteren Jahren ein hochangesehener Physiologe, gut befreundet, s. Neue Deutsche Biographie 5 (1961) 419 f. (H. Schriever); H. Müntel, Max von Frey. Leben und Wirken unter besonderer Berücksichtigung seiner sinnesphysiologischen Forschung (Würzburg 1992). Zu seinem Vater Carl von Frey, dem bekannten Kaufmann und Kunstfreund aus Salzburg, der seit 1863 den Roten Turm am Mönchsberg Nr. 15 bewohnte ('Freyburg'), s. Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 36, 1896, 427–432; F. Martin, Hundert Salzburger Familien (Salzburg 1946) 304; A. Hahn, Carl von Frey, ein Salzburger Sammler des Mittelalters, in: A. Miller (Red.), Gotik – Entdecken und Bewahren. Katalog der Ausstellung im Bergbau- & Gotikmuseum Leogang, 9. Mai bis 25. Oktober 2009 (Leogang 2009) 17–19.

¹³⁶ Boetticher 1895, 954 Nr. 63.

¹³⁷ Die letzten beiden Zitate aus dem Brief Felix von Luschan an die Mutter aus Ammerland, 16. August 1877 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

¹³⁸ Er sagte z.B. „„Grüß Gott“ ..., wenn jemand ins Zimmer tritt und „Adieu“ wenn jemand mit Hut und Schirm etc. vorbeigeht. Ists im Zimmer recht unruhig so ruft er: Arthur, Arthur, Aaarthur, und flötet wenn man sich um das nicht kümmert, in der sentimentalsten Weise „Arturio, Arturio“. Ist alles aber in der Nähe ruhig, und hört er im Garten Stimmen so beginnt er: „Kennst Du das Land wo die Citronen blühen“ wobei er das „Citronen“ ganz unglaublich affectirt und geziert hervorbringt so etwa als ob er „Citroinen“ sagen würde. Noch lustiger aber ist wenn er irgend ein ernsthaftes Gespräch durch das sarcasti-

zwei neue Katzen gab es, „von denen die eine Bäume klettert, die andere erwiesenermaasz dem Kahn in den See hinaus nachgeschwommen ist“¹³⁹.

Das Haus hatte Max „um etliche Zimmer darunter eine stylvolle grosze Bauernstube und ein ideal eingerichtetes Kinderzimmer“ erweitert, ferner tapeziert und parquettiert und neu eingedeckt. Die Unterbringung von Luschans war abermals sehr luxuriös, er erhielt wieder ein Zimmer im zweiten Stock „mit Aussicht ins Hochgebirge und einem riesigen Doppelbett in dem ich beinahe auch über quer Platz hätte.“¹⁴⁰

Liest man die Briefe dieses Jahres von Felix von Luschan an seine Mutter, so freut man sich geradezu mit ihm über die äußerst entspannenden Urlaubstage. Hetzte er 1876 immer wieder durch Bildergalerien, so geht er jetzt im Wald spazieren, isst und trinkt unter der Obhut von Frau Max gut und ausgiebig, nimmt erfrischende Bäder im Starnberger See oder fährt ein wenig Kahn im Grönländer (Kajak), macht Ausflüge nach Ambach oder auf die Rottmannshöhe, und widmet sich gemeinsam mit Max ausgiebig dessen neuer Leidenschaft – der Astronomie. Max hatte sich nämlich seit letztem Jahr ein neues Fernrohr zugelegt, das über zwei Zentner wog. Er versuchte „in die Geheimnisse seines Mechanismus einzudringen“¹⁴¹ und erging sich nun täglich mehrere Stunden lang in Sternkunde, diskutierte die Entfernung der Fixsterne, die Geschwindigkeit des Lichts, die Sonnenflecken und Protuberanzen, die Allgegenwart, die Allwissenheit usw. In Felix von Luschan hatte er für solchen Diskussionsstoff natürlich einen kongenialen Partner, und bald hält dieser brieflich fest:

„Jetzt aber beherrschen wir nicht nur den ganzen See, sondern kennen auch den Doppelstern im groszen Bären¹⁴², die vier Monde des Jupiter¹⁴³, den blutig rothen Mars und andere hohe Herrschaften so gut wie unsere Hemdknöpfe, und haben auch bereits eine neue Theorie über den Mond aufgestellt, die alle älteren Anschauungen über den Haufen wirft; in den schönen klaren Mondnächten an denen wir uns jetzt erfreuen, konnten wir nemlich nicht unschwer constatiren, dass der ganze Mond von einer riesigen Schneedecke bedeckt ist, nur so kann man das blendende Weisz seiner Ring-Berge und Thäler, seiner Krater & Plateau's erklären – und niemand kann das Gegentheil so leicht beweisen.“¹⁴⁴

Irdischer ging es bei einem Besuch beim großen Historienmaler Karl von Piloty, Max' Lehrer zu:

„Ich war höchst gespannt den Schöpfer der *Thusnelda*¹⁴⁵ von Aug zu Aug zu sehen, und fand mich nicht enttäuscht. Der „einstige, gute Lehrer und jetzige Beamte“ wie Max Piloty, den er durchaus nicht als groszen Künstler gelten lässt, in Hinsicht auf seine jetzige Stelle als

sche Se non e vero, ma ben trovato unterbricht, oder „Milla, Milla, Milla, komm her Milla“ schreit.“ - Brief Felix von Luschans an die Mutter aus Ammerland, 16. August 1877 (StaBi, PK, HA, NL von Luschan, K. 1).

¹³⁹ Brief Felix von Luschans an die Mutter aus Ammerland, 19. August 1877 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

¹⁴⁰ Brief Felix von Luschans an die Mutter aus Ammerland, 16. August 1877 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

¹⁴¹ Brief Felix von Luschans an die Mutter aus Ammerland, 19. August 1877 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

¹⁴² Der Stern Mizar bildet mit Alkor ein optisches Doppelsternsystem im Sternbild des Großen Bären bzw. des Großen Wagen (der sieben hellsten Sterne im Ostteil des Großen Bären), vgl. J. Herrmann, Welcher Stern ist das? Sterne und Planeten entdecken und beobachten. Mit 148 Sternbildkarten (Stuttgart 2009) 198 f. s. v. *Ursa maior*; H. A. Rey, Zwilling, Stier und Großer Bär. Sternbilder erkennen auf den ersten Blick (Zürich – Hamburg 2009) 32. 36.

¹⁴³ Felix von Luschan bezieht sich hier auf die vier Galileischen Monde Io, Europa, Ganymed und Kallisto. Alle anderen Monde des Jupiter wurden erst nach 1892 entdeckt, vgl. J. W. McNally, Jupiter and how to observe it (London 2008); Herrmann a. O. 46 f.

¹⁴⁴ Brief Felix von Luschans an die Mutter aus Ammerland, 19. August 1877 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

¹⁴⁵ Carl Theodor von Piloty, *Thusnelda im Triumphzug des Germanicus* (1873).

Academiedirector bezeichnet¹⁴⁶, hat in der That ein ungemein imponirendes Aussehen, mir machte er bald den Eindruck eines alten verwitterten riesengroszen Infanterie-Obersten, bald den eines jungen oder wenigstens vollkräftigen Indianer Häuptlings – wesentlich sind seine funkelnden Augen, seine scharfen Züge und seine riesenhafte Länge, ein fast zwanzig-jähriges Magenleiden hat nicht dazu beigetragen, diesen Eindruck zu mildern, und dasz er manchmal so ganz alt manchmal wieder viel jünger aussieht, als er eigentlich ist, scheint mir eine Folge seiner gegenw<ärtigen> Lebensweise zu sein: seit 6 Wochen hat er auszer Milch und Cognac absolute nichts zu sich genommen. Im übrigen war er auszerordentlich lebenswürdig und pries besonders die „echten Kunstverständigen“ die um die Kunst gleiche Verdienste hätten, als die Künstler selber etc. Er sprach sodann über Kunstvereine und die beinahe ebenso nixnutzigen Kunsthändler, über Milchkost und Magen Pumpe, über Mondesfinsternisse und Tabakrauchen etc, und entliesz uns nach etwa einer halben Stunde sehr gnädig – ich weisz nicht woran es eigentlich liegt aber das ganze machte mir trotz allem in allem sehr den Eindruck einer Audienz.¹⁴⁷

Wo immer Max sich in der Öffentlichkeit zeigte, war er „wenn irgend ein Familienvater oder sonst ein kundiger Mann Max erkannte, ... immer von einem ganzen Schwarm von Backfischen, Kindern etc umringt ..., die alle Max wie ein höheres Wesen oder einen preisgekrönten Stier angafften, und sich immer nur verloren, um anderen Platz zu machen“. Das amüsierte von Luschan ungemein und er fügte noch hinzu: „Dasz wir den ganzen Tag unter circa 200 ♀ Wesen nicht ein einziges angetroffen, das nicht decidirt „schiach“ gewesen wäre, ist für bayrische Verhältnisse im Allgemeinen und für Maler-Bedürfnisse im Besonderen gewisz sehr bezeichnend.“¹⁴⁸ Auf einem dieser Spaziergänge in Ambach gelangten sie übrigens „zu einer wunderbar schön gelegenen Bank“, die Luschan „an der ganzen Scenerie und den jungen Birken sofort als die Adagio Bank erkannte, eine Diagnose deren Richtigkeit mir Max auch bestätigte.“¹⁴⁹ Während eines anderen Ausfluges besichtigten sie die Kirche in Holzhausen, um die Fresken, die der Maler Knöchl¹⁵⁰ restaurierte, zu sehen. In Erinnerung blieb Luschan dabei aber vor allem „das Orgelspiel von G<abriel> Max und Knöchl, der erstere spielte Händel der andere zum Scherz einen Walzer was sich infam aber doch auch interessant ausnahm.“¹⁵¹

Wie er einen typischen Tag in Ammerland zubrachte, berichtete Felix seiner Mutter in einem Brief, den er am 1. September 1877 in Salzburg verfasste:

¹⁴⁶ Gabriel Max gelang 1862 mit seinem Gemälde *Der sich hängen gebende Judas* die Aufnahme in die Piloty-Schule, s. J. Wurst – S. Streppelhoff, Carl Theodor von Piloty 1826–1886. Ein Künstlerleben, in: R. Baumstark – F. Büttner (Hrsg.), Großer Auftritt. Piloty und die Historienmalerei. Ausstellungskatalog München, Neue Pinakothek, 4. April bis 27. Juli 2003 (Köln 2003) 90.

¹⁴⁷ Brief Felix von Luschans an die Mutter aus Ammerland, 22. August 1877 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

¹⁴⁸ Brief Felix von Luschans an die Mutter aus Ammerland, 22. August 1877 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

¹⁴⁹ Brief Felix von Luschans an die Mutter aus Ammerland, 22. August 1877 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

¹⁵⁰ Max Schwägerin, Helene Kitzing, hatte damals im Maler Baron Cuno von Bodenhausen einen Verehrer gefunden, der gemeinsam mit seinem Freund, dem Maler Hans Knöchl, ebenfalls am Starnberger See urlaubte.

¹⁵¹ Brief Felix von Luschans an die Mutter aus Ammerland, 22. August 1877 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

„Aufgestanden wurde also sehr spät. Lecture von Littrow's Astronomie¹⁵² bis zum Frühstück bei dem nur Frau & Herr Max Grandmama ich und manchmal Mimi erscheinen. Dann Wald, Spielen mit den Kindern und naturhistorische Beobachtungen, die manchmal sehr lehrreich, immer lustig sind. So hatte ich das berühmte Spielen der Katze mit der Maus bisher immer für übertrieben und fabelhaft gehalten und war sehr erstaunt das Gegentheil oft zu sehen. Wenn wir nemlich ganz gemächlich auf irgend einer Bank im Park saszen und mit den Kindern schwätzten kam fast regelmäszig eine unserer beiden Wunder Katzen mit einer gefangen<en> Maus oder einer Blindschleiche, eine solche sah ich sogar einmal von den Katzen auseinandergerissen werden, die sich offenbar über die lebhaften Bewegungen des kopflosen Theiles nicht wenig verwunderten. Eine Art Fortsetzung dieser naturgeschichtlichen Studien bestand sodann in einer groszen Schüssel gestockter Milch, die ich mit Höllone [d. i. Helene Kitzing] auslöffeln zu dürfen die erlesene Ehre genosz; dasz wir dabei manchmal wie Hund und Katze aneinandergeriethen ist erklärlich, es war ja ihr erstes Frühstück und seit meinem ersten schon wieder geraume Zeit verflösen. Dann wurde geplauscht, eventuell auch Handschuh geflickt und um 12 Uhr gebadet. Groszartiges Diner um 1 Uhr, Caffé um 2½ Uhr, Bummeln im Park, anthropol<ogisch> ethnographische Lecture, Venetianische und andere besonders Amsterdamer Reise Pläne, eventuell zweites Bad, Kahnfahrt, 7 Uhr Souper, mit eingebrochener Dunkelheit Aufstellung des Tubus, der erst auf allgemeines – Gähnen wieder ins Zimmer transportirt wird, was bei seinen fast vollen 2 Centnern und unserer Schlaftrunkenheit nicht immer leicht geht – oder eigentlich und leider ging. Nach Vertilgung mehrerer groszer Äpfel gings dann ins Riesenbett und nach langem & tiefen Schlaf begann die grosze Tagesarbeit von neuen, zu deren noch besserer Characterisierung ich, auf die Gefahr unendlichen Hohnes von Seite meines vielgeliebten Bruders nur noch anführen musz dasz ich täglich nach dem Frühstück mit Frau Max eine Cigarette rauchte und tagsüber nicht weniger als 2 Liter Bier vertilgte, ein Quantum das in Anbetracht der 10 Liter die täglich auf das Wohl des kleinen Colon von einer einzigen Person getrunken wurden noch recht gering erscheint.“

Nach München fuhr von Luschan in diesem Jahr nur, wenn es ihn wirklich hinzog, so etwa, um in Max' Atelier die *Kindsmörderin* (Abb. 20) zu sehen. Sie ist, nach der Beschreibung von Luschans, „von colossaler Wirkung: Die Mutter sitzt oder lehnt halbohnmächtig in hohem Schilf und nimmt Abschied von dem armen Wurm. Neben der Kindsmörderin hängt ein anderes kaum weniger prachtvolles Bild das noch dazu schon beinahe fertig und ganz verkauft ist, während die Kindsmörderin nicht vollendet wird solange sie in Max's Besitz bleibt. Es ist eine schwarz verschleierte junge Frau mit schwarzem Haare und Augen und bleichem Gesichte das sich von dem gestirnten Nachthimmel gar seltsam abhebt, sie ist im Begriffe einem alten Mann eine Gabe zu reichen. Die Zeichnung streng antik, das Colorit streng Max – das ganze über jede Beschreibung erhaben. Andere Bilder sind in Menge skizzirt, vor allen interessirte mich die erste Anlage zu einem Prometheus, der für die Pariser Ausstellung bestimmt ist. Ausserdem sah ich einen falschen Max, wie davon jetzt hunderte in der Welt circuliren, alle mit der genau copirten Signatur

¹⁵² Welches der zahlreichen astronomischen Werke von Joseph Johann von Littrow gelesen wurde, kann nicht erschlossen werden. Zur Person s. Österreichisches Biographisches Lexikon 5 (1972) 251 f. (F. d'Occhieppo); Neue Deutsche Biographie 14 (1985) 712 f. (S. Lechner).

versehen. Dieser – eine infame Copie des Waisenkindes – war Max mit der Frage „ob echt“ von dem Münchener Kunsthändler Riegner zugesandt worden. Max schrieb neben den gefälschten Namen. „Nicht von mir

Gab Max“

Das schlechte Bild ist nun also wenigstens doch nicht ganz werthlos.¹⁵³

Natürlich wurde bei diesen Aufenthalten in München den zahlreichen Neuzugängen zu Max' Sammlung große Aufmerksamkeit und sehr viel Zeit gewidmet. Schließlich war es von Luschan noch vergönnt, ein weiteres, seinen Besuch bei Max sozusagen abschließendes Highlight in München zu erleben - eine abendliche Einladung zu einer Garten-Soiree beim Maler Claudius Schraudolph, bei welcher unter anderen auch Makart, Gedon, Lenbach, Penther, Flüggen und der Architekt Seidl zugegen waren. Die Schilderung dieses Abends durch von Luschan ist ein kleines Charakterstück. Zur Erinnerung konnte er auch ein Blatt mit Autographen aller Teilnehmer mit nach Hause nehmen, das vielleicht jenes ist, welches Kiffner (s. o.) erwähnte¹⁵⁴.

Besonders gut amüsiert hatte sich Hans Makart, der, „als sich die Gesellschaft etwas vor 2 Uhr auflöste“, „vollständig unzurechnungsfähig geworden“ war und von Max und von Luschan nach Hause gebracht werden musste. Letzterer musste Makart noch versprechen, ihn am nächsten Morgen aufzusuchen, sozusagen zur ärztlichen Nachbehandlung: „Ich fand seine spannlangen Stiefelchen und seine rothseidenen Kleidchen von gestern vor seiner Thüre liegen, die er eben öffnen wollte als ich klopfte; er war diesmal in Röhrenstiefeln und dunkeln Reisekleidern mit Pluderhosen aber sehr bleich und katzenjammerig. Er war eben im Begriffe im Salon zu frühstücken und lud mich ein mitzuthun. Ich mühte mich mit Aufgebot meiner ganzen Kraft ab, ihn eine Stunde lang zu unterhalten, bis ich durch Penther und Liezen Mayer abgelöst wurde. Makart hatte sich inzwischen mittelst etwas Thee und viel Rhum und Westphäler Schinken vollkommen restaurirt ...“¹⁵⁵.

Was streng genommen vom 'Brüxer Schädel' den Ausgang genommen hatte, endet - zumindest in den Münchner Reisebriefen Felix von Luschans an seine Mutter - bei einer Garten-Soiree. Diese Briefe wie auch die direkte Korrespondenz zwischen von Luschan und Max offenbaren uns eine Beziehung, die durch mehrwöchiges Zusammenleben in München und Ammerland für eine gewisse Zeitspanne eine sehr enge war, und bringen zahlreiche bislang unbekannte Fakten zu Leben und Werk beider außerordentlicher Gestalten ans Licht. Die Übernahme von Porträtzügen Felix von Luschans in Gemälden von Gabriel Max („Venus und Tannhäuser“ und „Christuskopf“, über den derzeit allerdings nichts Näheres gesagt werden kann) ist nur ein Detail

¹⁵³ Brief Felix von Luschans an die Mutter aus Ammerland, 22. August 1877 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

¹⁵⁴ Dieses aufzufinden, ist mir bislang versagt geblieben. In seinem in Salzburg verfassten Brief an seine Mutter vom 1. September 1877 schreibt Felix von Luschan dazu Folgendes: „Sehr freut mich auch ein Blatt mit Autographen der ganzen Schraudolphschen Garten-Gesellschaft. Etwas vor Mitternacht nemlich begann es kühl zu werden – ganz unmerklich komme ich hiemit wieder auf mein eigentliches Thema und mit groszer Befriedigung nehme ich den Faden wieder auf – es wurde debattirt ob man nicht in das Haus gehen solle, ich producirte schnell ein Photographien Couvert und proponirte und concipirte eine Adresse an die Hausfrau, dasz es herauszen schöner sei, mit allen Unterschriften (für und wider) versehen, gelangte es als im voraus bedungenes Geschenk wieder in meine Hände, zur immer interessanten Erinnerung an diesen sehr lustigen „Abend“.“ [Die Unterstreichungen wurden nachträglich mit Bleistift vorgenommen.]

¹⁵⁵ Brief Felix von Luschans an die Mutter aus Salzburg, 1. September 1877 (StaBi, HA, NL von Luschan, K. 1).

davon, wenngleich ein sehr spezielles. Felix von Luschan ist dadurch in gewissem Sinn in die Kunstgeschichte eingetreten.

Abbildungsnachweis:

Abb. 1: Photo: Privatbesitz

Abb. 2: nach Katalog München 2010, Frontispiz

Abb. 3: StaBi, PK, HA, Slg. Darmstaedter 2i 1888 (Luschan, Felix von).

Abb. 4: StaBi, PK, HA, Slg. Darmstaedter 2i 1888 (Hamdy Bey, O.)

Abb. 5: StaBi, PK, HA, NL von Luschan, K. 1, Konvolut „Briefe von Christine von Luschan an Frau Georgiana von Hochstetter

Abb. 6: Nationalmuseum Warschau, © Wilczyński Krzysztof/Muzeum Narodowe w Warszawie

Abb. 7: Frye Art Museum, Seattle, Washington. Charles and Emma Frye Collection, 1952.116

Abb. 8: nach Katalog München 2010, 250 Abb. 235, mit freundlicher Genehmigung der Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim

Abb. 9: StaBi, PK, HA, NL von Luschan, Korrespondenz mit Gabriel Max

Abb. 10: nach E. A. Berg, Als der Adler noch zwei Köpfe hatte. Ein Florilegium 1858–1918 (Graz u. a. 1980) 33 Abb. 15

Abb. 11: Neue Freie Presse, Morgenblatt, Nr. 4135, Dienstag, 29. Februar 1876, S. 11

Abb. 12: nach Katalog München 2010, 78 Abb. 63

Abb. 13: StaBi, PK, HA, NL von Luschan, Korrespondenz Franz von Defregger

Abb. 14: nach Katalog München 2010, 173 Abb. 153

Abb. 15: nach Katalog München 2010, 149 Abb. 121

Abb. 16: nach Katalog München 2010, 175 Abb. 155

Abb. 17: nach Katalog München 2010, 26 Abb. 7

Abb. 18: nach Katalog München 2010, 110 Abb. 83

Abb. 19: nach Katalog München 2010, 23 Abb. 5

Abb. 20: nach Katalog München 2010, 132 Abb. 109

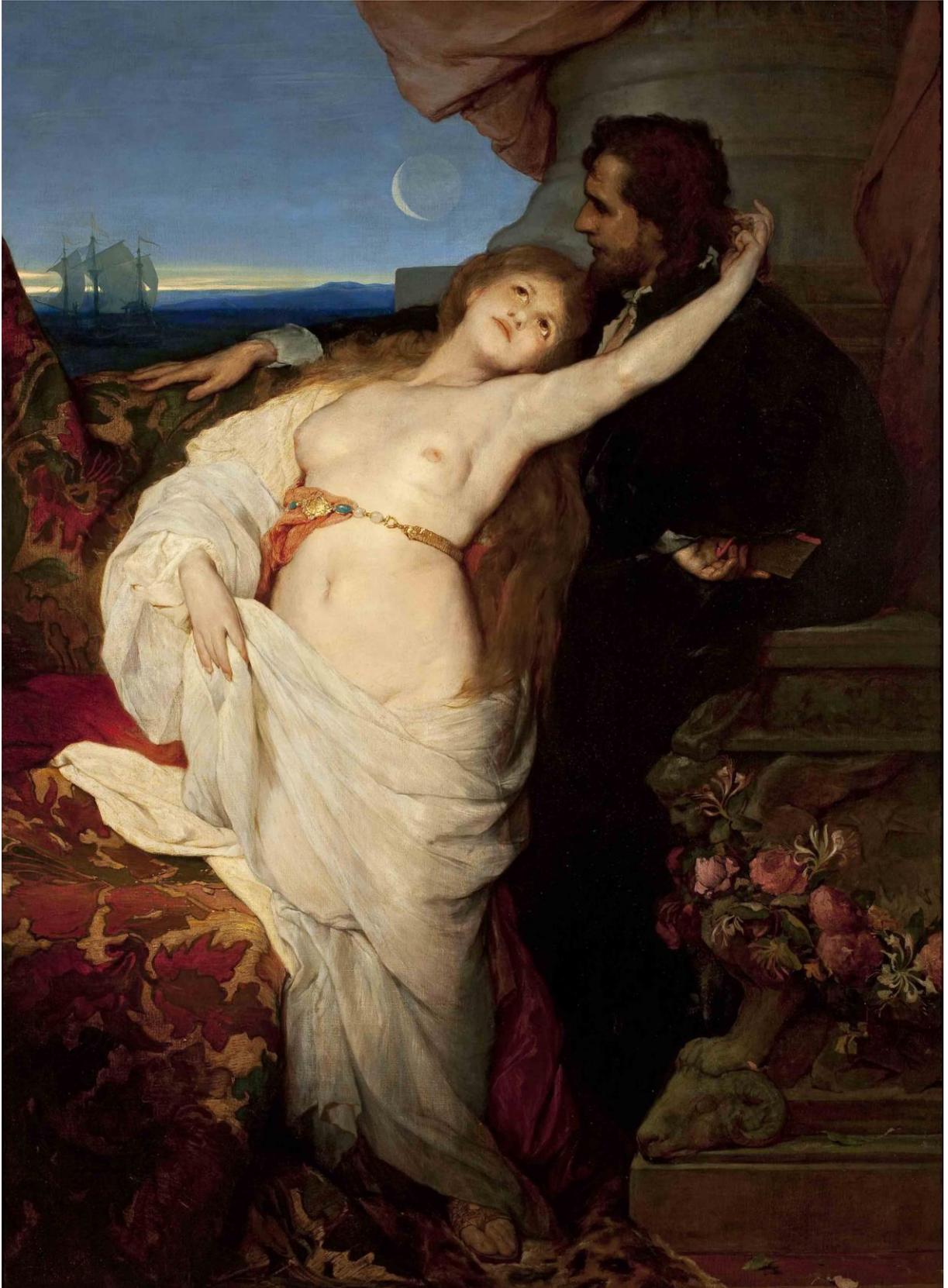


Abb. 6: Gabriel Max, Tannhäuser und Venus, 1878, Nationalmuseum Warschau, Inv.Nr. M.Ob. 500



Abb. 10: Franz Poledne, Das „Schönbrunnerhaus“, 1893

Oesterr. Kunstverein
 Stadt, Tuchlauben Nr. 8.
 Das große Gemälde von G. Benczur in München:
„Die Taufe Königs Stephan des Heiligen“,
 dann das berühmte Bild von Gabriel Max:
„Christus erweckt des Jairus Töchterlein“,
 nebst den Gemälden „Abasver“ und „Grass in der Löwengrube“ von
 G. Max. — Ueberdies reichhaltige Ausstellung von hervorragenden Meisterwerken des
 In- und Auslandes. — Täglich von 9–4 Uhr. — Die Mitgliedskarte gilt vom Tage
 des Eintrittes ein volles Jahr.

Abb. 11: Werbeanzeige des Österreichischen Kunstvereins, Neue Freie Presse, Morgenblatt, Nr. 4135, Dienstag, 29. Februar 1876, S. 11

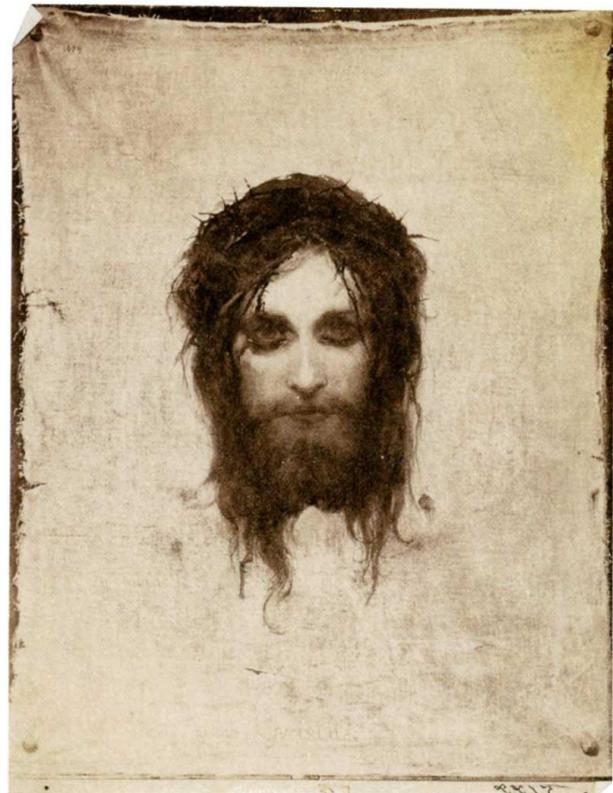


Abb. 12: Gabriel Max, Christuskopf auf dem Schweißstuch der Hl. Veronika, 1874, Leinwand, zeitgenössische Reproduktion, Städtische Galerie im Lenbachhaus, München

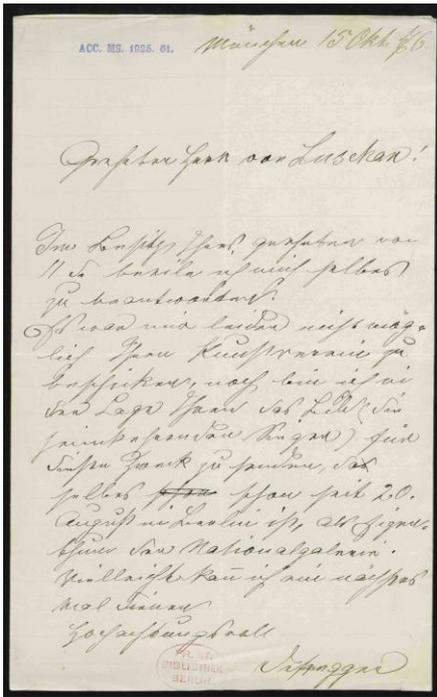


Abb. 13: Brief von Franz von Defregger an Felix von Luschan aus München, 15. Oktober 1876



Abb. 14: Gabriel Max, Die Löwenbraut, 1875, zeitgenössische Reproduktion



Abb. 15: Franz Hanfstaengl, Verlagsalbum für den internen Gebrauch, ein Blatt mit Reproduktionen von Werken Gabriel Max', Münchner Stadtmuseum



Abb. 16: Gabriel Max, Letzter Gruss (auch: Ein Gruss), 1874, zeitgenössische Reproduktion im Verlag V. Flüggen & Comp. München, Städtische Galerie im Lenbachhaus, München

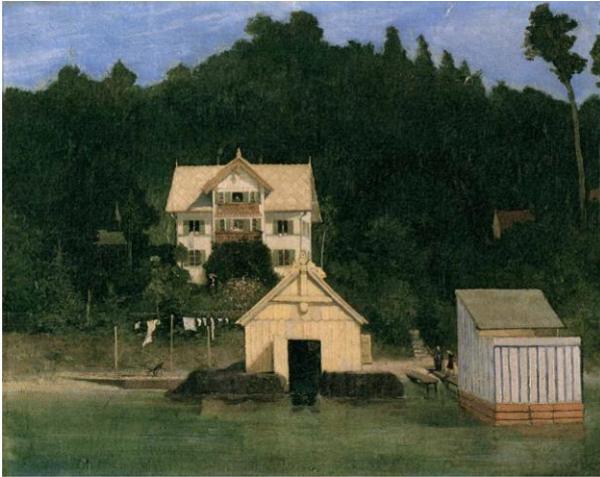


Abb. 17: Gabriel Max, Das Wohnhaus des Künstlers in Ammerland, nach 1875, Leinwand, Städtische Galerie im Lenbachhaus, München



Abb. 18: Gabriel Max, Adagio, 1870, Leinwand, Belvedere, Wien



Abb. 19: F. Werner, Emma Max mit den Kindern Corneille, Ludmilla und Colombo, 1. Hälfte 1880er Jahre, Privatbesitz

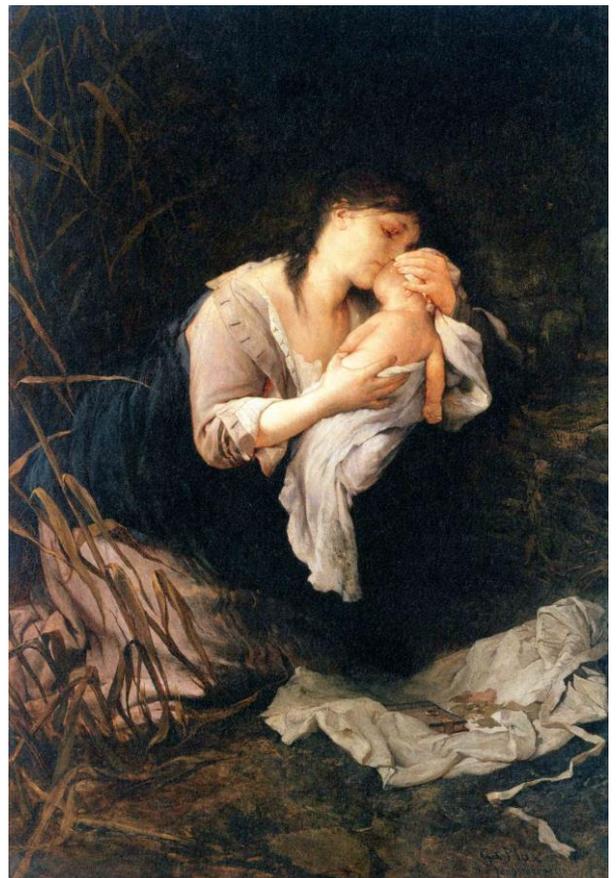


Abb. 20: Gabriel Max, Die Kindsmörderin, 1877, Leinwand, Hamburger Kunsthalle

Die Skizzenbücher der Christine von Luschan (1833–1879) Lokalgeschichtliche Erkenntnisse zu Millstatt und Oberkärnten

Axel Huber

Christine von Luschan kam am 25. Dezember 1833 in Gongosoco/Brasilien als Tochter des aus dem Zillertal stammenden Geologen Johann Carl Hocheder und seiner Frau Leocadia, geborene Alberti, zur Welt. Sie war mit dem Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Maximilian Ritter von Luschan (Abb. 1 & 2)¹ verheiratet, dem sie drei Söhne, Felix (1854–1924), den früh verstorbenen Max (1855–1873) und Oskar (1858–1909), gebar.²

Von Jugend an künstlerisch begabt, hatte sich Christine von Luschan intensiv für Malerei interessiert und auch selbst, vor allem im Urlaub, regelmäßig gezeichnet. Ihre Zeichnungen und Aquarelle entstanden zwischen dem 19. Juli 1874 und dem 21. August 1878, vorwiegend an Orten, die mit dem neuen Massenverkehrsmittel, der Eisenbahn, erreichbar waren. Sie zeugen von einer regen Reisetätigkeit des in diesem Zeitraum in Wien ansässigen Ehepaares Luschan zu den damals in Mode kommenden Sommerfrischeorten in Kärnten, die mit der 1871 durchgehend befahrbaren Kronprinz-Rudolf-Bahn (von Wien bis nach Villach) gut erreichbar waren.³ Die Südbahn Marburg – Franzensfeste erschloss ihr weitere Urlaubs-Destinationen im Süden der k. k. Monarchie, sodass sich letztendlich der geografische Bogen ihrer durch Skizzen nachvollziehbaren Reisen von Linz im Norden bis Triest im Süden und von Cilli im heutigen Slowenien bis ins Südtiroler Pustertal⁴ spannte. Doch der Großteil der

¹ Aus J. Siebmacher`s grosses und allgemeines Wappenbuch, 4. Bd., 8. Abt., A. M. Hildebrandt, Der Kärntner Adel, Nürnberg 1879, S. 176.

² Vgl. Liselotte Knoll, Felix von Luschan – Ergänzungen zur Biographie und Bedeutung dieses Pioniers der Ethnologie, in: Franz Nikolasch (Hrsg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten, Millstatt 2004, S. 75 ff. – Abgekürzt: Symposium 2004.

³ Vgl. J. C. Hofrichter, Die Kronprinz Rudolfs-Bahn im Bereiche von Steiermark und Kärnten. Historisch-topographisch geschildert mit Andeutung der Nebenwege, Klagenfurt 1871; Herrn Dr. Hubert D. Szemethy, dem ich viele kritische Anmerkungen zu dieser Ausfertigung meines Vortrages verdanke, verweist auf weitere einschlägige Bahn-Literatur: Sepp Tezak, Die Rudolfsbahn, 2 Bände, Wien 1991–1992; Detlef Löffler (Hrsg.), Wien – Triest. Der Drang in den Süden: Von den Anfängen der Kronprinz Rudolf-Bahn bis zum heutigen Ausbau der Südbahn und der Pontebbana, Wien u.a. 2008.

⁴ 18 Aquarell-Skizzen von Christine von Luschan, entstanden zwischen dem 19. Juli und dem 21. August 1878, belegen ganz offensichtlich ihren Aufenthalt in Toblach, von wo aus sie Ausflüge in die nähere (Aufkirchen, Bad Alt Prags, Schluderbach) und weitere Umgebung (St. Vigil / Enneberg, Schloss Taufers) unternahm.

Skizzen ist in den damals bedeutenden Kärntner Kurorten St. Leonhard im Bade⁵, Warmbad Villach und im Großraum von Millstatt entstanden.

In Millstatt, von wo die meisten Skizzen von Christine von Luschan herrühren, haben sich nach ihrem frühen Tod ihre beiden Söhne niedergelassen. In den Jahren 1883/84 erbaute Felix, der Arzt und Forscher, die der Spitzhacke zum Opfer gefallene *See-Villa Felicitas* (Abb. 3) und Oskar, der Notar und wie sein Bruder spätere Ehrenbürger von Millstatt, die heute noch bestehende *Villa Margarethe*. Wegen der exponierten Lage der beiden Villen am östlichen Ortsende sprach man früher in Millstatt vom *Äußeren* (Felix) und *Inneren* (Oskar) *Luschan*. Die Ruhestätte der Familie Ritter von Luschan befindet sich an der nördlichen Friedhofsmauer der Stiftskirche von Millstatt.

Felix von Luschan war zuletzt Direktor des Völkerkundemuseums in Berlin, wo er als letzter seines Stammes kinderlos verstarb. Auf Grund seiner langjährigen, wissenschaftlichen Tätigkeit in Berlin ging der Großteil seines Nachlasses in den Preußischen Kulturbesitz über. So erklärt es sich, dass sich in der Staatsbibliothek zu Berlin vier Skizzenbücher seiner Mutter erhalten haben. Hubert D. Szemethy hat sie im Zuge seiner Luschan-Forschungen „entdeckt“.⁶ Durch seine Vermittlung stellte mir die Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, aus dem Nachlass Felix von Luschans Scans von Skizzen der Christine von Luschan für eine PowerPoint-Präsentation am 25. Juni 2011 zur Verfügung, wofür ich mich aufrichtig bedanken möchte! Es besteht die Absicht, die Skizzenbücher der Christine von Luschan als Bildband der Forschung und einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Aus diesem Grunde werden vorerst exemplarisch nur einige ausgewählte Bilder von Millstatt vorgestellt.

Das Benediktinerkloster Millstatt, um 1070 auf einer weit in den Millstätter See hineinragenden Landzunge errichtet, war von seiner Gründung an durch die immer wiederkehrenden Hochwässer des Riegerbaches⁷ und mit den damit einhergehenden Vermurungen und Aufschüttungen des Geländes betroffen. Das „versunkene“ Kirchenschiff,

⁵ Vgl. Gustav Budinsky, *Alpenbad St. Leonhard nächst Feldkirchen in Kärnten*, Graz 1879.

⁶ Vgl. Peter Ruggendorfer & Hubert D. Szemethy (Hrsg.), *Felix von Luschan (1854–1924). Leben und Wirken eines Universalgelehrten*, Wien-Köln-Weimar 2009 sowie die einschlägigen Referate in den Millstätter Symposiumsberichten der Jahre 2003 bis 2011.

⁷ Eberhard Kranzmayer, *Ortsnamenbuch von Kärnten*, II. Teil, Klagenfurt 1958, S. 178: *Riegerbach* gesprochen, zu schriftslovenisch *reka* „Bach“, also Tautologie; der Millstätter Riegerbach (es gibt auch einen in Radenthein, der in Döbriach in den See mündet) wird auch *Leitenbach* genannt und hieß in alter Zeit *Mils*.

zu dem man heute über insgesamt vier Stufen hinabsteigen muss⁸, gibt Zeugnis von wiederholten Schlamm- und Geröllauflandungen (Abb. 4). Erst die um 1500 von den Georgsrittern erbauten Befestigungsanlagen rund um das Stift verhinderten ein weiteres „Absinken“ der Kirche.

Ein Holzschnitt aus der Jesuitenzeit – die älteste erhaltene Ansicht von Millstatt – zeigt, dass man zwischen der östlichen Wehrmauer und dem damals noch unverbauten Riegerbach als zusätzlichen, sich als sehr wirkungsvoll erweisenden Hochwasserschutz eine Mauer errichtet hat (Abb. 5). Ein wirklich beeindruckendes Beispiel für einen sehr frühen Hochwasser-Schutzbau in Kärnten!

Eine detailgetreue und aufschlussreiche Skizze von Christine von Luschan ist am 30. August 1877 am Beginn des Schluchtweges, gleich nach der heute noch bestehenden Steinbrücke über den Riegerbach, entstanden. Sie zeigt uns, wie man die direkt am damals noch unverbauten Wildbach gelegenen Häuser durch hoch über dem Wegniveau angeordnete Eingangstüren, die über viele vorgelegte Stufen zu erreichen waren, wirkungsvoll gegen die kleineren, jährlich wiederkehrenden Hochwässer geschützt hat (Abb. 6).

Aus dem Franziszeischen Kataster von 1827 ist ferner ersichtlich, dass sich entlang der Hochwasserschutzmauer die sogenannte Überfuhrasse vom alten Ortskern zum See hinunter erstreckte und dass das Areal des nicht mehr existierenden Meierhofes des Stiftes gleichfalls durch seine Situierung im „Windschatten“ der mächtigen Wehranlagen vorzüglich vor Überflutungen des Riegerbaches geschützt war (Abb. 7). Der ausgedehnte Gebäudekomplex der Stiftsmeierei ist in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert abgebrannt. Die Brandruine hat Christine von Luschan mit Farbskizzen detailreich dokumentiert (Abb. 8 & 9). Sie hätten sich vorzüglich zur Illustration des ersten Fremdenführers von Millstatt geeignet, welchen der Grazer Universitätsprofessor Dr. Fritz Pichler 1879 veröffentlichte. Er schreibt: „Den von Abend her Ankommenden empfangen – nicht zum Erfreulichsten – die Ruinen der Wirtschaftsgebäude. Sie ragen, von einem früheren Brande noch geschwärzt, mit ihren Fensterlucken auf. In ihren höheren Räumen aber sieht man romanische Marmorsäulen mit

⁸ Eine Sage über die Entstehung von Millstatt gibt dafür nachstehende Erklärung: „Domitian (ein zum Christentum übergetretener karantanischer Herzog, Anm. d. Verf.) selbst soll in der von ihm erbauten Kapelle begraben worden sein, die noch immer neben der Millstätter Stiftskirche steht. In dieser Kapelle wird auch jetzt noch Anfang Februar zu Ehren Domitians eine Andacht gehalten. Als vor vielen Jahren ein Pfarrer diese Andacht unterließ, sank die Kirche um einen Meter tiefer in die Erde, nur der Altar blieb an seinem bisherigen Platz stehen. Darum muss jeder, der die Stiftskirche von Millstatt betritt, am Eingang etliche Stufen hinabsteigen“. Zitiert nach Matthias Maierbrugger, Kärntner Sagenbuch, 2. verbesserte Auflage, Klagenfurt 1974, S. 107 f.

Würfelp kapitellen, der Torturm (Siebenhirterturm, Anm. d. Verfassers) winkt mit einem Zeltdach, ein kleiner Dachreiter sitzt oben auf, Schiessscharten, gotische Fenster, Wappenschilder empfangen dich“.⁹ Die eingäscherten Gebäude wurden nach der Feuersbrunst nicht mehr aufgebaut. Zur Verschönerung des Ortsbildes für den damals aufkommenden Fremdenverkehr hatte man unter dem agilen Bürgermeister Franz Burgstaller (1837–1920)¹⁰ die Ruinen vollständig geschliffen.¹¹

Mitten aus den Ruinen ragt in einer der Skizzen (siehe Abb. 9) ein turmartiges Bauwerk mit roter Dacheindeckung hervor. Dabei könnte es sich um einen jener kleinen Wehrtürme im westlichen Vorfeld des Klosters handeln, die auf einem in der Domitianskapelle hängenden Votivbild¹² aus dem 18. Jahrhundert dargestellt sind (Abb. 10). Merkwürdig ist, dass die mit Türmchen versehene Wehrmauer im Kataster von 1827 nicht eingezeichnet ist, wie überhaupt das Ruinenfeld in den Luschan-Skizzen ausgedehnter als im Plan dargestellt erscheint (vgl. Abb. 7).

Eine höchst aktuelle Bauuntersuchung des im Dornröschenschlaf verharrenden Hotels Lindenhof¹³ illustriert eine weitere Skizze von Christine von Luschan, die die wehrhafte Südfassade des Stiftes vor der Umgestaltung in ein für damalige Begriffe mondänes Hotel zeigt (Abb. 11). In dieser Fotomontage ist links oben die um 1900 gebräuchliche Bezeichnung „Rainerturm“ vermerkt. Der Name leitet sich von der verwitweten Katharina Rainer, geborene Lackner (1869–1930) ab, die den ersten Eigentümer und Errichter des Hotels Lindenhof, den Wiener Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Alexander Pupovac (1866–1918), in zweiter Ehe heiratete¹⁴. Rechts oben ist eine mit 1498 datierte Marmorplatte, B = 86 x H = 78 x T = 13 cm, mit dem Wappen des St. Georgsritterorden sowie den beiden Wappen des ersten Ordenshochmeisters Johann Siebenhirter eingebildet. Diese wurde angeblich vor vielen

⁹ Vgl. Fritz Pichler, Seebad Millstatt in Oberkärnten, Wien 1879, S. 9.

¹⁰ Matthias Maierbrugger, Die Geschichte von Millstatt, Klagenfurt 1964, S. 321 f.

¹¹ Vgl. Daniel Kotz, Millstatt und Umgebung, Wien o. J. (1. Auflage ca. um 1883, 2. Auflage 1888, Verlag Waldheim).

¹² Ein weiteres der insgesamt vier Votivbilder in gleicher Aufmachung zeigt den brennenden Markt Spittal an der Drau. Der Dehio Kärnten, 3. Auflage, Wien 2001, S. 544, datiert die Bilder in das Jahr 1720.

¹³ Christiane Wolfgang, Der Lindenhof in Millstatt. Historische Bauuntersuchung. Wien Februar/März 2009. – Frau Mag^a. Christiane Wolfgang, Wien, ist für die Überlassung eines reich bebilderten, insgesamt 55 Seiten umfassenden Exemplars zu danken.

¹⁴ Vgl. Axel Huber, Pfarrer Johann Mittendorfer (1846–1906) und die politisch-religiösen Verhältnisse in Millstatt um 1900, in: Symposium 2004, S. 124, wo im Anhang der Partezettel der Namensgeberin – der dreimal verheirateten, geborenen Katharina Lackner (1869–1930) – wiedergegeben ist. Ihre sehr gepflegte Gruft befindet sich an der westlichen Friedhofsmauer, nördlich des gemauerten Eingangsportals.

Jahren aus dem Keller des zum Hotelkomplex gehörigen Klosterstöckels geborgen und vom damaligen Eigentümer dem Stiftsmuseum überlassen, wo sie sich noch immer befindet.

Je länger ich mich mit den Skizzen von Christine von Luschan beschäftige und diese mit noch existierenden Objekten vergleiche, um so öfter muss ich ihre nahezu fotografisch exakten Abbildungen bewundern. So auch in diesem Fall bei der Darstellung des Mühlturmes und des in diesen seeseitig eingelassenen Wappensteines. Bei neuerlicher sehr genauer Betrachtung, – die erst im Zuge der Niederschrift der gegenständlichen PowerPoint-Präsentation erfolgte –, musste ich feststellen, dass Christine von Luschan über den drei Wappen noch ein Schriftfeld andeutet, welches in dem von mir bei meinem Vortrag vorgestellten und im Stiftsmuseum verwahrten Wappenstein nicht (!) vorhanden ist. Man vergleiche dazu den bauzeitlich versetzten Wappenstein aus Sandstein an der Nordseite des Siebenhirterturmes. Er hat über den drei Wappen ein Schriftfeld mit einer dreizeiligen Bauinschrift von 1499¹⁵ (Abb. 12). Wie die Forschungen von Frau Christine Wolfgang zeigen, war der Mühlurm als Schalenturm erbaut (Abb. 13). Das heißt, man errichtete lediglich die dem Feind zugekehrten Außenmauern. Auf einen gemauerten Innenausbau wurde verzichtet. Dies bedeutet, dass der Mühlurm theoretisch schneller zu errichten war als sein westliches Pendant, der voll ausgebaute Siebenhirterurm. Aus diesem Grund erscheint die Fertigstellung des Mühlurms bereits im Jahre 1498 möglich, lässt sich aber mit dem anlässlich der Tagung 2011 vorgestellten Wappenstein nicht eindeutig belegen.

An Hand einer weiteren, detailgetreu gezeichneten Skizze von Christine von Luschan war es möglich, ein aus Millstatt stammendes Marmorrelief des 2. Hochmeisters des St. Georgsritterordens, Johann Geumann, gestorben 1533, im Klagenfurter Lapidarium eindeutig zu identifizieren (Abb. 14). Ein dementsprechender Artikel des Verfassers ist im Jahrbuch des Geschichtsvereines für Kärnten erschienen.¹⁶ Ergänzend dazu ist zu berichten, dass die im Freien über Jahrzehnte Wind und Wetter ausgesetzte Marmorplatte¹⁷ in der Zwischenzeit in ein Depot überstellt wurde.

¹⁵ Vgl. Friedrich W. Leitner, Die Inschriften des Bundeslandes Kärnten, 1. Teil, Klagenfurt 1982, S. 50, Kat. Nr. 108. Wappenstein aus weißem Marmor (sic!).

¹⁶ Axel Huber, Ein (Tumba?)-Relief mit dem Wappen von Johann Geumann, † 1533 sowie die Gonzaga Imprese mit der Turteltaube, in: Carinthia I., 200. Jg., Klagenfurt 2010, S. 293 ff.

¹⁷ Ebenda, S. 306.

Wie eingangs erwähnt, sind die beiden Luschan-Villen in Millstatt erst nach dem Ableben von Christine von Luschan erbaut worden.¹⁸ Anlässlich ihrer Aufenthalte in Millstatt hat sie wohl im Gasthaus *Seewirth* von Anton Trebsche (Abb. 15) logiert.¹⁹ Das von ihr gezeichnete Gebäude, laut einer alten, nicht mehr existierenden Aufschrift: *Gasthaus zum Seewirt, gegründet Anno 1793*, scheint sich äußerlich bis zur Hochwasserkatastrophe vom 31. Juli 1958, die die Ostfront des Hauses zum Einsturz brachte, unverändert erhalten zu haben (Abb. 16). Auf diesem Foto sind auch noch die Tische zu erkennen, die entlang der Überfuhrasse unter einer vor den Strahlen der Morgensonne schützenden Laube aufgestellt sind. An einem dieser Tische sitzend, hat Christine von Luschan am 9. September 1877, das heute noch am rechten Ufer des Riegerbaches stehende Holzkreuz in einer überaus reizvollen Skizze verewigt (Abb. 17).

Anton Trebsche ist als echter Fremdenverkehrspionier von Millstatt anzusehen, denn er hat nicht nur das soeben in der Anmerkung 19 erwähnte *Seehaus* für Sommergäste errichten lassen, sondern baute gleich daneben bereits im Jahre 1870 das erste Bad(e)haus am See (Abb. 18). M. Maierbrugger schreibt: „Die kleine, aber öffentliche Badeanstalt lag im Osten des Marktes. Sie hatte 8 Kabinen, ein Gehbad, eine eigene Kammer für Warmbäder und eine Veranda mit entzückender Aussicht auf den See und seinen dunklen, verlockenden Waldkranz“.²⁰ 1883 erwarb Rudolf Schürer von Waldheim das gesamte Areal. Ein Jahr später erweiterte er das *Seehaus* zur sogenannten *Deutschen Villa*, heute *Villa Tacoli*. Anstelle des Badhauses entstand die *Seevilla* mit allen ihren Nebengebäuden. Ihre schöne Architektur konnte sie sich mit kleinen baulichen Retuschen und Erneuerungen bis heute in ihrem äußeren Erscheinungsbild unverfälscht erhalten.²¹

Badehaus – ganz aktuell

In den Medien wird seit Monaten das Für und Wider neuer Badehäuser auf das heftigste diskutiert. Drei sollen angeblich sogar mit Fördergeldern der EU, des Landes Kärnten und privater Investoren – im Stil des um 1900 erbauten Werzer-Bades in Pörschach am Wörthersee – an Kärntner Seen erbaut werden. Die Landespolitik, die hinter der Idee steht,

¹⁸ Siehe dazu die beiden SW-Fotos unmittelbar nach Seite 360, in: Matthias Maierbrugger, Die Geschichte von Millstatt, Klagenfurt 1964, wobei im oberen Foto groß die Villa Felicitas und im unteren Foto, ganz rechts außen, die Villa Margarethe abgebildet sind.

¹⁹ Möglicherweise auch in seinem damals neu errichteten Seehaus, heute *Villa Tacoli*, welches sie gleichfalls skizziert hat.

²⁰ Matthias Maierbrugger, Die Geschichte von Millstatt, Klagenfurt 1964, S. 323.

²¹ Vgl. Gerhard Stawa, Rudolf Schürer von Waldheim 1832–1890, ein vergessener Förderer von Millstatt, in: Die Kärntner Landsmannschaft, Heft 3–4, Klagenfurt 2007, S. 10 ff.

erhofft sich mit dieser vermeintlichen Innovation eine Belebung des immer mehr an Bedeutung verlierenden Sommer-Fremdenverkehrs in Kärnten. Die Marktgemeinde Millstatt hat sich, nachdem sich nach Monate langer, vergeblicher Suche kein privater Investor gefunden hat, gleichfalls um ein derartiges Badehaus beworben. Es soll anstelle des in die Jahre gekommenen Hallenbades realisiert werden. Dies führt zu einem heftigen Rauschen im Blätterwald. Die Oberkärntner Ausgabe der Kleinen Zeitung, Klagenfurt, titelt: *Badehaus schlägt hohe Wellen* (7.9.2011, S. 26 f.); *Millstatt hofft auf Kärntner Öko-Badhaus* (9.9.2011, S. 28 f.); *Ein Badehaus für Millstatt ist fix* (14.9.2011, S. 31); *Badehaus: noch fehlt viel Geld* (Kärntner Krone, 21.9.2011, S. 21). In einem Interview kündigt der Bürgermeister von Millstatt an: „*Hallenbad soll bald abgerissen werden*“ (25.9.2011, S. 36 f.). In einem Leserbrief setzt sich der Millstätter Gemeinderat, Josef Hofer von der Namensliste Hofer & Klinar (abgekürzt: NHK), sehr kritisch mit der Machbarkeit eines derartigen Badehauses auseinander (Abb. 19).



Abb. 1 Wappen der Familie Ritter von Luschan.

Ritter von Luschan.

Blau: 2, 1, 2 goldene Bienen. Zwei gekrönte Helme mit blaugoldenen Decken und je drei Straussenfedern, auf dem ersten blaugelbbau, auf dem andern gelbblaugelb.

Doctor Lucas Luschan, geboren 1786 zu Schalua in Krain, diente lang als Richter und wurde K. K. Oberlandesgerichtsrath in Klagenfurt, erhielt auch den Orden der eisernen Krone. Kaiser Franz erhob ihn, Wien 21. November 1855,

da Lucas schon in Pension zu Graz lebte, in den Oesterreichischen Ritterstand. Die Bienen versinnbildlichen den Eifer des Wappenherrn, welchen er als Vorsitzender des Schwurgerichtes und bei den andern ihm übertragenen wichtigen Geschäften an Tag gelegt hatte.

Die Nachkommen leben zum Theil in Klagenfurt und folgten in der gleichen Bahn.

Abb. 2 Beschreibung des Wappens der Familie Ritter von Luschan.



Abb. 3 (Foto: Karl Lerch, o. J. Sammlung Huber) Die Villa Felicitas wurde um 1960 im Zuge der Verbreiterung der B 98 Millstätter Bundesstraße abgerissen.

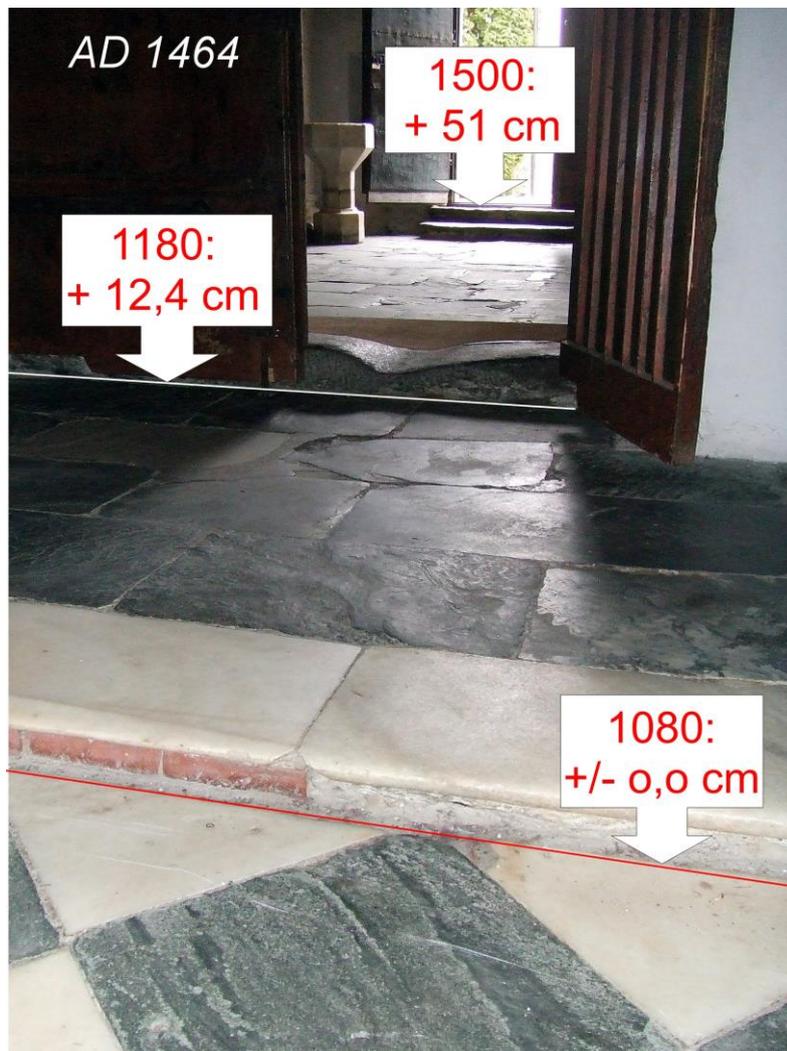


Abb. 4 (Foto & Grafik: Axel Huber, 2011) Blick aus dem Kirchenschiff in die Vorhalle der Millstätter Stiftskirche mit den unterschiedlichen Niveaus der Türschwellen und Stufen, deren Datierung auf Grund der Baugeschichte erfolgte.

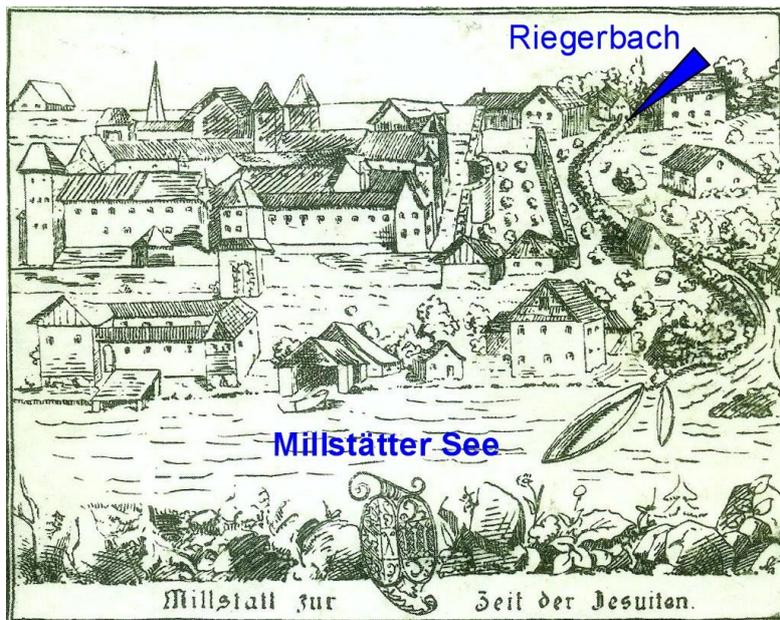


Abb. 5 (Fotokopie eines Holzschnittes im Stiftsmuseum Millstatt, o. J. Grafik: Axel Huber, 2011) Die Ansicht zeigt noch die Türme der Stiftskirche mit den romanischen Pyramidendächern, die wahrscheinlich in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts durch die noch heute das Ortsbild prägenden Zwiebelhelme ersetzt worden sind. Links im Vordergrund der heute nicht mehr vorhandene Meierhof des Klosters.

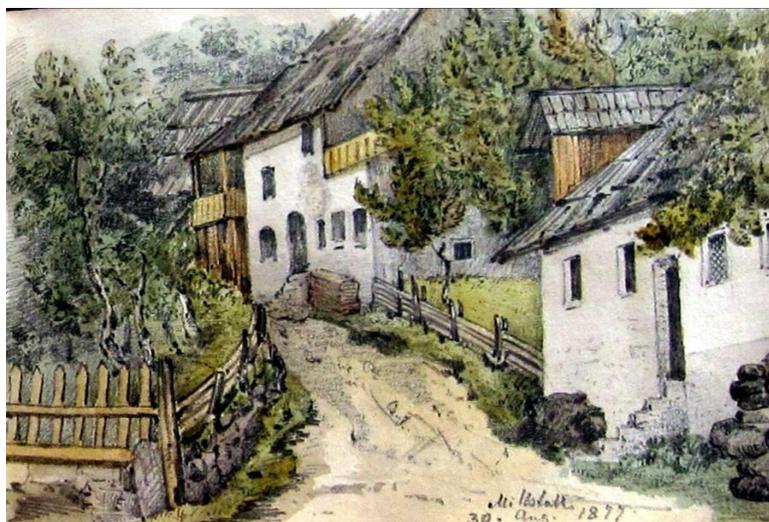


Abb. 6 (Christine von Luschan, 1877. © Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Nachlass Felix von Luschan.) Die beiden, in der dargestellten Form nicht mehr existierenden Gebäude befinden sich am Beginn des Schluchtweges, am oberen Ende von Millstatt. Bemerkenswert die offensichtlich nicht unterkellerten Häuser mit ihren hochgelegten Eingangstüren, die über mehrere Stufen zu betreten waren. Mit diesen baulichen Vorkehrungen konnte man hoffen, nicht schon bei kleineren Hochwasserereignissen „nasse“ Füße im Hause zu bekommen.



Abb. 7 (KLA, Franziszeischer Kataster. Grafik: Axel Huber, 2011) Das Stift Millstatt mit seiner Kirche ist gegen ein Hochwasser des Riegerbaches mit einer Wehrmauer aus der Zeit um 1500 sowie einem breiten Überflutungsstreifen entlang der Überfuhrungasse sehr wirkungsvoll geschützt. Das linksufrig gelegene *Hoffeld* hat man aus Sicherheitsgründen weitgehend unverbaut gelassen.



Abb. 8 (Christine von Luschan, 1876. © Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Nachlass Felix von Luschan.) Blick aus Südwest auf den zerstörten Meierhof. Im Hintergrund der Siebenhirterturm.



Abb. 9 (Christine von Luschan, 1876. © Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Nachlass Felix von Luschan.) Gegenschuss zu Abb. 8. Blick aus Nordost auf die Ruinen. Beachtenswert das turmartige, offensichtlich intakte Bauwerk. Im Hintergrund der Millstätter See und das am 16. September (!) bereits schneebedeckte (?) Goldeck.



Abb. 10 (Foto: Axel Huber, 2006) Domitianskapelle, das ovale, von Rahmen und haltenden Putti freigestellte Ölbild zeigt die wundersame Brand-Rettung von Millstatt durch den seligen Domitian und sehr schön eine heute nicht mehr existierende, mit zwei kleinen Türmchen verstärkte Wehrmauer im Vorfeld des Ortes.

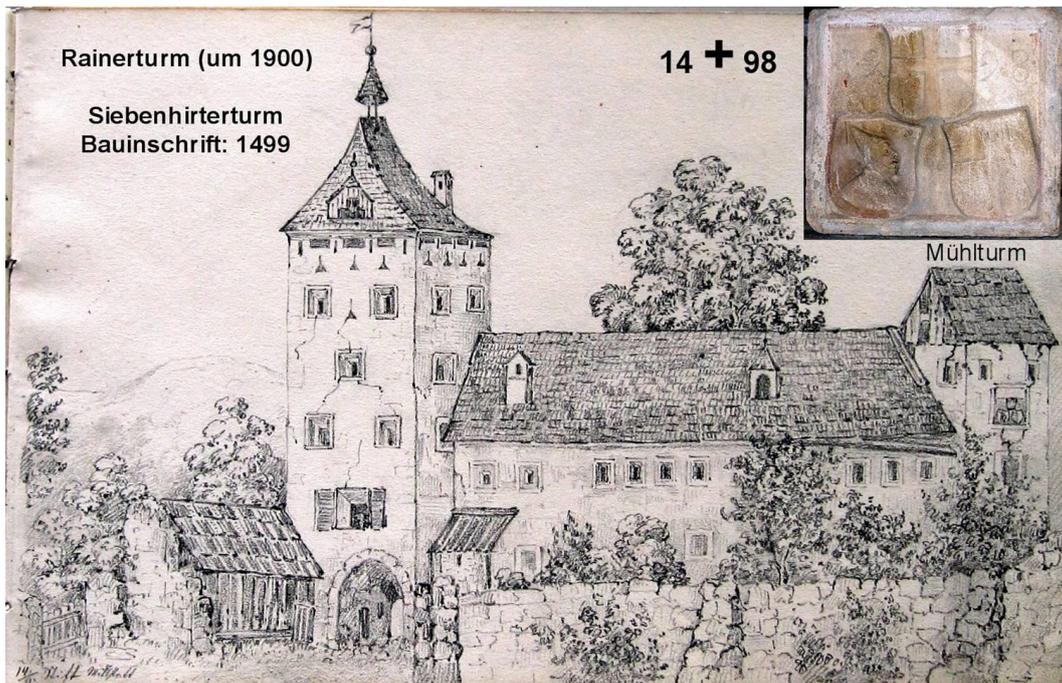


Abb. 11 (Christine von Luschan, sehr wahrscheinlich 1874. © Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Nachlass Felix von Luschan. Grafik: Axel Huber, 2011) Bezeichnet: 14. 9 Stift Millstatt. Heute Hotel Lindenhof.



Abb. 12 (Foto Axel Huber, 2009) Bauinschrift von 1499 an der Nordseite des Siebenhirterturmes.

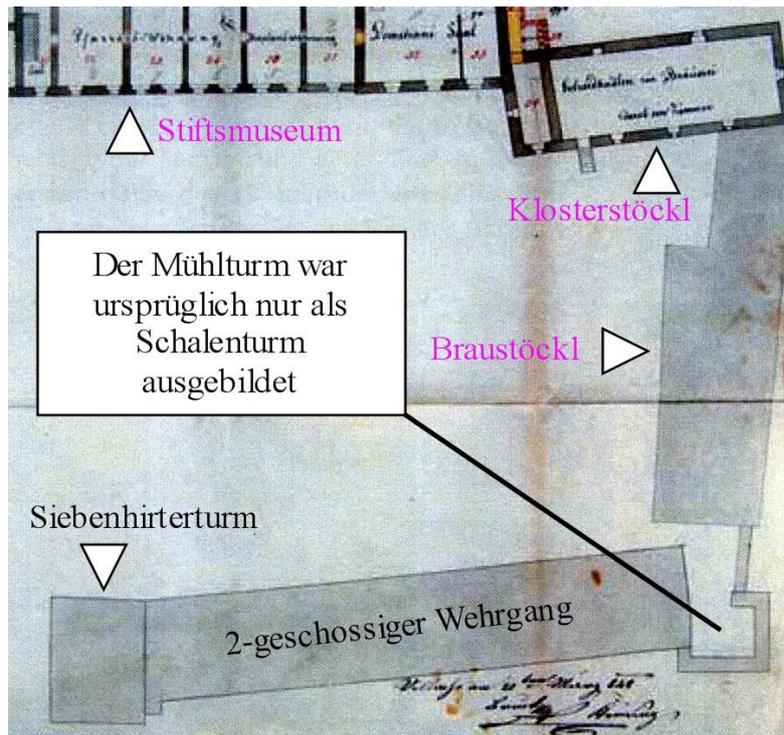


Abb. 13 (KLA N 86.15. Grafik: Axel Huber, 2011) Ausschnitt aus einem Bauplan von 1848 der im Kärntner Landesarchiv aufliegt.



Abb. 14 (Christine von Luschan, 1874. © Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Nachlass Felix von Luschan.) Ausschnitt einer Zeichnung eines Marmorreliefs von Johann Geumann, welches sich im Nordtor des Stiftes Millstatt befand.



Abb. 15 (Christine von Luschan, sehr wahrscheinlich 1874. © Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Nachlass Felix von Luschan.) Das Gasthaus Trebsche an der Kreuzung Überfuhr gasse mit der heutigen B 98 Millstätter Bundesstraße gelegen. Man beachte die bei starker Vergrößerung gut lesbare Aufschrift: *Seewirth* an der GH-Fassade. Links im Bild das Anwesen Schmölzer. Der Wald zwischen den beiden Gebäuden ist etwas verwirrend. Eigentlich müsste der Blick frei auf den See sein und erst dahinter der bewaldete Höhenzug zwischen See und Drautal herausragen.



Abb. 16 (Foto: o. Autor und Jahr, Sammlung Ing. Jakob-Hans Ströml, Millstatt) *Gasthaus zum Seewirt* mit Terrassenlaube entlang der Überfuhr gasse sowie dem Brückenkreuz an der B 98 Millstätter Bundesstraße.



Abb. 17 (Christine von Luschan, 1877. © Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Nachlass Felix von Luschan.) Brückenkreuz am Millstätter Riegerbach gegenüber dem ehemaligen Gasthaus *Seewirth* in der Überführungasse.



Abb. 18 (Christine von Luschan, 1875. © Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Nachlass Felix von Luschan. Grafik: Axel Huber, 2011) Blick auf Millstatt vom Südufer. Ganz rechts im Bilde die Badeanstalt von Anton Trebsche (gelber Pfeil). Links davon sein neues *Seehaus*.

Risiko ist zu hoch

*Zu den Berichten über das geplante
Kärntner Badehaus in Millstatt.*

Die Kärntner Tourismusholding (KTH) hat für das Badehaus klare Vorgaben ausgearbeitet: ein Drittel KTH, ein Drittel Land Kärnten und ein Drittel Gemeinde und Wirtschaft in Millstatt. Ich habe diese Aufteilung unterstützt, nur mit Unterstützung der Tourismusbetriebe kann ein erfolgreiches Betriebsergebnis für das Badehaus erzielt werden. Wie sich jetzt herausstellt, ist die Fremdenverkehrswirtschaft nicht bereit, das Badehaus finanziell zu unterstützen, deshalb habe ich mich auch gegen die Errichtung ausgesprochen.

Wenn die Gemeinde zu 100 Prozent die Haftung übernehmen muss, ist das Risiko für uns viel zu hoch. Die Erfahrung beim Hallenbad hat gezeigt, dass die Gemeinde (Bürgermeister) ein schlechter Betreiber ist. Es wäre daher unverantwortlich, für ein so schlecht vorbereitetes Projekt 2000 Quadratmeter wertvollsten Seegrund im Strandbad unentgeltlich zur Verfügung zu stellen. Die Einnahmen und Ausgaben für den Fremdenverkehr der Marktgemeinde Millstatt

gliedern sich derzeit wie folgt:
Einnahmen: Kurtaxe 324.000 Euro, pauschalierte Kurtaxe 36.000 Euro, Fremdenverkehrsabgabe (vom Land) 150.000 Euro (dazu zahlen unsere Betriebe nur 77.000 Euro ein), ergibt eine Summe von 510.000 Euro. Davon bekommt die MTG 250.000 Euro, verbleiben für die Gemeinde 260.000 Euro.

Ausgaben: Kurverwaltung 268.000 Euro, Förderung für Fremdenverkehrswirtschaft 44.000 Euro, der jährliche Abgang für das Kurhaus 45.000 Euro (vergangenes Jahr sogar 70.000 Euro), jährlicher Abgang vom Hallenbad 150.000 Euro, Darlehensrückzahlung für Camping Pesenthein 72.000 Euro, ergibt eine Summe von 579.000 Euro. Wenn ich die Einnahmen von 260.000 Euro abziehe, so bezahlt die Marktgemeinde Millstatt jährlich 319.000 Euro für die Einrichtungen der Fremdenverkehrswirtschaft aus dem ordentlichen Haushalt dazu. Deshalb ist auch die Zumutbarkeitsgrenze für die zusätzliche Finanzierung von Tourismusprojekten bereits überschritten und wird bei weiteren Großprojekten zum Ausdruck kommen.

Josef Hofer, Gemeinderat NHK,

Abb. 19 Leserbrief vom 15. September 2011 in der Oberkärntner Ausgabe der *Kleinen Zeitung*, S. 30. MTG = Millstätter Tourismus Gesellschaft, die von acht Gemeinden rund um den Millstätter See getragen bzw. finanziert werden muss. NHK = Namensliste Hofer & Klinar.